C. C. Bowen Fund

Die sociale Bedeutung der evangelischen Kirche

in der Gegenwart

von

Guido Wächter,

Diakonus in Annaberg.

Erster Band.

Leipzig,

Dörffling & Franke.

1888.

Vorwort.

Wenn man den Zeitungsnachrichten Glauben schenken darf, so haben die Besprechungen, welche der deutsche Kaiser Wilhelm II. bei seinem kürzlichen Besuche am Hofe zu Kopenhagen mit dem Könige von Dänemark gepflogen hat, vornehmlich die sociale Aufgabe der christlichen Regierungen zum Gegenstand gehabt. Auch hat der junge Monarch bereits öffentlich die Absicht kundgegeben, durch die Gesetzgebung im Sinne seines hochseligen Großvaters an der Lösung der socialen Frage kräftig weiter zu arbeiten.

Es ist kein Zweifel, daß die sociale Frage die nächste Zukunft beherrschen wird. Allein es erscheint an der Zeit, dem deutschen, evangelischen Volke abermals die Mahnung ins Herz zu rufen, womit einst Luther im Jahre 1520 seine berühmte Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung rechtfertigte: Gott hat uns ein junges, edles Blut zum Haupt gegeben, damit viel Herzen zu großer, guter Hoffnung erweckt; daneben will sichs ziemen, das Unsere dazu zu thun und der Zeit und Gnade nützlich zu brauchen.

Es ist keine menschliche Gemeinschaft, die nicht berufen wäre, an der Lösung der socialen Frage mitzuarbeiten; der Löwenanteil daran aber gebührt der evangelischen Kirche. Freilich sind zur Zeit nur wenige geneigt, dieser ihr Recht werden zu lassen. Namentlich hat die evangelische Kirche in den wissenschaftlichen Behandlungen des socialen Rätsels bisher kaum mehr als eine flüchtige Beachtung gefunden. Dies mag zum Teil darin seinen Grund haben, daß sie selbst es bisher mehr als billig versäumt hat, ihre sociale Aufgabe wissenschaftlich darzustellen und systematisch auszuführen.

Als einen Versuch, diesem Mangel abzuhelfen, möge man die vorliegenden Blätter betrachten. Sie sind geschrieben in der Hoffnung, daß durch dieselben eine geringe Handreichung zum Ausbau des jungen, deutschen Reiches gethan werde.

Annaberg, den 10. September 1888.

Der Verfasser.

Inhalts-Uebersicht.

Einleitung.

I. Theil.

Die sociale Frage innerhalb der evangelischen Kirche.

II. Theil.

Die unmittelbare, sociale Tätigkeit der evangelischen Kirche.

1. Die allgemeine, sociale Aufgabe der Kirche durch das geordnete Amt.

2. Die besondere, sociale Tätigkeit der Kirche durch die innere Mission.

Einleitung.

Die evangelische Kirche und die sociale Frage.

Es giebt vielleicht kein Problem der neueren Zeit, welches so viele Geister beschäftigt und so viele Federn in Bewegung setzt, wie die sociale Frage. Die namhaftesten Gelehrten der Rechtswissenschaft und der Volkswirthschaft, die berühmtesten Parlamentsredner, die geistvollsten Journalisten haben diese Frage bereits von den verschiedensten Standpunkten aus mit dem Lichte ihres Wissens beleuchtet, die Gesetzgeber haben sich abgemüht, das vielverzweigte System von Rechten und Pflichten, welches sie in sich schließt, zu ordnen und unter den Schutz des Gesetzes zu stellen, während zugleich die Humanität geschäftig ist, durch zahllose Versuche auf dem praktischen Gebiete der Lösung des schwierigen Rätsels näher zu kommen. In beiden Richtungen, sowohl der wissenschaftlichen Behandlung wie der praktischen Lösung der socialen Frage weist die katholische Kirche mit Stolz auf manche namhafte Leistung hin. Wie könnte unter diesen Umständen die evangelische Kirche dem Ringen der Geister müßig zuschauen? Allein gleich die ersten Versuche, welche von einigen ihrer Vertreter gemacht worden sind, sich gleichfalls der brennendsten Zeitfrage zu bemächtigen, haben auch schon einen heftigen Zwiespalt in ihrem Schoße hervorgerufen. Während eine große Zahl der protestantischen Theologen jede Einmischung der evangelischen Kirche in die socialen Kämpfe verwirft, wird eine solche ebenso entschieden von einer andern Richtung gefordert, welche nicht weniger hellglänzende Sterne der theologischen Wissenschaft aufzuweisen hat. Gerhard Uhlhorn, welcher wie vielleicht kein zweiter evangelischer Theolog die ganze Liebesthätigkeit der christlichen Kirche von Anfang bis auf die christliche Gegenwart mit seinem umfassenden Geiste überschaut, weist den Eingriff der evangelischen

Kirche in die sociale Bewegung mit Bestimmtheit zurück, und stellt sich so in einen scharfen Gegensatz zu dem bekannten berliner Hofprediger, dessen mutige Kämpfe gegen alles Undeutsche und Unchristliche die ungeteilte Bewunderung jedes deutschen, christlichen Herzens erwecken müssen. Dieser Gegensatz geht durch das ganze Lager der Kirche hindurch; doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß die Partei der Uhlhornschen Richtung zur Zeit die stärkere ist. Gleichwohl können wir nicht umhin, uns rückhaltlos auf die Seite Stöckers zu stellen, indem wir die Auffassung Uhlhorns von der socialen Frage als eine irrige bezeichnen müssen. Seltsamer Weise behauptet nämlich dieser geniale Theologe, daß die sociale Frage vorwiegend einen wirtschaftlichen Charakter trage, und daß sie erst durch jene Umwälzungen auf wirtschaftlichem Gebiete entstanden sei, welche der Maschine und dem freien Arbeitsvertrage verdankt werden. Diese Anschauung fällt um so mehr auf, als Uhlhorn selbst in seinem berühmten Buche „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" ein Bild von dem sittlichen und socialen Verfall des untergehenden, römischen Reichs gezeichnet hat, welches fast in jedem Zuge an die socialen Kämpfe der Gegenwart erinnert. In der That ist die sociale Frage nicht in erster Linie eine wirtschaftliche, sondern vielmehr eine sittliche und religiöse Frage; und es ist das unbestreitbare Verdienst der katholischen Socialpolitiker, diese Seite der socialen Frage mit besondrer Aufmerksamkeit behandelt zu haben. Von den evangelischen Theologen sind es unseres Wissens besonders zwei, welche die socialen Fragen im Zusammenhang behandelt und unter das Licht ihrer Wissenschaft gestellt haben. Der eine ist ein freisinniger, protestantischer Theolog, nämlich der Pfarrer Wilhelm Kambli in St. Gallen. Die theologische Wissenschaft verdankt ihm ein ziemlich umfangreiches Buch „Die socialen Parteien und unsere Stellung zu denselben", welches uns besonders um des dort gesammelten Materials willen wertvoll erscheint. Der andere socialpolitische Schriftsteller unter den Theologen, welchen wir im Auge haben, ist der berühmte Martensen, evangelischer Bischof von Seeland. Seine Behandlung der socialen Ethik gehört wohl zu dem gediegensten, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist. Wir zögern denn auch nicht, offen einzugestehen, daß wir die in diesem Buche entwickelten Gedanken zum guten Teil der eben erwähnten Schrift verdanken; und wenn wir daher noch ein eigenes Verdienst beanspruchen könnten, so würde es sich darauf beschränken, daß wir auf die besonderen Verhältnisse unserer deutschen, evangelischen Kirche der

Gegenwart das anwenden, was Martensen im allgemeinen in streng wissenschaftlicher Form gegeben hat.

Dem geneigten Leser ist ohne Zweifel eine interessante und merkwürdige Episode aus der römischen Geschichte erinnerlich. Es gab im alten Rom zwei Klassen, deren langjährige Kämpfe die lehrreichste, sociale Erscheinung aller Zeit bilden, die Patricier und die Plebejer. Die Patricier waren im Anfang im Alleinbesitz aller politischen und socialen Vorrechte, und übten ihre Vorherrschaft über die Plebejer mit einer solchen, schonungslosen Grausamkeit aus, daß die zur Verzweiflung getriebenen Proletarier eines Tages sammt und sonders nach dem eine Meile von Rom entfernten, heiligen Berge auswanderten, mit der Absicht, dort eine neue Stadt zu gründen. Da sandten die geängstigten Patricier den geistvollen Menenius Agrippa nach dem heiligen Berge; und diesem gelang es, die Plebejer zur Rückkehr nach Rom zu bewegen, indem er ihnen in einem berühmten Gleichniß die Gesetze des socialen Lebens vor Augen führte. Es ist dies die Erzählung von den Gliedern, welche sich gegen den Magen empören, und durch ihre Weigerung, demselben auch noch ferner dienstbar zu sein, den Verfall des ganzen Körpers herbeiführen. Ueber die Weisheit, welche in jener Fabel des Menenius Agrippa enthalten ist, ist bis jetzt alle Socialpolitik nicht hinausgekommen; auch streift sie sehr nahe an den Geist des Christentums, indem sie an das bekannte Paulinische Wort erinnert: so Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so Ein Glied sich freuet, so freuen sich alle Glieder mit.

Aus dieser bemerkenswerten Episode der römischen Geschichte geht jedenfalls mit unzweifelhafter Gewißheit ein doppeltes hervor. Erstens ist es ein Irrtum, wenn behauptet wird, daß die sociale Frage erst mit der Maschine und dem freien Arbeitsvertrage enstanden sei. Die sociale Frage ist viel älter, sie ist das Rätsel, an welchem wir die Menschheit sich abmühen sehen, soweit die Wissenschaft der Geschichte unsern Blick geöffnet hat. Andrerseits ist es klar, daß gerade die Kirche von dieser Frage am allerlebhaftesten berührt wird. Denn die Lösung des socialen Rätsels ist die christliche Liebe, und Liebe in die Herzen zu pflanzen, Liebe zu der alles beherrschenden Macht auch im öffentlichen Leben zu erheben, das ist ja doch die Aufgabe der christlichen Kirche gewesen, seitdem sie von ihrem göttlichen Haupte mit den Strömen der Liebe von oben ist ausgerüstet worden.

Allein bevor wir weiter über die Stellung der Kirche zur socialen

Frage handeln, ist es nötig, daß wir uns wenigstens einigermaßen über den Begriff derselben die erforderliche Klarheit verschaffen. Denn fast verwirrend und betäubend tönen uns die Schlagworte: sociale Frage, sociale Verhältnisse, sociale Lage, Socialismus und Socialdemokratie aus allen Zeitungen und politischen Flugblättern, aus allen Parlamentsverhandlungen und Wahlreden entgegen, ohne daß es bisher gelungen ist, zu einem klaren Begriffe der Sache zu gelangen. Ja, der Leser hat ohne Zweifel bereits bemerkt, daß die „socialen Verhältnisse“ der bequeme Ausweg geworden sind, welchen die politischen Kannegießer jederzeit betreten, so oft irgend eine Erscheinung des öffentlichen Lebens ihrem Verständniß verschlossen bleibt. „Das kommt von unsern socialen Verhältnissen“ — so lautet die Redensart, mit welcher man sich jedesmal gewandt aus der Affaire zieht, wobei man noch den Vorteil genießt, als ein tiefsinniger Kopf zu erscheinen, in welchem alle schwierigen, politischen Rätsel bereits ihre Lösung gefunden haben.

Alle Wörter, welche mit dem Ausdruck „social“ verwandt sind, haben ihren Ursprung im lateinischen, in welcher Sprache wir die Begriffe socius der Genosse und societas die Gesellschaft vorfinden. Demgemäß betrachtet die sociale Wissenschaft den Menschen nach der Stellung, welche er innerhalb der menschlichen Gesellschaft einnimmt. Gleichwie der Naturforscher die natürliche Beschaffenheit des menschlichen Körpers seiner Betrachtung unterwirft und die Gesetze des physischen Lebens zu ergründen sucht; wie die Seelenkunde oder Psychologie die Eigenschaften der menschlichen Seele erörtert und auf die Resultate ihrer Nachforschungen die Vorschriften einer richtigen Erziehung und Seelsorge aufbaut, so untersucht der Socialpolitiker, welche Stellung jede einzelne Klasse der menschlichen Gesellschaft den anderen Klassen gegenüber einzunehmen habe, und bestimmt auf Grund dieser Nachforschungen das einem jeden zukommende Maß von Rechten und Ehren, von Aufgaben und Pflichten. Die sociale Frage im weitesten Sinne ist also die Frage: welches Maß von Rechten und Pflichten kommt einer jeden Classe in der menschlichen Gesellschaft zu, damit der Gerechtigkeit Genüge geleistet sei? Wenn wir an dieser Bestimmung des Begriffs festhalten, so ist ohne weiteres zweierlei klar: erstens nämlich, daß es eine sociale Frage giebt von dem Augenblick an, wo überhaupt der Mensch in der Gesellschaft von seines Gleichen lebte, und zum andern, daß diese Frage niemals völlig gelöst werden kann, so lange die ununterbrochen fortschreitende Bewegung des Volks-

lebens immer wieder den Streit über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der verschiedenen Volksgruppen aufregt. Wir behaupten also, daß die sociale Frage noch nicht existirt hat, so lange unser Stammvater Adam allein auf der Welt war; daß aber diese Frage sofort entstand, als die Eva ihm von dem allmächtigen Schöpfer beigesellt wurde. Denn nun lag bereits das Rätsel vor, welche Stellung das Weib dem Manne gegenüber einzunehmen habe. Da ist es Gott der Herr selber gewesen, welcher dieses Rätsel löste, indem er anordnete, daß das Weib eine Gehilfin des Mannes sein sollte, die um ihn sei. Allein die böse Eva hat nun auch gleich damit angefangen, daß sie ihre sociale Stellung nicht anerkennen wollte; denn anstatt ihrem Manne in Demut unterthan zu sein und ihren Willen in den seinigen zu fügen, riß sie vielmehr die Herrschaft über denselben an sich, indem sie ihn zu jenem verhängnißvollen Apfelbiß verleitete, welcher ein so großes Elend über unser ganzes Geschlecht heraufbeschworen hat. Seitdem ist die Sünde in der Welt; und durch diese ist nicht allein das ganze inwendige Wesen des Menschen, sondern auch jede Form des äußerlichen Zusammenlebens mit seines Gleichen zerstört und entstellt. Zwiespalt und Hader, Neid und Streit und allerlei Unordnung ist nun in alle menschlichen Gemeinschaften eingedrungen — kein Zweifel, daß die herrschsüchtige Stammmutter unsres Geschlechts an dem ganzen Elend der socialen Frage die erste Schuld trägt.

Wer nun fest auf dem Boden des christlichen Glaubens steht, der weiß, daß diese Störungen, welche die Sünde in der menschlichen Gemeinschaft anrichtet, nur durch den Geist von oben überwunden werden können, welcher den alten Adam in uns mit seinem Trotz und Eigensinn und mit seiner Selbstsucht überwindet, und die Kraft der Selbstverleugnung, der Geduld und der mitfühlenden und verzeihenden Liebe in uns erweckt. Aber das ist nun eben das bittere Leid dieser Zeit, daß die Menschen vom Geiste Gottes sich nicht mehr strafen lassen wollen. Ihr Umgehorsam bäumt sich mächtig gegen die von Gott selbst gestifteten Ordnungen des menschlichen Zusammenlebens auf, um so mehr, als ja auch diesen Ordnungen um der Sünde willen manches Beschwerliche und Drückende anhaftet. Aus diesem Geiste des Ungehorsams und der Empörung ist der Socialismus hervorgegangen. Er leugnet dreist, daß in die menschliche Natur von Adams Falle her das sündige Verderben eingedrungen sei; er behauptet vielmehr, daß alle in dieser Welt herrschenden Sünden und Laster nur eine Folge der verkehrten Einrichtungen seien, womit eine vielhundertjährige Un-

wissenheit und Tyrannei die Menschen gequält habe; und er vermißt sich, die Menschheit vollkommen tugendhaft und glücklich zu machen, sobald man ihm vergönne, die gegenwärtigen, ungerechten und tyrannischen Gesetze durch vernünftige und humane Einrichtungen zu ersetzen. Demgemäß giebt es keine Form der menschlichen Gemeinschaft, an welche der Socialismus nicht seine Hand zu legen wagte. Er rüttelt an den heiligen Ordnungen der Familie, er erkennt eine unerhörte Tyrannei darin, daß eine Frau zeitlebens durch ihr Gelübde an einen Mann gebunden sein soll, den sie vielleicht nicht liebt; daß man den Eltern die Sorge für eine Nachkommenschaft aufbürden will, für deren Ernährung und Erziehung vielmehr die Allgemeinheit einzutreten hätte. Die Allgemeinheit, der Staat ist es, dem die Pflicht zukommt, alle Kinder alsbald nach der Geburt ihren Eltern abzunehmen, und sie in große Erziehungshäuser einzureihen, woselbst ihnen allen eine völlig gleiche, auf der Grundlage der Vernunft ruhende Erziehung gegeben werden soll, die jede Erhebung des einen über den andern unmöglich macht und dabei jede besondere Berufsbildung mit einschließt. Eine gleiche Revolution erstrebt der Socialismus auf wirtschaftlichem Gebiete. Die heute gangbare Methode, die für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens notwendigen Güter zu schaffen und auszutauschen, wird vollständig verworfen. Die Produktion ist vielmehr die Sache des Staates, welcher den gesammten Bedarf zu bestimmen, und von dem gemeinsam erarbeiteten Ertrag einem jeden nach seinen naturgemäßen Bedürfnissen austeilen wird. Durch diese wirtschaftliche Umwälzung werden die kränkenden Unterschiede, welche heute so viel Neid, Zwietracht, Ungerechtigkeit und Tyrannei in der Menschheit herbeiführen, völlig aufgehoben werden. Selbstverständlich ist damit auch der Umsturz aller Fürstentrone besiegelt, deren Macht und Gewalt heute noch die Herrschaft der bevorrechteten Klassen stützt, und ebenso der Untergang der Kirche, welche das Verbrechen begeht, die Unterdrückung der Schwachen durch die Mächtigen gutzuheißen, und die jetzt obwaltenden Unterschiede auf eine höhere Anordnung zurückzuführen. Im socialistischen Staate folgt jeder frei den religiösen Anschauungen seines eigenen Herzens, ohne die Autorität eines Bekenntnisses oder die Sittenlehre irgend einer Kirche noch anzuerkennen. Die natürlichen Triebe sind einzig und allein die Macht, welche eine vollkommene Glückseligkeit und eine vollkommene Tugend auf Erden begründen. Trägheit oder Verbrechen wird man im socialistischen Staate ebensowenig kennen, wie Armenhäuser und Gefängnisse.

Dies sind die Hauptlehren des socialistischen Glaubensbekenntnisses, welche von den socialistischen Schriftstellern unzählige male mit nur geringen Variationen wiederholt worden sind, und als deren ersten Propheten man vielleicht den berühmten, griechischen Philosophen Plato bezeichnen kann. Der Leser kennt Shakespeares märchenhaftes Drama „Der Sturm“, in welchem wir den König Alfonso von Neapel auf eine unbewohnte Insel verschlagen sehen. In diesem glücklichen Eilande scheinen alle Bedingungen eines vollkommenen Paradieses auf Erden gegeben. Der König fordert seinen erprobten Rat Gonzalo auf, seine Meinung darzulegen, wie wohl auf dieser Insel ein vollkommener Staat geschaffen werden könne. Gonzalo antwortet.

„Und wär' ich König hier, was würd' ich thun?
Für das Gemeinwohl thät' ich alle Dinge
Durch Widersprüche. Keine Art von Handel
Erlaubt ich. Keine Obrigkeit, kein Wissen
Würd' hier gekannt, und keine Dienstbarkeit,
Nicht Reichtum und nicht Armut, nicht Verträge,
Erbfolgen, Grenzen, Aecker, Weinberg nicht;
Nicht der Gebrauch von Korn, Wein, Oel, Metallen,
Nicht ein Geschäft; nein, müßig jeder Mann,
Die Weiber auch, doch schuldlos, tugendhaft;
Kein Königtum —
Entsprießen sollte alles der Natur
Ganz ohne Müh und Not. Verrat und Treubruch,
Geschütz, Schwert, Messer, Speere, Kriegsmaschinen
Wollt' ich nicht haben, aber schöpferisch
Erzeugte jede Fülle die Natur,
Mein schuldlos Volk zu nähren! —“

Hier zeichnet der große englische Dichter mit meisterhafter Ironie die socialistischen Traumgebilde, mit denen er vielleicht durch das Werk seines berühmten Landsmannes Thomas Morus „Utopie“ bekannt sein mochte. Die gegenwärtigen Verkündiger des Socialismus hüten sich zwar in der Regel, diese kindischen Träumereien, welche den Spott jedes klaren Denkers herausfordern müssen, so gradezu und in ihrer letzten Konsequenz als ihr politisches Dogma zu bekennen; allein sie stellen in ihren Werken Behauptungen und Forderungen auf, welche in ihren Folgerungen doch allemal auf die socialistische Utopie hinauslaufen.

In Deutschland nun hat sich der Socialismus eine besondere politische Gestalt in der Partei der Socialdemokratie gegeben; und diese politische Richtung ist es vornehmlich, welche eine so hochgehende

Aufregung in unserm Volke verursacht, und welche den Staatsmännern und Gesetzgebern schon so manche schwere Stunde bereitet hat. Auch ist durch die verschiedenen Wahlkämpfe, namentlich durch die Reichstagswahlen, bereits der Beweis geliefert worden, welche ungeheure Macht die Socialdemokratie dermalen entfaltet, und in welch raschem Wachstum sie begriffen ist; vereinigte sie doch gelegentlich der letzten Reichstagswahlen im Februar 1887 nicht weniger als 774,128 Stimmen auf ihre Partei. Diese ungeheure Machtentfaltung veranlaßt uns, in der vorliegenden Schrift der deutschen Socialdemokratie eine eingehendere Betrachtung zu schenken. Ohne nun auf die Geschichte dieser Partei, welche übrigens schon oft mit ausgezeichneter Gründlichkeit von socialpolitischen Schriftstellern jeder Richtung behandelt worden ist, näher eingehen zu wollen, soll doch hier ausdrücklich bemerkt werden, daß die deutsche Socialdemokratie schon nach ihrem Ursprunge als eine besondere, religiöse Richtung sich kundthut. Während nämlich in England die neuere, sociale Bewegung aus wirtschaftlichen Ursachen hervorgegangen ist, indem die weltumwälzende Maschine die Arbeitermassen zum Kampfe gegen das eigensüchtige Kapital aufreizte; während in Frankreich eine zügellose, jede bestehende Staatsordnung zerstörende Zeitungspresse die Urheberin der revolutionären Bewegung gewesen ist, verdankt die deutsche Socialdemokratie ihre Entstehung hauptsächlich den zersetzenden Einflüssen der Hegel'schen Philosophie, deren maßlose Jünger, ein David Friedrich Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach, Arnold Ruge durch eine alle Grenzen überschreitende Kritik den positiven Inhalt der christlichen Heilsgeschichte und damit manche ehrwürdige, fromme Glaubensüberzeugung zu zerstören sich bemühten. Die ersten, deutlich sichtbaren Früchte dieser Aussaat des Unglaubens auf dem politischen Gebiete hat das Sturmjahr 1848 gezeitigt; seitdem hat jener Geist der Empörung und des Ungehorsams sich bald ein wenig gemäßigt, bald wieder sein Haupt mit größerer Dreistigkeit erhoben, besonders, seitdem er durch den zügellosen Materialismus der sogenannten Gründerjahre eine ungeahnte Stärkung empfangen hatte. Und noch heute zeigt die Socialdemokratie in den wilden Ausbrüchen ihrer Redner und der bluttriefenden Sprache ihrer Flugblätter ihr wahres Gesicht, wenn auch die gegen die Socialdemokratie gerichteten Zwangsmaßregeln ihre Führer zwingen, die gewalttätigen und revolutionären Absichten ihrer Wirksamkeit hinter einer friedfertigen und unschuldig klingenden Sprache zu verstecken. Der trügerische Schleier ist jedoch oft genug

gelichtet worden, um uns die wahre Gestalt der Socialdemokratie zu zeigen, so namentlich in jüngster Zeit von dem bekannten Parteiführer Bebel, welcher in einer Versammlung der Socialdemokraten von London am 29. Oktober 1887 bestätigte, daß die Abneigung der deutschen Socialdemokratie nicht gegen die communistischen und anarchistischen Theorien gerichtet sei, auch nicht gegen die Attentate einzelner sehr fortgeschrittener Elemente, denn es seien ja alle Socialisten, alle demselben Princip entsprossen. Dieses allgemeine Princip, auf welchem sich alle. Socialisten, Nihilisten und Anarchisten begegnen, ist eben kein anderes, als der Atheismus, die völlige Verleugnung einer göttlichen Weltordnung, welche in ihren Konsequenzen dazu drängt, hier auf Erden ein Reich der allgemeinen Gleichheit und vollkommenen Glückseligkeit herzustellen, sollte dieses Ziel auch nur mit Pulver und Dynamit erreicht werden können.

Dies ist also das der Socialdemokratie zugrundeliegende Princip. Was aber nun die praktische Ausgestaltung der heute in Deutschland herrschenden Partei anlangt, so dürfen wir unter den Anhängern derselben vielleicht drei Richtungen unterscheiden:

1. Die geistigen Heerführer. Hierher gehört die namhafte Zahl der geistigen Proletarier, von denen Riehl in seiner „bürgerlichen Gesellschaft“ eine recht charaktervolle Beschreibung giebt: verpfuschte Studenten, abgesetzte Beamte, entlassene Offiziere, zerfahrene Literaten, verdorbene Handwerker, welche nunmehr 'als Schriftsteller die Welt mit den Mißgeburten ihrer tollen Phantasie beschenken, und sonst Leute allerlei Schlags, die in der öffentlichen Zeitungspresse und auf dem parlamentarischen Redefelde ihrer winzigen Persönlichkeit ein Relief zu geben versuchen. Der Einfluß dieser geistigen Proletarier ist bereits in hohem Grade besorgniserregend, wie man leicht ermessen kann, wenn man dieselben an der Hand Riehls in allen ihren Schlupfwinkeln, auf den Brettern der Vorstadtbühne und in den Comptoirs galliger Hetzblätter aufsucht. Sie bekennen sich nun zwar bei weitem nicht alle zur socialdemokratischen Partei, allein sie liefern derselben doch ein sehr bedeutendes Kontingent, wie denn auch die Schriftsteller und Redakteure unter den socialistischen Reichstagsabgeordneten zahlreich vertreten sind.

2. Die größte Zahl zur socialdemokratischen Partei aber stellen die Proletarier der materiellen Arbeit, Leute, die sich der Mehrzahl nach im Schweiße ihres Angesichts redlich um ihres Lebens Notdurft plagen, aber durch die innere und äußere Verlotterung alle Harmonie

des Lebens verloren haben. Diese Proletarier bevölkern namentlich die Arbeiterviertel unserer großen Städte und deren Vororte; sie gelangen, den wilden Trieben ihres aufrührerischen Sinnes folgend, oft bis zu einem solchen Maße von Rohheit und Gewalttätigkeit, daß sie ihren Parteigenossen im schwarzen Rock und Glacéhandschuhen selbst zuweilen recht unbequem werden. Diese aus Rand und Band gekommenen Arbeiter sind es besonders, gegen welche die Polizei einen unaufhörlichen, wenn auch fast fruchtlosen Kampf führt.

3. Zuletzt gehören eine große Zahl von Leuten zur socialdemokratischen Partei, welche sehr harmloser und gutmütiger Natur sind, und welche wir die unbewußten Socialdemokraten nennen möchten. Diese sind nur die betörten Opfer ehrgeiziger Volksverführer. Sie leben in dem guten Glauben, daß die socialdemokratische Partei die einzig wahre und vollständig berechtigte Vertretung des Arbeiters sei; und sie sind weit entfernt von jeder Gewalttätigkeit und jedem Umsturz der bestehenden Ordnungen. Leute dieses Schlags, welche man schon oft mit dem Schmeichelnamen des Stimmviehes bezeichnet hat, werden von den socialdemokratischen Agitatoren oft auf eine äußerst plumpe Weise eingefangen. Da tritt etwa ein solcher Stimmenfänger vor einen harmlosen Arbeitsmann hin und ruft ihm zu: Willst du mehr Steuern geben oder weniger? Natürlich weniger, lautet die Antwort. So, heißt es, dann wählst Du den — und dabei wird dem Betrogenen der socialdemokratische Wahlzettel in die Hand gedrückt. Dergleichen plumpe Wahlmanöver werden namentlich unter den gutmütigen Sachsen mit Erfolg getrieben, während die in gleichem Maße wegen ihrer Socialdemokratie bekannten berliner Arbeiter wohl hauptsächlich der zweiten Kategorie angehören dürften.

Es ist klar, daß von diesen drei Gruppen, aus denen sich die Socialdemokratie rekrutirt, die erste die einflußreichste, die zweite aber die gefährlichste ist. In allen Kreisen der Gesellschaft zählt bereits, wie Riehl treffend bemerkt, das Proletariat seine Glieder; und es ist eines von den unbegreiflichen Mißverständnissen unsrer Socialpolitiker, daß sie die Socialdemokratie fast nur unter den industriellen Lohnarbeitern suchen. Natürlich fragen diese zerfahrenen und aufgeregten Leute wenig nach den politischen Programmen, welche die socialistischen Schriftsteller und die verschiedenen socialistischen Kongresse, wenn auch mit vielen Widersprüchen und mühsam zusammengestellt haben. Die Empörung gegen Zucht und Ordnung ist das einzige, gemeinsame Band, welches diese buntgemischte Masse zusammenhält;

und die Reichstagswahl wird von ihr als eine willkommene Gelegenheit benutzt, um ihrem Mißvergnügen einen öffentlichen Ausdruck zu verleihen. Es ist auch ganz vergeblich, diese mißmutigen, unzufriedenen und empörerischen Gemüter durch wissenschaftliche Belehrung von der Unmöglichkeit und Lächerlichkeit der Socialdemokratie zu überzeugen, und zwar eben deswegen, weil ihr Socialismus auf einer Verstimmung des Herzens und Gemütes und nicht auf einer Verirrung des Verstandes beruht. Auffällig muß es scheinen, daß ein so gelehrter Mann wie Schäffle für diesen psychologischen Zustand der Socialdemokratie kein Auge hat. Schäffle setzt den ganzen Scharfsinn seines Geistes daran, um durch wahrhaft minutiöse, mathematische Konstruktionen das ganze Lügengebäude des Socialismus zuerst bis in seine äußerste Spitze auszuführen, um dann es wieder von oben bis unten mit kritischer Hand abzutragen; ja Schäffle ist von der sieghaften Weisheit seiner Widerlegung so fest überzeugt, daß er es nur dem Zwangsgesetz gegen die Socialdemokratie schuld giebt, wenn das Lügenevangelium des Socialismus derzeit noch nicht vor dem Lichte seines Geistes in nichts zerfallen ist. Dieses stolze Zutrauen zu der Kraft ihrer wissenschaftlichen Beweise, welches sich übrigens bei den Herren vom Katheder sehr häufig findet, wird um so sonderbarer erscheinen, wenn man einmal den Versuch macht, sich in Herrn Schäffles Schriften hineinzustudieren. Die meisten unsrer Leser werden die „Quintessenz des Socialismus“ oder die „Briefe an einen Staatsmann“ sehr bald wieder bei Seite legen mit der Ueberzeugung, daß der gemeine Mann von dieser abstrakten, mit Fremdwörtern gespickten Sprache auch nicht einen einzigen Satz zu fassen im stande ist. Die deutsche Regierung thut daher jedenfalls gut, wenn sie auf straffe Gesetze ein stärkeres Vertrauen setzt, als auf die subtile Weisheit socialpolitischer Akademiker. Viel richtiger hat ein andrer großer Mann das Wesen der Socialdemokratie beurteilt, insofern ja diese Richtung mit allen Parteien, die auf politischem Gebiet grundsätzlich Opposition treiben, nahe verwandt ist. Gustav Freytag beschreibt nämlich in seiner Selbstbiographie die Charaktere, durch welche die Opposition im Reichstage geführt wird, mit folgenden treffenden Zügen:

„Auf der linken Seite stehen die Lyriker, von denen sicher mancher in seiner Jugend in einem Bändchen Gedichte auch dichterische Wallungen abgelagert hat. Aber freilich sind solche Naturen in der Politik nicht mehr von der Harmlosigkeit meines jungen Kollegen Bellmaus; sie fühlen lebhaft, oft leidenschaftlich, was sie in ihrem Privatleben einmal

wund gedrückt hat; und was sie leitet und aufregt, sind im letzten Grunde fast immer einige schmerzliche Eindrücke ihrer eigenen Vergangenheit. Solch Verletzendes wirkt in ihren Seelen übermächtig und beeinträchtigt die gerechte Beurteilung der Zustände, welche ihnen beschwerlich sind. Mit den Männern von dieser Anlage, welche in den kleinen Kreisen unsres Volkes gewöhnlich sind, verbinden sich andre Naturen: harte Doktrinäre, welche die Wirklichkeit gegenüber dem Idealbilde des Staates, wie sie es konstruiert haben, als unleidlich betrachten, herrschsüchtige und gewissenlose Demagogen und Manche, denen der Wurm der Eitelkeit allzuviel von dem gesunden Kern ihres Lebens abgenagt hat. Auch diese Partei ist in mäßiger Zahl den andern beigefügt, unentbehrlich für den Staat, weil vor wirklichen großen Schäden die Beschwerde darüber in ihr am hellsten ausklingt: sie wird zum Unglück für die Nation, wenn durch die Verhältnisse oder durch die Fehler der Regierung ihr Einfluß übermächtig heraufwächst."

Darüber sind wir also nun klar, daß die Kirche in erster Linie berufen ist, diese verdüsterten Herzen zu erleuchten und damit auch Frieden zu stiften zwischen den streitenden Parteien. Aber neben der Kirche ist die Lösung der socialen Frage eine Aufgabe aller derjenigen Mächte, welche auf das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Bevölkerungsklassen irgendwie Einfluß ausüben können. Wer ist dafür verantwortlich, daß in einem Hause die Kinder in Frieden und Eintracht mit einander leben? Wer anders als die Eltern? Denn diese sind offenbar verpflichtet, in ihren Kindern den Geist der Selbstsucht und des Streites zu dämpfen, den Geist der Liebe zu erwecken und etwaige Streitigkeiten kraft ihres elterlichen Ansehens zu schlichten. So ist auch die Bewahrung des socialen Friedens im Volke eine Aufgabe der Volkserziehung, an welcher der Kirche ein bedeutender, unbestrittener Anteil zusteht. Es ist erfreulich zu sehen, daß die öffentlichen Blätter nachgerade doch in diesem Punkte die Lösung der socialen Frage zu suchen anfangen, nachdem sie dieselbe lange Zeit als ein rein wirtschaftliches Problem behandelt haben, welches nur den nationalökonomischen Professor, aber nicht den Gesetzgeber, den Verwaltungsbeamten und den Seelsorger angehe. So wirft die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bei einer Besprechung des wiener Anarchisten-Prozesses die Frage auf, wodurch es den Anarchisten gelinge, so viele arme Teufel irre zu leiten, und meint, das geschehe dadurch, daß sie der Menge von Dingen sprechen, welche über deren Fassungsvermögen

hinausgehen: „Diese Buben müssen unter die Rute der strengsten Zucht genommen werden“. Es ist erfreulich, daß die „Norddeutsche Allgemeine“ die sociale Frage dem Volkserzieher ernstlich ans Herz legt; denn damit ist auch der evangelischen Kirche ihr Anteil an dieser wichtigen Frage ein für allemal gesichert. Dagegen erwarten wir von der christlichen Liebe, Freundlichkeit und Geduld einen größeren Erfolg bei unsern verirrten Volksmassen, als von der Rute der strengsten Zucht, obgleich wir auch dieser ihr Recht zugestehen. Nachdem wir aber nun den richtigen Gesichtspunkt gefunden haben, von dem aus wir unser Thema behandeln müssen, so werden wir nun die sociale Wirksamkeit der evangelischen Kirche näher beschreiben können. Es wird also unsre Aufgabe sein, im folgenden zuerst den unmittelbaren Anteil der Kirche an der Volkserziehung darzustellen, um dann die Stellung der Kirche zu den übrigen Faktoren der Volkserziehung zu kennzeichnen. Zunächst jedoch ist es unumgänglich, jene schwierige sociale Frage zu untersuchen, welche neuerdings im Schoße der evangelischen Kirche selbst aufgetaucht ist, weil von der glücklichen Lösung derselben ihre sociale Wirksamkeit überhaupt im höchsten Grade abhängen muß.

I. Teil.

Die sociale Frage innerhalb der evangelischen Kirche.

1. Kapitel.

Die gegenwärtige Verfassung der Kirche.

„Es soll niemand die Heilmittel der Kirche anklagen, als hätten diese keine Kraft mehr; Trunkenbolde, Wollüstlinge, Selbstmörder stehen in der Regel außer aller Verbindung mit der Kirche und ihren Heilmitteln. Diese haben mithin so gut wie keine Gelegenheit gehabt, ihre Kraft an derartigen Personen zu erproben." So schreibt die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" im Februar 1886, um die evangelische Kirche gegen die Angriffe ihrer Gegner zu verteidigen, wenn diese darauf hinweisen, daß man die heilsamen Einflüsse der kirchlichen Erziehung an den in Rohheit und Sittenlosigkeit versunkenen Massen vergeblich suche. Allein man muß gestehen, daß diese Verteidigung der Kirche wenig glücklich erscheint. Daß es den Heilmitteln der christlichen Kirche nicht an der heiligenden, erneuernden und rettenden Kraft fehlt, deren sie in ihrem großen Kampfe wider die Sünde bedarf, kann mit Ernst kein Christ bezweifeln; er würde ja mit seinem Zweifel den Herrn der Kirche selbst anklagen, als ob er seine Diener mit stumpfen Waffen und schlechter Rüstung in den Kampf wider die böse Welt hinaus gesandt habe. Wenn nun trotzdem die Heilskräfte der Kirche bei vielen ihrer Glieder versagen, so müssen wir die Schuld ohne Zweifel bei der Kirche selbst suchen. Es ist ihre Aufgabe, ihre Netze auszuwerfen, um die Seelen der Menschen dem Meer des Verderbens zu entreißen, und für das Reich Gottes einzufangen. Wie kommt es nun, daß so viele der unsterblichen Seelen durch die Maschen dieser Netze hindurchschlüpfen? Entweder sind die Diener der Kirche nachlässig und träge, oder es ist eine fremde Gewalt vorhanden, welche ihnen die Hände bindet, daß sie ihre Arbeit im Reiche Gottes nicht frei und fröhlich vollbringen können. Was nun den ersten Fall anlangt, so ist es klar, daß es allezeit neben den treuen Hirten auch Mietlinge giebt, welche sich der anvertrauten Herden nicht annehmen — diese werden dereinst unter das Gericht des Herrn

fallen. Allein im allgemeinen darf gegen die evangelische Geistlichkeit nicht der Vorwurf erhoben werden, als ob sie nicht treu in ihrem Haushalten erfunden würde; vielmehr wird ihre Treue, ihr Eifer und ihre Lauterkeit jedes Jahr wieder rühmend in den Jahresberichten der Landeskonsistorien anerkannt. Somit läßt sich die Ohnmacht der evangelischen Kirche nur durch den zweiten der von uns angegebenen Gründe erklären; die evangelische Kirche besitzt weder die erforderliche Freiheit und Selbständigkeit, noch die notwendigen Mittel, um die in ihr waltenden Lebenskräfte zur vollen Auswirkung gelangen zu lassen.

Dies ist denn auch die einstimmige Ueberzeugung der hervorragendsten Theologen der Gegenwart. Die Unzulänglichkeit der äußeren Verfassung der evangelischen Kirche wird von Tag zu Tag lebhafter empfunden. Wissenschaftliche Größen ersten Ranges sind unablässig geschäftig, diejenigen äußeren Ordnungen für unsere Kirche ausfindig zu machen, welche dem in ihr wohnenden Geiste am meisten entspricht. Denn dermalen ist die Verfassung derselben so gestaltet, daß sie nicht viel anders erscheint, als die gehorsame Magd des Staates. Eine nähere Darstellung dieser Kirchenverfassung wird die aufgestellte Behauptung näher beleuchten; und wir unterziehen uns dieser Aufgabe um so lieber, als es unzweifelhaft ist, daß die evangelische Kirche vor allen Dingen zuerst um ihre eigene, sociale Stellung kämpfen muß, ehe sie daran denken kann, eine kräftigere, sociale Wirksamkeit in weiteren Kreisen des Volkes zu entfalten. Welches sind die Rechte der evangelischen Kirche dem Staate gegenüber? Welcher Einfluß steht in ihrem Schoße den Geistlichen, welcher den Laien zu? Und welche Stellung nehmen ihre Diener zu einander ein? Ueber welche äußere Mittel verfügt sie? Diese Fragen sind es, welche uns zu einer wenigstens flüchtigen Betrachtung der kirchlichen Verfassung nötigen. Es sei dem Verfasser gestattet, daß er die Blicke hier vorwiegend auf sein engeres Vaterland Sachsen hinlenke, nicht nur, weil er mit den äußeren Ordnungen der sächsischen Landeskirche selbst in fortwährender, unmittelbarer Berührung steht, sondern auch, weil die hier herrschenden Verfassungsformen sich annähernd in allen evangelischen Landeskirchen wiederholen dürften.

Jeder Protestant weiß, daß unsere evangelische Kirche jener straffen und einheitlichen Verfassung entbehrt, deren sich die katholische Kirche erfreuen darf. Nachdem die Kirche der Reformation sich von dem Römischen Papsttum losgesagt hatte, mußte sie sich nach einer

anderen Oberleitung umsehen; und da nun die evangelischen Landesfürsten sich um die Ausbreitung der reinen Lehre in ihren Ländern ein besonderes Verdienst erworben hatten, so lag es nahe, die bischöfliche Gewalt in ihre Hand niederzulegen, wiewohl unser großer Reformator nur zögernd seine Zustimmung zu diesem Stande der Dinge gegeben hat. Seitdem, und besonders durch Melanchthons Einfluß, wird das landesherrliche Kirchenregiment als das vollkommen regelrechte von den lutherischen Kirchenlehrern behandelt. In unserm Vaterlande Sachsen haben sich nun die Verhältnisse insofern ganz eigentümlich gestaltet, als der Landesfürst selbst die bischöfliche Gewalt nicht auszuüben im stande ist, weil sich sein Bekenntniß mit dem Bekenntniß der Landeskirche gar nicht deckt. Infolge dessen üben hier die in Evangelicis beauftragten Staatsminister die Leitung und Verwaltung des evangelisch-lutherischen Kirchenregimentes aus. Daneben steht das Oberaufsichtsrecht der Kirche dem Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts zu, dessen Vorstand den Ständen dafür verantwortlich ist, daß keine Beschlüsse und keine Anordnungen der Vertretungen oder Behörden der evangelisch-lutherischen Kirche in Wirksamkeit treten, welche in die Kompetenz der Staatsbehörden oder der Stände eingreifen. Zur thatsächlichen Führung des Kirchenregiments ist ein Landeskonsistorium eingesetzt, welchem die Wahrung der Rechte und Interessen der evangelisch-lutherischen Kirche, sowie die Leitung und Verwaltung aller ihrer Angelegenheiten obliegt. Dieses Landeskonsistorium wird von den in Evangelicis angestellten Staatsministern aus weltlichen und geistlichen Räten gebildet und arbeitet unter dem Vorsitz eines rechtsgelehrten Präsidenten. Der Kreis seiner Thätigkeit ist diesem Landeskonsistorium von den in Evangelicis beauftragten Ministern unter Zustimmung der Landessynode durch ein besonderes Gesetz angewiesen worden, wie denn auch seine ganze Wirksamkeit fortwährend der Oberaufsicht der mit der landesherrlichen Kirchengewalt betrauten, in Evangelicis beauftragten Staatsminister untersteht. Diese Wirksamkeit erstreckt sich in der Hauptsache auf die Oberaufsicht über alle Aeußerungen des kirchlichen Lebens in der gottesdienstlichen Form, über die Vorbildung, Prüfung, Anstellung und das sittliche Verhalten der Geistlichen, sowie über die kirchliche Vermögensverwaltung der einzelnen Gemeinden, in den hierfür vom Gesetz gezogenen Grenzen. Das Gesetz spricht indessen, namentlich soweit es sich um die Anstellung der Geistlichen handelt, dem Landeskonsistorium nur beschränkte Befugnisse zu, welche uns späterhin noch beschäftigen

werden. Im Auftrage des Landeskonsistoriums üben in den einzelnen Ephorien des Landes die Superintendenten die Aufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten aus, haben diese jedoch, soweit dieselben das weltliche Gebiet mit berühren, mit den weltlichen Koinspektionen zu teilen. Die Superintendenten verdanken ihre kirchlichen Aufsichtsrechte dem Staate, während ihre Anstellung, soweit sie zugleich Pfarrer sind, den gleichen Gesetzen wie bei den übrigen Pfarrern untersteht.

Dies ist also die Gestalt des eigentlichen Kirchenregiments. Um indessen der evangelischen Christenheit des Landes Gelegenheit zu bieten, ihre Interessen an den Angelegenheiten der Kirche frei zu bethätigen, ist im Jahre 1868 der evangelisch-lutherischen Landeskirche eine Verfassung gegeben worden, welche in den Kirchenvorständen der einzelnen Gemeinden ihre Grundlage findet und in der evangelisch-lutherischen Landessynode gipfelt. Die Aufgabe dieser Körperschaften ist es, durch regelmäßig wiederkehrende Beratungen das kirchliche Interesse zu beleben und in weiteren Kreisen zu erwecken. Aehnliche Verfassungsorganismen, wie der hier geschilderte, finden sich in allen evangelischen Landeskirchen Deutschlands wieder. Die neuere Zeit hat indessen die Ueberzeugung gewonnen, daß die Verfassung den Aufgaben und Rechten der evangelischen Kirche vielfach nicht mehr entspricht, und daß sie in wesentlichen Punkten einer Umgestaltung bedarf, damit die Lebenskraft der Kirche nicht durch unnatürliche Schranken eingeengt werde. Wir erlauben uns daher, in folgendem die hauptsächlichen Mängel der bestehenden Kirchenverfassung flüchtig zu beleuchten, und die Forderungen auszusprechen, welche begeisterte Freunde unsrer Kirche je länger je stürmischer erheben.

Zunächst sei bemerkt, daß keine kirchliche Stimme bisher an der Thatsache des landeskirchlichen Regiments durch den Landesfürsten ernstlich zu rütteln gewagt hat. Wir sind weit entfernt, etwa einen evangelischen Papst zu begehren; ja wir erachten die Verbindung des weltlichen und geistlichen Regiments in der Hand des Landesfürsten für ein besonderes Glück der evangelischen Landeskirchen, weil dieselben in der königlichen Gewalt einen starken, durch keine andere Gewalt zu ersetzenden Rückhalt finden. Als der Vater des Vaterlands hat der Landesfürst die Rechte und den Schutz aller in seinem Lande befindlichen Kulturgemeinschaften zu vertreten. Seine Majestät wird in den Augen der Landeskinder nur um so heller aufleuchten, wenn er, wie dereinst Melchisedek, König und Hoherpriester zugleich ist. Da-

gegen sind die Minister nur die Vertreter ihrer besonderen Ressorts, Diener des Königs nach ihrem besonderen Auftrag und nach der von ihnen beherrschten Wissenschaft; und es dürfte sich die Frage erheben, ob die Kirche nicht berechtigt sei, zu fordern, daß diejenigen, welche im Auftrage des Landesfürsten kirchliche Funktionen ausüben, mit der Würde des geistlichen Amtes bekleidet und der theologischen Wissenschaft ausgerüstet sind. Thatsächlich finden die Verfechter der Selbstständigkeit unsrer Kirche einen unleidlichen Druck darin, daß die Staatsgewalt, wie sie durch die Ministerien und durch die Parlamente ausgeübt wird, ein förmliches Oberaufsichtsrecht über die Kirche in Anspruch nehme. Man hält es für unmöglich, daß die staatlichen Gewalten so ohne weiteres auch kirchliche Funktionen ausüben; und zwar deswegen, weil heutzutage keineswegs mehr, wie zur Zeit der Reformation, bei den Staatsbeamten und den Ständen in jedem Falle eine aufrichtige Liebe zu dem evangelischen Bekenntniß und ein lebhaftes, kirchliches Interesse vorausgesetzt werden kann. Vielmehr sind der Kirche Zeugnisse zur Hand, welche bekunden, daß sie zuweilen eine auffällige Gleichgiltigkeit dort finden mußte, wo sie eine lebhafte Theilnahme und Unterstützung mit Recht erwarten durfte. Nicht nur daß die Staatsbeamten manchmal einer religiösen Richtung huldigen, welche mit dem Bekenntniß der Kirche nicht im Einklang steht, daß in den politischen Vertretungskörpern, den Landtagen und den städtischen Kollegien, auch nichtevangelische Vertreter sitzen, und Leute, welche überhaupt jeden Zusammenhang mit der Kirche aufgegeben haben, so haben sich auch die politischen Gewalten bisher zuweilen so ablehnend der Kirche gegenüber bewiesen, haben ihr namentlich die zur Ausrichtung ihres Amtes erforderlichen, äußeren Mittel hier und da so kärglich dargereicht, daß ihnen die Vertretung der kirchlichen Interessen unmöglich noch länger anvertraut werden zu können scheint. Demgemäß fordert man, daß das Schwergewicht des kirchlichen Regiments in Zukunft in die Synode zu fallen habe, und daß die Beschlüsse derselben nur noch der Genehmigung des Landesherrn bedürfen, während sich Ministerium und Parlament damit zu bescheiden haben, festzustellen, daß ihre Rechte von den gefaßten Beschlüssen der kirchlichen Vertretungskörper nicht beeinträchtigt werden. Um ferner nicht mehr an den notwendigen Mitteln Mangel zu leiden, verlangt die evangelische Kirche das Recht der freien Besteuerung ihrer Mitglieder, ohne auch in diesem Punkte an die Genehmigung irgend einer politischen Gewalt gebunden zu sein. Und da es endlich von der größten

Bedeutung ist, von welchen Persönlichkeiten die evangelische Geistlichkeit des Landes zu ihrem Berufe vorgebildet und in ihrer Amtsführung beaufsichtigt wird, so begehren die Landessynoden, daß ihnen ebensowohl bei der Besetzung der kirchenregimentlichen Stellen, wie der theologischen Professuren auf der Universität eine Mitwirkung gesetzlich gesichert werde. Mit Einem Worte: die Kirche will Herr in ihrem eigenen Hause sein, und das ist sie zur Zeit allerdings noch nicht. Denn auch dort, wo etwa ein besonderes „Kirchenregiment" bereits gebildet ist, da kann man im Ernste doch nicht von einem Regimente reden, weil die Glieder desselben ihre Stellung erst wieder dem Wohlwollen des Staates verdanken, weil sie ihre Geschäfte unter der Aufsicht dieses Staates führen und nicht einmal die freie Verfügung über die untergeordneten Geistlichen besitzen. Es fehlen hier also gerade die wesentlichen Begriffe eines Regimentes. Nicht etwa, als ob die Verfechter der kirchlichen Selbständigkeit darauf ausgingen, das Laienelement von der Leitung der Kirche ganz auszuschließen. Allein schneidet nicht die heutige Verfassung der Kirche gerade den fachwissenschaftlich gebildeten Theologen und den praktischen Geistlichen bei der Leitung der kirchlichen Dinge jede ausschlaggebende Stimme ab? Gewiß, es ist jeder, der sich zum evangelischen Glauben bekennt und im Besitze aller kirchlichen Ehrenrechte befindet, dazu berechtigt, einen Anteil an der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten zu begehren. Allein unter allen Umständen gebührt doch das erste Wort denen, welche ebenso durch eine gediegene, theologische Wissenschaft, wie durch eine tüchtige Erfahrung im geistlichen Amte ihre besondere Befähigung zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten bezeugen. Und wer etwa behauptet, daß die Theologen für die schwierige Aufgabe des Kirchenregiments nicht das erforderliche Verständniß besitzen, den weisen wir darauf hin, daß die evangelische Kirche hocherleuchtete Männer zu ihren Gliedern zählt, welche gerade auf dem Gebiet des Kirchenregiments, wie z. B. der berühmte, pommersche Doktor Bugenhagen, sehr tüchtiges geleistet haben. Was uns also vor allen Dingen nötig ist, das ist an der Spitze jeder evangelischen Landeskirche ein tüchtiger Prälat, welcher, nur dem Landesfürsten untergeordnet, mit einer namhaften Machtfülle ausgerüstet, in allen kirchlichen Reformen eine kräftige Initiative ergreift, und von dem Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit für das geistliche Wohl der Bevölkerung erfüllt ist. Die Vertretung des evangelischen Volkes aber müßte durch eine Synode erfolgen, deren Glieder ebenso, wie die Glieder des Reichstags, bindende

Beschlüsse zu fassen haben. Denn jeder kräftige Fortschritt steht doch im letzten Grunde immer auf zwei Augen. Und die Leitung eines großen Ganzen kann nur dem mit Erfolg anvertraut werden, welcher sich durch eine längere praktische Erfahrung mit allen Einzelheiten desselben genau bekannt gemacht hat, und insbesondere über die Aufgabe und die Leistungsfähigkeit aller ihm untergeordneten Organe ein deutliches Urteil besitzt. Man richte aber z. B. einmal an einen der Herren Staatsbeamten oder Stadträte, welche heute wichtige Aufsichtsrechte über die Kirche in Anspruch nehmen, die Frage, nach welchen Gesichtspunkten eine Predigt ausgearbeitet werden muß, oder wieviel Seelen ein einziger Geistlicher wirksam zu verpflegen im stande sei — wird man wohl eine befriedigende Antwort bekommen? Man sieht ja, daß der Notstand der Massenparochien von den politischen Gewalthabern bisher kaum bemerkt, oft genug sogar geleugnet worden ist. Niemand kann zweien Herren dienen — dieses Wort, welches bis heute bereits zur Trennung der Schule von der Kirche geführt hat, drängt uns mit Notwendigkeit dazu, nunmehr auch die evangelische Kirche aus der Umarmung des Staates loszulösen.

Die im vorigen behandelten Forderungen auf eine Abänderung der bisherigen, kirchlichen Verfassung sind nun bereits mehrfach der Gegenstand wichtiger Beratungen gewesen, welche eifrige Freunde der Kirche und wissenschaftliche Größen ersten Ranges mit einander gepflogen haben. Es wird dem Verfasser jede weitere Mühe ersparen, wenn er die Beschlüsse einer dieser kirchlichen Versammlungen hier sofort mitteilt. Die landeskirchliche Versammlung in Berlin vom 26. April 1887 hat nämlich in folgenden Punkten das Resultat ihrer Beratungen zusammengefaßt (wobei wir die Punkte 1 und 2 als minder wichtig übergehen).

3. Die Hindernisse der Entfaltung der Lebenskräfte der evangelischen Kirche liegen in folgenden Punkten:

a. Daß den Staatsbehörden bei der Besetzung kirchenregimentlicher Aemter nicht blos das ihnen unbestrittene Einspruchsrecht, sondern die positive Mitwirkung zusteht, die den Synoden nur in beschränktem Maße eingeräumt ist.

b. Daß das Gesammtministerium bei allen Kirchengesetzen, auch bei solchen, welche die Mitwirkung des Staates nicht erfordern, ein Placet ausübt, während das Staatsinteresse genügend gewahrt erscheinen muß durch die Bestimmung, daß kirchliche Gesetze und Verordnungen

nur so weit rechtsgiltig sind, als sie mit einem Staatsgesetz nicht in Widerspruch stehen.

c. Daß dem Landtage trotz seiner interkonfessionellen Zusammensetzung das Recht zusteht, bei jeder Veränderung der inneren Organisation der evangelischen Landeskirche gesetzgeberisch mitzuwirken.

d. Daß bei der Besetzung der evangelischen, theologischen Professuren ein den Bedürfnissen der Kirche genügendes Zusammenwirken der kirchlichen Instanzen mit den Staatsbehörden fehlt.

4. Bei der Ausgestaltung der kirchlichen Selbständigkeit wird sich der Staat der königlich verbrieften, in der Parität begründeten, aber immer noch vermißten Gewährung einer ausreichenden und festen Dotation für die evangelische Landeskirche nicht länger entziehen dürfen.

5. Den Segen des landeskirchlichen Regiments wollen wir der evangelischen Kirche auch ferner erhalten wissen, und erstreben deshalb für dasselbe, der Staatshoheit gegenüber, eine solche Gestaltung, welche die der Kirche gebührende Selbständigkeit verbürgt.

Ganz im ähnlichen Sinne hat sich auch die lutherische Pfingstkonferenz in Hannover im Jahre 1887 ausgesprochen, welche z. B. in Punkt 1 unter These V fordert: „Der Landesfürst führt das Kirchenregiment unmittelbar durch kirchliche, den Staatsbehörden nicht untergeordnete Organe“; und unter Punkt 4 auch die Prüfung, Anstellung und Entlassung der Träger der kirchlichen Gewalt durch Organe der Kirche vollzogen wissen will. Natürlich hat es auch nicht an Stimmen gefehlt, welche jede Abänderung der kirchlichen Verfassung von der Hand weisen. So bemerkt z. B. ein namhafter, sächsischer Theolog, Dr. Meier, in seiner Pfingstbetrachtung in der „Leipziger Zeitung“ vom Jahre 1887: „Das Heil der Kirche in ihrer Organisation und Verfassung suchen, das heißt die Kirche von außen statt von innen reformieren, und einen kranken Mann damit heilen wollen, daß man ihm einen neuen Rock schafft, das ist nicht apostolische, das ist nicht evangelische, das ist römische Art“. Man wird kaum behaupten können, daß das gewählte Bild besonders glücklich sei. Die Verfassung der Kirche steht keineswegs mit ihr in einem so äußerlichen Zusammenhange, wie das Kleid mit dem Menschen; vielmehr ist sie ebenso wie die äußere Gestaltung des Gottesdienstes, die kirchliche Kunst und die kirchliche Sitte aus dem Wesen der Kirche selbst herausgewachsen, die äußere Ausprägung des in ihr wohnenden Geistes auf dem Gebiet des Regiments. Wenn nun diese Form dem Geiste der

evangelischen Kirche nicht entspricht, wenn ihr mit der Verfassung ein fremdes, unkirchliches Element aufgedrängt wird, so ist es natürlich, daß die in der Kirche wohnenden Heilskräfte dadurch beengt und beschränkt, und in ihrer freien Entfaltung gehindert werden. Dies ist nun bei den evangelischen Kirchen in Deutschland unbestritten der Fall, und in dieser Knechtschaft liegt der hauptsächliche Grund ihrer Schwäche auf dem socialen Gebiete. Der Zusammenhang der socialen Fragen mit den kirchlichen Verfassungsfragen liegt denn auch so klar auf der Hand, daß bedeutende Theologen, z. B. der Hofprediger Stöcker in Berlin, nicht umhin gekonnt haben, beide mit einander zu behandeln. Und wenn behauptet wird, das Streben nach einer Verfassungsreform sei nicht apostolische Art, so fragen wir dagegen, ob wohl der Apostel Paulus es geduldet haben würde, daß die Entscheidung über innerkirchliche Fragen auch den Ungläubigen mit anheim gegeben werde? Jedenfalls dürfen wir für unser Bestreben, die evangelische Kirche selbständig zu machen, des Apostels Wort geltend machen: Kannst Du frei werden, so brauche deß viel lieber. Gleichwohl hat Dr. Meier nicht Unrecht, wenn er eine Reformation der Kirche nicht von außen herein, sondern von innen heraus fordert. Allerdings müssen zunächst die evangelischen Christen, und namentlich die evangelischen Geistlichen selbst von der Wichtigkeit der Verfassungsfragen überzeugt sein, müssen vor allem erst ihren Zusammenhang mit der socialen Frage klar erkennen, ehe eine zeitgemäße Reform der Verfassung durchgesetzt werden kann. Denn so lange unsere einflußreichen Kreise eine solche kirchliche Gleichgiltigkeit beweisen, wie wir sie heute beklagen müssen, laufen wir Gefahr, daß jeder Vorschlag auf größere Verselbständigung der evangelischen Kirche und Erweiterung der Befugnisse des geistlichen Amtes als eine unerträgliche Hierarchie erscheinen und bekämpft werden wird. Es gilt also zunächst, durch Versammlungen und Beratungen, durch Vorträge und Broschüren, durch Zeitungsartikel und Petitionen an die Parlamente Stimmung für unsere Sache zu machen. Wir haben gesehen, daß nach dieser Richtung bereits in Preußen sehr erhebliches geleistet worden ist, während die kirchliche Verfassungsfrage in anderen Ländern bis dato noch immer eine noli me tangere geblieben ist. In zwei Punkten aber muß man allerdings auch z. B. in Sachsen so bald als möglich eine Reform dringend herbeiwünschen: nämlich in der äußern Ausstattung der Kirche und in der Besetzung der geistlichen Aemter. Wir werden im nächsten Kapitel diese beiden Punkte noch näher beleuchten.

2. Kapitel.

Das äußere Arbeitsverhältniß des Geistlichen.

Die Besetzung der geistlichen Stellen, die Anstellung und Beförderung der Geistlichen ist ein Problem, über welches die kirchlichen Versammlungen schon zahllose Wortkämpfe geführt, über welches die theologischen Federn schon Ströme von Tinte vergossen haben. Wir wollen den geneigten Leser nicht allzutief in den Lärm dieses Streites hineinführen, wir wollen ihm nur in aller Kürze die thatsächlichen Zustände ins Gedächtniß zurückführen, wie sie sich hier in unsrer heimatlichen Landeskirche finden, auf einige Unzuträglichkeiten der bestehenden Formen hinweisen, und daran endlich einige unmaßgebliche Besserungsvorschläge anknüpfen.

Das Gesetz bestimmt, daß jeder Geistliche, welcher ein unbesetztes Pfarramt begehrt, sich um dasselbe unter Einreichung seiner Papiere schriftlich zu bewerben hat. Diese Bewerbung geschieht bei dem Collator oder Patron. Die Patronatsrechte liegen bei den ländlichen Pfarreien in der Regel in der Hand eines Standesherrn oder Rittergutsbesitzers, dessen Vorfahren sich etwa einmal um die Begründung des geistlichen Amtes irgend ein heute nicht mehr genau nachweisbares Verdienst erworben haben. In den Städten sind gewöhnlich die Magistrate im Besitz des Collaturrechts. Nur etwa der dritte Teil aller im Lande vorhandenen geistlichen Aemter steht unter der Collatur des Landeskirchenregiments. Von den Bewerbern wählt der Patron drei aus, um sie dem Kirchenvorstande zu präsentiren, der nun das Recht hat, jene drei zu einer Gastpredigt aufzufordern. Nachdem sämmtliche drei Vorgeschlagene ihre Gastpredigt gehalten haben, wird die Wahl vollzogen und von dem Landeskirchenregiment bestätigt, sofern dieses nicht eine Einwendung gegen den Gewählten zu machen hat, was denn in der Regel nicht der Fall ist.

Einen Pfarrer zu wählen ist, wie man meinen sollte, eine so schwierige und verantwortungsreiche Aufgabe, daß beide, Patron wie Kirchenvorstand, nur mit Zittern und Zagen an dieselbe herantreten sollten, und froh sein müßten, wenn sie dieser bedenklichen Würde ledig wären. Dem ist indessen nicht so. Im Gegenteil scheint es manchmal, als ob beide Teile die eingeräumten Rechte mit einem gewissen Behagen genössen, und nach Möglichkeit ausnutzten. Deshalb hat man es denn auch durchgesetzt, daß die Konkurrenz der Pfarrer

um die geistlichen Aemter eine vollkommen freie ist, durch keine Grenze eines bestimmten Dienstalters für die höheren Gehaltsstufen mehr beschränkt. Man darf freilich in Zweifel sein, woher der Standesherr, der sich vielleicht zu seinem Vergnügen den größten Teil des Jahres in der Residenz aufhält, oder der Fabrikant, der durch irgend eine Wendung der Dinge in den Besitz des Rittergutes gelangte, das Verständniß besitzen, unter den eingegangenen Bewerbungen die richtige Auswahl zu treffen. Jedenfalls aber unterziehen sich diese Herrn ihrer Aufgabe in der Regel mit ziemlicher Unerschrockenheit, nur daß die Gesichtspunkte, von denen sie sich leiten lassen, nicht immer theologischer und kirchlicher Natur sind. Es läßt sich schlechterdings nicht in Abrede stellen, daß verwandtschaftliche Beziehung, persönliche Bekanntschaft oder die Fürsprache eines einflußreichen Gönners nicht selten von großer Bedeutung sind, um bei dem Patrone zu reüssieren. Allein wo derartige, unberechtigte Einflüsse auch nicht vorwalten, wird doch die Aufgabe oft von einem eigentümlichen Standpunkt aufgefaßt. Die städtischen Collegien fordern von ihren Bewerbern neben einem glänzenden Namen und einem formvollendeten Vortrag vor allem eine theologische Richtung, welche mit der eben in den gebildeten Kreisen herrschenden Anschauung nicht grade in fühlbarem Widerspruche sich befindet. Da nun augenblicklich die freisinnige Theologie etwas ins Hintertreffen gekommen ist, so haben auch ihre Vertreter heute auf den großstädtischen Kanzeln weniger Glück, als noch vor zehn Jahren, wiewohl sich die freie Richtung in einigen norddeutschen Großstädten noch immer einer ziemlichen Gunst erfreut. Dies ist also die Stellung der Patrone zur Pfarrwahl. Was nun die Stellung der Gemeindekirchenräte oder Kirchenvorstände anlangt, welche ausdrücklich zu dem Zweck von der Gemeinde gewählt worden sind, um die Interessen der Kirche zu vertreten, und nicht, wie die Patrone, ihre kirchlichen Rechte nur so beiläufig neben vielen andern Rechten und Ehren empfangen oder ererbt haben, so muß man ihnen das Zeugniß geben, daß sie in der Regel die Frage der Pfarrwahl mit derjenigen Gewissenhaftigkeit behandeln, die ihr gebührt, wenn auch ihr Verständniß zuweilen nicht ganz an die Aufgabe heranreicht. Nur sind diesen Körperschaften eben durch die Vorschläge der Patrone schon die Hände gebunden. So bemerkt z. B. die „Allg. Ev.-Lutherische Kirchenzeitung“ über die kirchlichen Verhältnisse einer deutschen Großstadt, daß dort ein großer Teil der Geistlichen der liberalen Richtung huldigt, und daß nicht wenige von ihnen dem Protestantenverein angehören, und führt diesen Umstand ausdrücklich

darauf zurück, daß das dortige Stadtverordnetenkollegium, welches das Vorschlagsrecht bei der Wahl der Geistlichen ausübe, fortschrittlich gesinnt sei. In einzelnen Fällen, namentlich bei den Bauern, haben allerdings auch die Gemeindekirchenräte über die an einen Geistlichen zu stellenden Ansprüche ganz eigentümliche Meinnungen. Jene bäuerlichen Querköpfe, welche Gellert in seiner bekannten Fabel so trefflich schildert, wie sie an dem ihnen zugedachten Pfarrer allerlei sonderbare Ausstellungen zu machen haben, sind wahrlich noch nicht ausgestorben. Dort hat der Dichter aber auch die rechte Methode angegeben, welche in einem solchen Streitfalle einzig und allein mit Erfolg angewendet werden könnte.

Da wir jetzt einmal bei den Bauern sind, so sei es erlaubt, daran zu erinnern, daß die Forderung, den Pfarrer sich frei wählen zu dürfen, zuerst in den Köpfen aufrührerischer Bauern aufgetaucht ist. Sie bildet den ersten Punkt der bekannten zwölf Artikel vom Jahre 1524. Ebenso ist aber auch die Freiheit des Geistlichen, sich beliebig um jede vakante Pfarrstelle melden zu dürfen, von ernsten Theologen schon oft als eine Einrichtung beklagt worden, welche nicht dem Geiste Gottes, sondern vielmehr dem verderbten Zeitgeist entsprungen ist. Allerdings hat es auch nicht an berühmten Kirchenlehrern gefehlt, welche das Recht der freien Pfarrwahl seitens der Gemeinde und der freien Bewerbung seitens des Geistlichen ausdrücklich in Schutz genommen haben. So bemerkt z. B. kein geringerer, als Löhe, daß die Meldungen zum geistlichen Amte nach ihrem Recht in dem Spruche 1 Tim. 3, 1 ein für allemal fest begründet seien. Es will uns indeß scheinen, als ob der große Theolog hier mehr aus der heiligen Schrift herausliest, als eigentlich darin steht. Der Apostel spricht hier entschieden doch nur von dem allgemeinen Verlangen, ein bischöfliches Amt zu bekleiden, ein Verlangen, welches dadurch schon genügend kund gegeben ist, daß jemand sich dem geistlichen Studium mit Fleiß widmet, sich den geordneten Prüfungen unterwirft und dann dem Dienst der Kirche darbietet; aus jenem Paulinischen Worte aber die freie Meldung des Geistlichen für das einzelne Pfarramt, welches ihm grade begehrenswert dünkt, begründen zu wollen erscheint denn doch etwas zu kühn. Zudem bemerkt Löhe an dieser Stelle, daß schon Leo der Große Ursache gehabt habe, darüber zu klagen, daß Leute, die nicht einmal die Last tragen können, die sie schon haben, doch unaufhörlich darnach drängen, noch fremde Lasten sich aufzuladen, und er fügt den Seufzern des großen Kirchenvaters seine eigenen Seufzer

bei: „Was sollte man erst heutzutage zu klagen haben, wenn man sich aufs Klagen einließe! Es ist ein ungeheurer und unverantwortlicher Mißbrauch, welcher mit den Meldungen getrieben wird!“ Sonderbar, daß heutzutage abermals über das Unwesen der massenhaften Bewerbungen, namentlich um die fetten Pfründen geklagt wird! Sollte nicht dieses einstimmige Klagelied, welches so durch alle Jahrhunderte der christlichen Kirche hindurchklingt, zu der Schlußfolgerung berechtigen, daß wohl das Uebel in diesem Bewerbungssystem selber gesucht werden müsse?

Ja, wir stehen nicht an, zu behaupten, daß diese vollständig freie Konkurrenz um die geistlichen Stellen des Landes, welche man z. B. hier in Sachsen unter den Geistlichen entfesselt hat, der Hauptschaden der Kirche ist; daß sie mehr als irgend etwas anderes dazu beiträgt, den geistlichen Beruf zu entehren und zu demoralisieren. Unwürdig wahrhaft sind zuweilen die Künste, welche bei diesen Bewerbungen bald seitens der Kollatoren, bald seitens der Bewerber angewendet werden. Um die Wahl des Gemeindekirchenrates auch sicher auf die Persönlichkeit hinzulenken, welcher die zu vergebende Pfarrstelle zugedacht ist, kommt es wohl vor, daß der Patron neben seinem Liebling zwei Bewerber in Vorschlag bringt, von denen er glaubt, daß sie dem Gemeindekirchenrate auf jeden Fall unannehmbar erscheinen. Wenn nun trotzdem einer der Mitvorgeschlagenen wider Erwarten die Gunst der Gemeinde erringt, so trägt dieser Umstand nur dazu bei, die Mißstimmung, die durch die Pfarrwahl in der Regel bei den Beteiligten hervorgerufen wird, noch zu steigern. Und welche Rücksichtslosigkeiten werden gegen die Bewerber begangen! Selten denkt man daran, nachdem die Dreierwahl getroffen ist, die nicht in Frage kommenden Konkurrenten von dem Stande der Dinge zu unterrichten und ihnen ihre Zeugnisse zurückzusenden; oder der Patron eröffnet dem Bewerber, welcher auf Grund des in der Zeitung veröffentlichten Aufrufs seine Bewerbung einreichte, lange bevor die Meldefrist abgelaufen ist, in höchst naiver Weise, daß die Auswahl bereits getroffen sei, und er sich nicht weiter bemühen möge. Um die Geistlichen von unwürdigen Mitteln der Bewerbung zurückzuhalten, hat das Kirchenregiment entschieden, daß es dem Bewerber nicht gestattet sein soll, bei den maßgebenden Persönlichkeiten zuvor einen Besuch zu machen. Die Patrone dagegen, sowie die Kirchgemeinderäte betrachten diese persönliche Vorstellung des Bewerbers zumeist als eine selbstverständliche Pflicht der Höflichkeit; und wer sie versäumt, stellt die Berück-

sichtigung seiner Person in Frage. So steht der Geistliche, welcher den Beruf und das Recht fühlt, ein neues Arbeitsgebiet zu betreten, beständig zwischen den Bedenken seines Gewissens und den Ratschlägen der praktischen Klugheit — was wunder, daß die letzteren oft genug den Sieg davontragen?

Man läuft freilich heutzutage Gefahr, als ein Verräter am eignen Stande gebrandmarkt zu werden, wenn man behauptet, daß die versuchliche Lage, in welche man den Geistlichen durch die heutige Methode der Anstellung und Beförderung hineingebracht hat, manche Verleugnung der Wahrheit, und manchen eigennützigen, ungeistlichen Schritt nach sich ziehe. Allein die Pfarrer müßten nicht Menschen, sondern Engel sein, wenn nie einer unter ihnen der Versuchung unterliegen sollte, nach der verlockenden Frucht zu greifen, die ihm eben so außerordentlich bequem hängt. Warum soll man nicht freundschaftliche Beziehungen benutzen, um ein ehrenvolles, einflußreiches und gut dotiertes Amt zu erlangen, da doch das Gesetz ausdrücklich jedem Geistlichen die freie Bewerbung für jedes geistliche Amt einräumt? Welchen Grund hätten denn sonst die Konsistorien, Bewerber, Patrone und Kirchenvorstände zu ermahnen, daß sie vor allem dem höheren Dienstalter sein Recht lassen sollen, wenn eben diese Konsistorien von dem Mangel an Bescheidenheit bei der jüngeren Generation nicht manchen Beweis empfangen hätten? Und glaubt man wirklich, daß die freisinnigen Pastoren einzelner Großstädte, welche nach alter Erfahrung den Glauben aus dem Herzen und die Leute aus der Kirche hinauspredigen, dieser kraft- und saftlosen Anschauung huldigen würden, wenn sie nicht gewiß wären, daß sie damit sich die Gunst jener Kreise sichern, welche in ihrer seichten Lebensansicht und ihrer bequemen Sittlichkeit durch die Predigt des Pfarrers nicht gern gestört sein mögen? Wäre es ganz unmöglich, daß unter den Dienern der Kirche sich auch Mietlinge finden, so würde die Weissagung des Apostels Paulus von der bösen Zeit, wo die ungläubigen Leute die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern sich selbst Lehrer aufladen, nach denen ihnen die Ohren jücken, heute ganz bedeutungslos geworden sein. Nun ist zwar kein Mensch im stande, jene Weissagung des Apostels aufzuheben und die Verwüstung der Kirche gänzlich fernzuhalten; allein die evangelische Kirche sollte wenigstens nichts unterlassen, um das Zeugniß der Wahrheit zu schützen, und den unlauteren Propheten, die im geistlichen Amte das Ihre suchen, den Weg zu versperren. Wir wissen nicht, welche Erfahrungen in der

Kirche vielleicht gemacht werden, wenn erst einmal die Freigeisterei wieder Mode geworden und einen gewissen vornehmen Schein bei den maßgebenden Kreisen gewonnen haben wird. Jedenfalls beweist die Erfahrung bereits heutzutage hinlänglich, daß die herrschende Richtung der einflußreichen Kreise auch unter den Geistlichen immer einzelne findet, welche so gefällig sind, zu predigen, was dem Herzen jener angenehm dünkt. Ist es denn nicht an dem, daß man in gewissen Kreisen der gebildeten Welt nichts schrecklicheres kennt, als einen orthodoxen Pfarrer, d. h. nach der dort gangbaren Redeweise einen Pfarrer, der seine Augen vor den Modetorheiten dieser Zeit nicht verschließt, sondern frei und offen jede Sünde bei ihrem rechten Namen nennt?

Nun könnte freilich jemand behaupten, daß es neben den freisinnigen und fortschrittlich gerichteten Kreisen der gebildeten Welt auch noch viele ernstgesinnte, ächt christliche Leute giebt, und daß schließlich ein Landeskirchenregiment grade so gut einmal in die Bahnen des Rationalismus hineingeraten könnte, wie ein Stadtverordnetenkollegium. Wir geben zu, daß in keiner Verfassung der vollständig zuverlässige Riegel gefunden werden kann, der Unglaube, Untreue, Parteilichkeit und Trachten nach Menschengunst von der evangelischen Kirche unfehlbar absperrt, allein es ist doch etwas anderes, ob die Anstellung der Geistlichen von einem Kirchenregiment wahrgenommen wird, dessen Glieder in der Mehrzahl erst durch ihre treue Bewährung im kirchlichen Dienste und durch ihre hervorragende Erleuchtung in kirchlichen Dingen ihr Amt erlangt haben, welches durch ein feierliches Gelübde gebunden und der ganzen Landeskirche dafür verantwortlich ist, daß in der Auswahl der geistlichen Kräfte mit der größten Gewissenhaftigkeit und strengen Gerechtigkeit verfahren werde, welches die treue Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten als seine einzige und höchste Aufgabe betrachtet, und welches zuletzt auch über einen reichen Schatz von Erfahrungen gebietet — oder ob die Verfügung über die Lehrämter der Kirche in der Hand einer Korporation liegt, die keineswegs nach kirchlichen Gesichtspunkten gewählt worden ist und keinerlei Sicherheit ihrer kirchlichen Treue darbietet, welche die Verantwortung für den religiösen Verfall der Gemeinde auf jeden Fall von sich ablehnen würde und es als ihre Hauptaufgabe betrachtet, die materiellen Interessen des Ortes nach Kräften zu vertreten, welche denn allerdings gemeiniglich nicht mit den geistlichen Interessen zusammenfallen. Wie wir schon mehrmals bemerkt haben: es scheint heutzutage unmög-

lich, daß jemand eine kirchliche Thätigkeit ausüben sollte, ohne zuvor deutliche Beweise seiner kirchlichen Gesinnung gegeben und sich durch einen feierlichen Schwur zur treuen Erfüllung seiner kirchlichen Aufgaben verpflichtet zu haben. Wer indessen die bedenkliche, kirchliche Verwahrlosung betrachtet, welche heute in vielen protestantischen Großstädten herrscht, der muß die Zeugnisse des kirchlichen Sinnes beim städtischen Regiment aufs schmerzlichste vermissen. An den Magistrat einer protestantischen Großstadt wurde in jüngster Zeit einmal der Antrag gestellt, er möge ein städtisches Grundstück für den Bau einer protestantischen Kirche schenkweise überlassen. Allein dieses Gesuch wurde abgelehnt, „da jede andre kirchliche Gemeinschaft mit Recht die gleichen Ansprüche an die Stadtgemeinde stellen würde". Derselbe Magistrat hat sich auch geweigert, für eine in der fraglichen Stadt gehaltene Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins einen Geldbeitrag zu zeichnen, „da die Stadtgemeinde alle Konfessionen umfasse, und deshalb nicht für eine derselben Geldmittel bewilligen könne". Der Verfasser weiß nicht, wie die kirchlichen Verhältnisse in jener Stadt geordnet sind. Allein man wird ohne weiteres zugeben, daß ein Magistrat nicht fähig ist, irgend einen Anteil an der Verwaltung der evangelischen Kirche zu nehmen, welcher ausdrücklich erklärt, daß er dieser keinerlei Vorrecht vor der katholischen Kirche oder vor der Synagoge einzuräumen gewillt sei.

Unzweifelhaft, grade die heute gangbare Methode der Besetzung der Pfarrämter drängt dazu, die kirchlichen Rechte von den politischen Gewalten abzulösen, und sie in die Hände rein kirchlicher Organe zu legen. Was aber diese Aemterbesetzung hier in Sachsen besonders ärgerlich macht, das sind die Gastpredigten, welche von den drei durch die Patrone den Kirchenvorständen präsentierten Bewerbern gefordert werden. Ist es recht, daß man einen ehrwürdigen Pfarrer zwingt, der Gemeinde, deren Dienste er begehrt, gewissermaßen erst eine Probe seiner Redeleistungen abzulegen? Kann es etwas beleidigenderes geben, als diese Gastrollen vor der ganzen Gemeinde — der Verfasser bemerkt ausdrücklich, daß dieser Vergleich des Predigers mit dem Schauspieler nicht von ihm erfunden worden ist — welche jeden Laien, auch den ungläubigen und unkirchlichen, zum Richter über den Hirten der Seelen erheben? Zwingt nicht diese Probepredigt den Bewerber gradezu, auf die äußeren Glanzeffekte der Predigt, welche doch von der Masse des Volkes bei einem einmaligen Auftreten ganz besonders und zunächst fast allein bemerkt werden, das Hauptaugenmerk zu

richten? Schlägt nicht der frische, blühende, lebhafte und redegewandte Jüngling mit Leichtigkeit den erfahrenen Mann und dessen ernste und gediegene Predigt, deren Goldkörner freilich nicht von jedem Schwätzer mit bequemer Hand aufgesammelt werden können, wenn er zur Gastpredigt einmal aus Neugier den Gottesdienst besucht? Und darf man sich wundern, wenn heute in den Augen des Volkes von dem ganzen Pfarrer fast nur noch der Kanzelredner übrig geblieben ist, da die heutige Methode der Pfarrwahl die Anstellung und Beförderung eines Geistlichen thatsächlich so gut wie völlig von seiner Kanzelprobe abhängig macht, und wissenschaftliche Tüchtigkeit, gediegene Amtserfahrung, Treue in der Seelsorge und jede andere Geistesgabe einfach beiseite schiebt? Allerdings zieht ja wohl der Kirchenvorstand auch über die sonstigen, kirchlichen Leistungen der Bewerber gelegentlich seine Erkundigungen ein — allein mit der Gastpredigt ist das Schicksal derselben doch in der Regel entschieden — wer will gegen die öffentliche Meinung ankämpfen?

Versteht der Leser nun, warum wir die gegenwärtig in Sachsen herrschende Pfarrwahl als einen höchst bedenklichen Schaden unserer Landeskirche bezeichneten? Sie ist eine Ungerechtigkeit gegen die kirchlichen Behörden, denn sie raubt ihnen das erste, unveräußerliche Recht jedes Regiments, die freie Verfügung über die ihm zugeordneten Hilfskräfte. Bei der Beförderung der Geistlichen hat das Urteil der Vorgesetzten so gut wie keine Bedeutung. Das Zeugniß des Superintendenten über den Bewerber wird entweder gar nicht begehrt, oder von den auf ihr Recht eifersüchtigen Patronen und Gemeindekirchenräten achtlos beiseite gelegt. Sie ist ferner eine Ungerechtigkeit gegen die Geistlichen, denn sie leistet der Unbescheidenheit, dem Strebertum und dem Nepotismus Vorschub und drängt das schlichte, bescheidene Verdienst zurück. Sie ist eine Ungerechtigkeit gegen die Gemeinden: warum gestattet man ihnen nicht, den Geistlichen, den sie doch selbst gewählt haben, auch wieder zu entlassen, sobald er den auf ihn gesetzten Erwartungen nicht mehr entspricht? Warum müssen sie den Fehlgriff, den sie, unfähig zu einer ernstlichen Prüfung der Bewerber, vielleicht begangen haben, nun auf Jahrzehnte hinaus büßen? Wenn einmal republikanische Einrichtungen getroffen werden, so gilt es, sie auch konsequent durchzuführen; und wir gestehen, daß die in der Schweiz herrschende Methode der Wahl auf eine bestimmte Zeitperiode uns den Vorzug vor der bei uns gangbaren zu verdienen scheint, vorausgesetzt, daß die Gemeinden ge-

zwungen werden, für die Pension des entlassenen Geistlichen Sorge zu tragen.

Es muß notwendigerweise einen entsittlichenden Einfluß auf den geistlichen Stand ausüben, wenn seine Glieder unter die Gewalt fremder, oft unkirchlicher Mächte gebeugt werden. Das stolze Standesgefühl, die Berufsfreude, der kühne Mut, der gegen eine Welt voll Feinde mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ankämpft, geht verloren, um einem verzagten, ängstlichen Wesen Platz zu machen. Die wiederholten Niederlagen, welche natürlich bei den Bewerbungskämpfen für zwei Dritteile der Bewerber erfolgen, rauben den Geschlagenen das Selbstvertrauen und die Zuversicht zu den eigenen Kräften und Gaben; auch geben sie den Namen des Unglücklichen nur allzuleicht dem Spotte preis. Die leidige Konkurrenz säet Zwietracht, Neid und Eifersucht zwischen die Diener der Kirche hinein, welche doch gerade das Bild der festesten Einmütigkeit vor der Welt darbieten sollten. Wenn unter der evangelischen Geistlichkeit nicht der gleiche, straffe Korpsgeist herrscht, wie unter den Offizieren, wo liegt anders der Grund als in dieser leidigen Pfarrwahl? Die Kirchenzeitungen haben es bereits gerügt, daß mancher Geistliche in seinem Bewerbungsschreiben sogar die Zahl seiner Kinder erwähnt, um sich die Herzen der Patrone und Gemeindekirchenräte geneigt zu machen. Sie finden, daß durch eine solche Unterstützung der Bewerbung nur der geistliche Stand bloßgestellt werde vor jenen Fabrikanten und Handwerkern, welche im Gemeindekirchenrate sitzen. Das ist sehr richtig; allein kann man es einem bedrängten Familienvater verargen, wenn er schwer besorgt um die Zukunft seines Hauses, sogar die innersten Angelegenheiten desselben den Blicken derer bloßstellt, die doch nun einmal über sein Schicksal entscheiden? Keine Frage, solange noch die Amtsrichter nicht eine öffentliche Gerichtsverhandlung anstellen müssen, und der Bürgermeister eine Sitzung halten, um auf Grund derselben nach dem Urteil des zuhörenden Publikums nachher zu einer höheren Stellung befördert oder zurückgewiesen zu werden, so lange haben wir Geistliche das Recht, uns zu beklagen, daß wir vor anderen Berufskreisen eine kränkende Zurücksetzung erfahren müssen. Man führt die ausgezeichnete Tüchtigkeit des deutschen Offizierkorps mit Recht auf die geniale Verfassung zurück, welche ihr oberster Kriegsherr, unser greiser Kaiser, ihm verliehen hat: warum soll nun nicht die sociale Stellung, in welcher sie sich befinden, auch auf die moralischen Eigenschaften der Geistlichen einen maßgebenden Einfluß ausüben? Warum sollen

hier die äußerlichen Verhältnisse gar nichts und der Geist alles allein wirken?

Es ist kein Zweifel, daß die freie Konkurrenz im Kampfe um die Pfründen der Kirche verbunden mit der Gastpredigt der Bewerber dem Geiste der heiligen Schrift schnurstracks zuwider läuft. Denn das Wort Gottes befiehlt uns, daß wir allezeit dem grauen Haupte die Ehre geben sollen. Auch bezeugt der Apostel Paulus im dritten Kapitel seines zweiten Briefes an die Korinther, daß die christliche Gemeinde sei wie ein Brief ihres Predigers, der erkannt und gelesen werde von allen Menschen. In der That ist die Schrift, welche ein christlicher Pfarrer durch seine Amtswirksamkeit in die Tafel der Gemeinde hineinzeichnet, das einzige zuverlässige Zeugniß seiner Treue und seiner Gaben; und wenn denn dieser Brief erkannt und gelesen wird von allen Menschen, warum müssen nun würdige und wohlverdiente Pfarrer heutzutage erst noch in der Gemeinde, deren Dienst sie begehren, ein peinliches, von vielen Zufälligkeiten abhängiges Examen ablegen? Ists nicht genug, wenn die Vertreter dieser Gemeinde in den kirchlichen Zuständen des von jenem Bewerber bisher pastorirten Ortes nach seinen Schriftzügen suchen? Ein Anfänger aber, der noch keine Zeugnisse seiner Hirtenthätigkeit aufweisen kann, soll zur freien Bewerbung gar nicht zugelassen, sondern von seiner kirchlichen Behörde ohne weiteres mit einer bescheidenen Thätigkeit betraut werden.

Allein so lebhaft auch angesichts dieser Umstände ein aufrichtiger Freund der evangelischen Kirche wünschen muß, daß mit der Zeit die Besetzung der geistlichen Aemter ganz in die Hände der kirchlichen Oberbehörde übergehe, so weiß doch der Socialpolitiker zugleich, daß heute an die Erreichung dieses Ziels noch nicht gedacht werden kann. Es ist dem Verfasser von Männern, die sich für die kirchlichen Fragen lebhaft interessieren, die Versicherung gegeben worden, daß sie an dem Recht, sich ihren Pfarrer selbst zu wählen, unter allen Umständen festhalten würden, weil hier das einzige Gebiet liege, wo ihrem Urteil und ihrer Gewalt ein so weiter Spielraum vergönnt sei. In der That ist die Kirche ganz allein mit dieser bedenklichen Freiheit beschenkt worden, nachdem sie von allen andern Gemeinschaften klüglich zurückgewiesen worden ist. An eine völlige Aufhebung der kirchlichen Rechte der Patrone und der Gemeinden ist also schlechterdings nicht zu denken — warum aber nicht an eine weise Beschränkung derselben?

Jedenfalls halten wir es für unbedingt notwendig, daß das Kirchenregiment sich die freie Verfügung, wenn nicht über alle, so doch über einige der ihm unterstehenden Aemter unbedingt sichert. Es ist bereits in Erinnerung gebracht, daß viele Kanzeln der norddeutschen, protestantischen Großstädte, und übrigens auch einige in Mitteldeutschland, von liberalen Theologen in Besitz genommen werden. Wenn nun die vornehmen Kreise dieser Orte dem klaren Wein des Evangeliums das schale Wasser der Aufklärung vorziehen, nun wohl, so mögen sie es auch trinken, bis sie sich den Magen daran verderben. Allein es ist nicht zu vergessen, daß es in jenen Großstädten auch viele ernste, aufrichtige Christenseelen giebt, welche sich herzlich nach der kräftigen Predigt des unverfälschten Wortes sehnen. Namentlich können die Arbeitermassen der Aufklärerei schlechterdings keinen Geschmack abgewinnen. Wenn ihnen nicht die großen Thaten und Wunder Gottes als feste, unzweifelhafte und unumstößliche Wahrheiten gepredigt werden, wenn man den Versuch macht, dieselben durch natürliche Erklärungen und allegorische Ausdeutungen ihrem Verstande nahe zu bringen, so stürzt ihnen sofort die ganze Heilsgeschichte in nichts zusammen. Es bleibt hier also nur ein doppelter Weg. Entweder wird ihnen das Wort Gottes in einer klaren, schlichten, einfachen Predigt so dargeboten, wie es geschrieben steht; oder aber sie kehren der Kirche einfach den Rücken, um sich, sei es dem puren Unglauben der Socialdemokratie, sei es dem Wahnglauben der Sekten hinzugeben. In der That ist es zweifellos, daß die liberalen Prediger einen beträchtlichen Teil der Schuld tragen, wenn in manchen Großstädten die Arbeiterwelt zu dem Evangelium der vollkommenen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf Erden schwört, nachdem auch das letzte Band, wodurch sie noch mit der Kirche verknüpft waren, von ihnen zerrissen worden ist. Es handelt sich also um nichts geringeres, als um die Zukunft der Kirche, wenn wir fordern, daß das Kirchenregiment in jenen Städten sich wenigstens einige Stellen offen hält, um sie mit positiven Geistlichen zu besetzen. In manchen Landeskirchen wird nun die Sache so gehalten, daß die Pfarrstellen abwechselnd von dem Kirchenregiment und von den Gemeinden besetzt werden. Dieser sehr empfehlenswerte Weg scheint auch für Sachsen nicht ausgeschlossen. Es sei jedoch erlaubt, hier noch eine andre, nicht unmöglich scheinende Reform in Vorschlag zu bringen.

Zunächst muß das Landeskirchenregiment die freie Besetzung der Superintendenturen für sich in Anspruch nehmen. Die Superintendenten

sind die wichtigsten Werkzeuge des Kirchenregiments in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, namentlich in der Beaufsichtigung der Geistlichen. Wie soll nun jene hohe Körperschaft zu den genannten, kirchlichen Würdenträgern das ihrem wichtigen Amte notwendige Vertrauen hegen, wenn es ihr nicht gestattet ist, sich Männer zu wählen nach ihres Herzens Wunsch und Meinung? Und sollte es unmöglich sein, das genannte Recht zu erkämpfen? Bekanntlich haben die Gemeinden nur das Recht, die Träger des Pfarramts in die Ephoralorte zu wählen, während es dem Landeskirchenregiment überlassen bleibt, dem Gewählten die Würde eines Superintendenten zu erteilen oder auch vorzuenthalten. Nun wohl, so mag man den bezüglichen Gemeinden anheim geben, entweder die Wahl ihres Pfarrers in die Hände des Kirchenregiments zu legen, oder aber die Ehre des Ephoralamtes einzubüßen, welches in diesem Falle mit dem Pfarramt einer andern, willigeren Gemeinde zu verbinden wäre. Demnächst muß das Landeskirchenregiment die Forderung aufstellen, daß ihm die in den Dienst der Landeskirche eintretenden jungen Geistlichen wenigstens eine Zeit lang unbedingt zur Verfügung stehen. Es ziemt sich schlechterdings nicht, daß ein junger Geistlicher, der eben sein Examen gemacht hat, nun frank und frei sich im Lande nach einer Stelle umschaut, die ihm eben bequem dünkt, ohne danach zu fragen, ob das Landeskirchenregiment seiner nicht für eine besondere Aufgabe bedarf. Zu diesem Behufe müßte natürlich auch die jetzt bestehende Methode der Aemterbesetzung teilweise aufgehoben werden, und zwar selbstverständlich für die Stellen mit geringerem Gehalt, welche mit den Neulingen im geistlichen Amte zu besetzen wären. Es ist nicht anzunehmen, daß sich ein sehr heftiger Widerspruch erheben würde, wenn die oberste, kirchliche Behörde etwa verlangte, daß sämmtliche geistliche Stellen in der Gehaltsklasse I bis III (2100—3300 Mk.) frei von ihr besetzt werden, und zwar mit den Geistlichen, welche sich für die ersten fünf Jahre nach zurückgelegtem Examen zur Verfügung stellen müssen, sowie mit den älteren Pfarrern, die, vom Glück bei ihren Bewerbungen vielleicht nicht begünstigt oder nicht gewillt, sich dem Kreuzfeuer einer Pfarrwahl auszusetzen, eine dieser Stellen begehren. Für die nächsten fünf Jahre würde dann den Geistlichen eine beschränkte Bewerbungsfreiheit einzuräumen sein, indem man ihnen etwa noch die Klassen IV und V (3300—4500 Mk.) eröffnet; und erst nach zurückgelegter zehnjähriger Dienstzeit wäre die Bewerbung völlig frei zu stellen. Wollte man dem Ehrgeiz der jüngeren Generation diese Schranke ziehen, so

würde damit auch für das Genie die Zeit nicht verloren sein, um noch die glänzendste Carrière zu machen. Es würden sich aber aus diesen oder ähnlichen Maßregeln wahre Vorteile ergeben. Einmal würde das Landeskirchenregiment die Möglichkeit haben, diejenigen Posten, welche einer geistlichen Verpflegung am dringendsten bedürfen, aber wegen ihrer geringen Einnahmen am wenigsten begehrt zu werden pflegen, immer besetzt zu halten; es könnte ferner wenigstens einigermaßen die Aufgabe des Amtes und die Gabe des Trägers mit einander in Harmonie bringen; und schließlich würden auch die hochdotierten Stellen für die wohlverdienten und erfahrenen Geistlichen vorbehalten. Und kaum dürften die in Frage kommenden Gemeinden und Patrone sich gegen die vorgeschlagene Maßregel sehr heftig wehren. Denn bei ihnen ist die freie Wahl der Pfarrer oft genug rein illusorisch. So oft ein Mangel an Geistlichen eintritt, so bleiben die schlechtdotierten Pfarrstellen jahrelang unbesetzt, obwohl vielleicht ihre Versorgung durch die Nachbarorte ungeheure Schwierigkeiten verursacht; oder die Inhaber betrachten sie nur als die schnell durchschrittene Durchgangspforte zu besseren Stellen. Ist jedoch ein Ueberfluß von geistlichen Bewerbern vorhanden, dann müssen die Pfarrer die Kosten dieses Zustandes tragen. Dann kommt mancher von ihnen, der bei den Bewerbungen kein Glück hat, vielleicht eine lange Zeit gar nicht ins Amt; oder er ist für sein ganzes Leben an ein beschränktes, ihm wenig zusagendes Arbeitsgebiet gefesselt. Wird die Besetzung der Pfarrstellen dagegen in der hier geschilderten Weise umgeändert, dann wird es möglich sein, auch eine arme Arbeitergemeinde, die vielleicht ihrem Geistlichen nicht viel zu bieten vermag, mit einer feurigen, jugendlichen Kraft zu versehen, und einem älteren Geistlichen, dessen Arbeitskraft der rasch zunehmenden Gemeinde nicht mehr gewachsen ist, einen Ruheposten in einem kleinen, ländlichen Orte zu verleihen. Welcher Umstand aber könnte für das Gedeihen der evangelischen Kirche wichtiger sein, als die Befähigung des Kirchenregiments, den rechten Mann an den rechten Ort zu stellen und bedeutungsvolle Posten niemals unbesetzt zu lassen? Daneben ist es nun allerdings notwendig, daß auch die Begrenzung des Arbeitsgebietes und die finanzielle Ausstattung der einzelnen, geistlichen Aemter eine zeitgemäße Reform erfahre. Es ist dies eine Frage wesentlich finanzieller Natur, über welche der Leser uns erlauben wird, im nächsten Kapitel noch einige Bemerkungen zu machen.

3. Kapitel.

Die äußere Begrenzung des geistlichen Arbeitsfeldes.

Darüber sind wir wohl nun mit dem geneigten Leser einig, daß die geforderte Reform der evangelischen Kirche vor allem ein doppeltes Ziel verfolge. Es gilt einmal, die einzelnen Arbeitsgebiete der Geistlichen so zu begrenzen, daß sie von ihrem Träger auch wirklich erfolgreich gepflegt werden können, andrerseits auch für jedes besondere Feld den rechten Mann zu finden, der am besten befähigt ist, es zu bebauen. Um diese Zwecke zu erreichen, bedarf die Kirche bedeutender Geldmittel. Es macht sich nämlich notwendig, daß die Zahl der Arbeiter, die im Weinberge des Herrn schaffen, ganz bedeutend vermehrt werde, und daß zugleich die mit den einzelnen Aemtern verbundenen Einkünfte eine angemessene Steigerung erfahren, damit sich auch ein tüchtiger Geistlicher bereit finde, ihnen seine Kräfte zu widmen.

Werfen wir wieder einen Blick auf den Zustand der evangelischen Kirche in Sachsen, welcher ja die herrschende, sociale Schwäche der deutschen evangelischen Kirche auf jeden Fall ebenfalls abspiegelt. Da finden wir zunächst etwa eine Superintendentur, welche von dem Amtsblatt des Kirchenregiments als vakant ausgeschrieben wird mit dem Bemerken, daß sie nach den damit verbundenen Einkünften unter die Gehaltsklasse II (2100—2700 Mk.) rangiere. Man hat hier gleich einen bedenklichen Beweis von der Fürsorge des Staates für die Kirche, welcher es zuläßt, daß eine „Königliche“ Superintendentur mit einem geradezu unwürdigen Gehalt in dem officiellen Organ der Kirche prangt. Was ist die Folge? Nur nach langem Zögern erklärt sich ein tüchtiger Geistlicher bereit, die schweren Sorgen und Bürden eines Superintendenten für ein solches bescheidenes Honorar auf seine Schultern zu nehmen. Wie betrübend, wie niederdrückend nun für die Geistlichen der Ephorie, zu sehen, daß das Amt ihres Oberhirten, das doch vor allem ein köstliches Amt genannt zu werden verdient, so wenig begehrt wird! Wir erachten es für die unumgängliche Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, daß eine solche Königliche Superintendentur nicht länger auf einer Gehaltsstufe stehen bleibe, über welche vielleicht der Diakonus der Nachbarstadt längst hinaus ist. Uebrigens würden wir es auch nicht unbillig finden, wenn etwa die gut dotierten Pfründen der Ephorie zum besten der Superintendentur ein wenig

beschnitten würden. Denn es ist doch in aller Welt Brauch, daß der Vorgesetzte ein höheres Gehalt bezieht, als der Untergebene. In Hannover, welches sich noch nicht eines gleichen Wohlstandes wie unser vielgepriesenes Sachsenland erfreut, hat man es neuerdings denn doch für schicklich befunden, das Minimalgehalt der Superintendenturen auf 4000 Mk. zu erhöhen. Wir brauchen nicht lange zu suchen, um auf eine andere, nicht minder befremdende Erscheinung zu stoßen. In einem Arbeiterort von mehr als dreitausend Seelen ist das Pfarramt frei. Es ist eine Minimalstelle. Wer soll sich darum bewerben? Der erfahrene Geistliche, welcher allein im stande wäre, diesen schwierigen und umfangreichen Posten tüchtig auszufüllen, bezieht längst ein höheres Gehalt, als ihm hier geboten wird; der Anfänger aber traut sich nicht die Kraft zu, eine so zahlreiche Gemeinde zu pastorieren, die noch dazu wegen ihrer socialdemokratischen Bevölkerung ein wenig verrufen ist. Verschiedene Bewerbungslustige nehmen zwar den Ort in Augenschein, kehren ihm aber alsbald wieder den Rücken, nachdem sie sich überzeugt haben, daß auch das Pfarrhaus nichts weniger als einladend ausschaut, und daß der Kirchenvorstand für die herrschenden kirchlichen Notstände sehr wenig Interesse zeigt. Darüber ärgert sich dann der Arbeiter, der in jener Gemeinde wohnt, ganz gewaltig; er meint, das sei nur böser Wille von den Pastoren, daß sie nicht zu ihm kommen wollen, und wird darüber erst recht zum Socialdemokraten. Dem Landeskirchenregiment aber bleibt zuletzt nichts übrig, als einen von den Kandidaten, die sich ihm zur Verfügung gestellt haben, als Vikar hinzusenden. Was wird nun ein so junges Blut an einer so schwierigen Stelle ausrichten? — Ein drittes Bild. Eine großstädtische Vorstadtgemeinde von nahezu achttausend Seelen hat einen einzigen Geistlichen. Das Pfarramt trägt noch nicht dreitausend Mark. Man fragt nach dem Inhaber und hört, daß er ein etwas ängstlicher Mann sei, unvermögend, unter dieser gottentfremdeten Masse etwas auszurichten. Natürlich. Ein mutiger, tapferer, reichbegabter Mann begiebt sich nicht leicht in das Feuer des socialen Kampfes, wenn er keinen Dank erhoffen kann. So quält sich der arme Pfarrer in der fortwährend mit riesiger Schnelligkeit anwachsenden Gemeinde, die bescheidenen Einkünfte seines Amtes vielleicht noch durch Privatunterricht zu verbessern gezwungen. Mitleidig sieht der Schuldirektor, der ein paar hundert Mark Gehalt mehr bezieht und über ein wohlorganisirtes, zahlreiches Lehrerkorps gebietet, auf den geplagten Pfarrer herab. Man kann sich leicht denken, in welcher Weise unter solchen

Umständen die Kirche ihre Pflicht erfüllt. Von hundert Gemeindegliedern besucht vielleicht nur ein einziges noch das Gotteshaus, die Zahl der Kommunikanten sinkt auf zwanzig Procent der Bevölkerung, viele Tote müssen ohne geistliche Begleitung beerdigt werden. — Und nun wollen wir schnell noch eine Gemeinde betrachten. Sie besteht aus mehreren Dörfern, welche zusammen mehr als vierzigtausend Seelen zählen. Dort wirken drei Geistliche. Der größte Ort enthält allein mehr als zehntausend Seelen und wächst jedes Jahr fast um tausend Bewohner; allein er besitzt weder eine Kirche, noch ein Pfarrhaus. Er ist ein rechtes Schmerzenskind der Kirche, eine Brutstätte der Socialdemokratie.

Man sieht, daß Hilfe hier dringend not thut. Wie soll sie gebracht werden? Das nächste würde, unsers Erachtens, sein, daß ein Gesetz erlassen würde, welches bestimmt, wie viele Seelen im höchsten Falle der Pflege eines einzigen Geistlichen zugemutet werden können. Freilich kann hier nicht daran gedacht werden, mit bestimmten Maßen und Ziffern nachzuweisen, wie groß das einem Pfarrer anzuweisende Gebiet höchstens sein darf. Dazu müßten wir ein genaues Bild von dem ganzen Umfange der geistlichen Amtsthätigkeit entwerfen; und dies ist die schwierigste Aufgabe, die es giebt. Die Arbeit eines Pfarrers läßt sich nicht so nach dem Metermaß und nach der Stunde berechnen, wie etwa die eines Maurers. Keinem andern Berufskreise ist es in dem Maße in die Hand gegeben, wie grade dem Pfarrer, sich seine Last schwer oder leicht zu machen. Es giebt freilich Geistliche, die anscheinend ohne Beschwerde Gemeinden von zehntausend oder zwanzigtausend Seelen pastorieren — „aber fragt mich nur nicht, wie?" Erfahrene Theologen indeß sind darüber einig, daß man einem Geistlichen auch unter den günstigsten Umständen nicht wohl mehr als höchstens viertausend Seelen aufbürden könne. Thatsächlich finden wir, daß diejenigen Orte, welche durch die Entwickelung der Neuzeit wenig verändert worden sind, hinreichend mit Geistlichen versehen erscheinen — hat doch die ungläubige Neuzeit sogar manche von jenen Stellen wieder eingezogen, welche von unsern frommen Vorfahren begründet waren. Wir wollen indeß der gesteigerten Arbeitskraft des heutigen Geschlechts in vollem Maße gerecht werden, und zugeben, daß man sogar fünftausend Seelen einem einzigen Pfarrer aufladen dürfe. Allein selbst wenn wir diesen reichlich genommenen Maßstab anlegen, so finden wir, daß fast in allen protestantischen Großstädten der kirchliche Notstand zu Hause ist. In unserm Vaterlande Sachsen

vollends, von welchem Socialpolitiker mit Recht bemerkt haben, daß es fast wie eine einzige, weitläufig gebaute Stadt erscheine, erstreckt sich der kirchliche Notstand über das ganze Land, nur etwa die Bauerndörfer und kleinen Landstädte ausgenommen. Ein Freund der Kirche hat berechnet, daß hier nicht weniger als zweihundert Geistliche fehlen. In der Regel kommen jetzt in den protestantischen Großstädten etwa zehntausend Seelen auf Einen Pfarrer. Erwägen wir nun einmal, welche Last der Arbeit diesem Pfarrer zufallen muß. Er hat jährlich etwa vierhundert Kinder zu taufen, den Religionsunterricht in mindestens dreißig Klassen zu beaufsichtigen, einhundert Ehepaare zu trauen, zweihundert Konfirmanden zu unterrichten und einzusegnen, und dreihundertundfünfzig Tote zu begraben. Und dabei soll er alle diese Handlungen mit Ernst und Würde und wohl vorbereitet vollziehen, ja womöglich an jede derselben ein besonderes Wort der Erbauung und Belehrung anknüpfen, natürlich nicht, ohne die eigentümliche Verfassung der tief bewegten Herzen und die besonderen Umstände des behandelten Falles gebührend in Rücksicht zu nehmen. Und dazu noch Predigten, Vorträge, Konferenzarbeiten, Jahresberichte, Zeugnisse, amtliche Schreiben, die zahllosen Geschäfte der äußerlichen Kirchenverwaltung und der Vereinsthätigkeit. Dazu wird der geplagte Mann noch täglich angelaufen von solchen, die seinen Rat und Trost begehren, muß täglich die Kranken, die Leidtragenden, die Kirchenverächter, die streitenden Eheleute aufsuchen, um überall zu ermahnen, zu trösten, zu strafen, zu schlichten. Wann wird sich unter diesen Umständen Stille und Muße finden, um dem erschöpften Geiste neue Lebensströme zuzuführen? Man vergleiche mit dieser Arbeitslast einmal diejenige eines katholischen Geistlichen. In München giebt es augenblicklich zweihundertundvierzig römische Priester, sodaß hier Ein Geistlicher auf noch nicht tausend Seelen entfällt. Und dabei klagt man dort bereits über Priestermangel! Daneben ist nicht zu vergessen, daß ein katholischer Geistlicher seine ganze Arbeitskraft der Kirche widmen kann, während bei dem evangelischen Pfarrer ein guter Teil derselben durch die Familie in Anspruch genommen wird.

Jeder aufrichtige Freund der Kirche, welchem die baldige Heilung der hier geschilderten Schäden ernstlich anliegt, muß uns beistimmen, wenn wir fordern, daß die Arbeitsgebiete der Geistlichen eine gesetzliche Begrenzung erfahren. Allein in ähnlicher Weise, wie die Arbeitsfelder der Pfarrer, bedürfen auch die Parochien einer festen Umrahmung durch das Gesetz, um nicht unversehens zu Massenparochien

auszuwachsen. Eine Parochie bildet gewissermaßen eine heilige Familie in Christo, welche sich um den Pfarrer wie um ihren geistlichen Vater sammelt und in dem gemeinschaftlichen Gotteshause die Heimstätte ihres kindlichen Glaubens und ihrer brüderlichen Liebe findet. Sie darf sich also nur soweit ausdehnen, daß ihre mündigen Glieder auch wirklich in dem gemeinsamen Gotteshause Platz finden, und daß sie von dem Pfarrer, der an ihrer Spitze steht, noch einigermaßen übersehen und wirksam geleitet werden kann. Für welchen Teil der Gemeinde muß nun das Gotteshaus mindestens Platz bieten, um seinem Zweck gerecht zu werden? Die Erfahrung zeigt, daß ein mittlerer Kirchenbesuch etwa zehn Procent der Bevölkerung in das Gotteshaus führt. Für diesen Procentsatz wird also die Kirche mindestens bequem Platz bieten müssen. Nun wird man zugeben, daß in einer Kirche nicht wohl mehr als fünfzehnhundert Andächtige Raum finden können, wofern nicht dieselbe zum Koloß werden soll. Es giebt allerdings begeisterte Kunstfreunde, welche für dergleichen Monumentalbauten schwärmen; allein als evangelische Gotteshäuser verfehlen dieselben grade ihres hauptsächlichen Zweckes, weil man den Geistlichen an den meisten Plätzen weder sieht noch hört. Auch dürfte es unzweifelhaft sein, daß eine Gemeinschaft von zwei- bis dreitausend Familien die äußerste Grenze darstellt, welche uns zu ziehen erlaubt ist, wenn überhaupt noch der Begriff der Gemeinde festgehalten werden soll. Hieraus geht klar hervor, daß eine Parochie unter keinen Umständen mehr als fünfzehntausend Seelen zählen darf. Dehnt sie sich über dieses Maß aus, so muß notwendiger Weise der Pfarrer die Uebersicht über ihre sittlichen und religiösen Zustände und die Fühlung mit ihren Gliedern allgemach verlieren. Denn wenn auch einige Hilfsgeistliche an seine Seite gestellt werden, so ist es doch nötig, daß alle Fäden des ausgeworfenen Netzes in seiner Hand zusammenlaufen. Parochien von fünfzehntausend Seelen, mit drei Geistlichen besetzt, wären also das äußerste Maß, welches wir zugestehen können. Wie steht es aber nun in Wirklichkeit? Solche übersehbare Parochien kommen in den Großstädten fast gar nicht vor. Die Regel sind hier vielmehr Parochien von dreißig-, vierzig- ja fünfzigtausend Seelen. In Berlin hat man sich sogar bis zu dem Wahnsinn von hunderttausend Seelen verstiegen! Man hat berechnet, daß dort die vorhandenen Kirchen nicht ausreichen würden, wenn nur einmal alle in der Stadt beschäftigten Dienstmädchen gleichzeitig den Gottesdienst besuchen wollten. Selbstverständlich müssen da, wo die Bewohner sich weniger eng zu-

sammengedrängt finden, auch die Parochien viel kleiner bemessen werden.

Wir haben bemerkt, daß gesetzliche Bestimmungen notwendig sind, um die Arbeitsfelder der Geistlichen und den Umfang der Parochien nicht ins maßlose auswachsen zu lassen. Dergleichen gesetzliche Bestimmungen sind z. B. bereits auch wiederholt von dem Kirchenregiment unserer sächsischen Landeskirche gefordert worden; allein man hat diese Forderungen stets abgewiesen mit dem Bemerken, daß man auch ohne Gesetz auf Teilung der Parochie und Neubegründung von geistlichen Stellen bedacht sein werde. In der That haben dem Verfasser Amtsgenossen, wenn er über die kirchlichen Notstände unsers Landes klagte, in der Regel entgegengehalten: wie man sehe, geschehe ja bereits ein erkleckliches, um diesen Notständen abzuhelfen. Allein er muß sehr bitten, daß man die kirchliche Entwickelung unsers Landes einmal unbefangen mit dem Fortschritt der Volkszahl in Vergleich stellen wolle, um zu beurteilen, ob der kirchliche Notstand auch ohne Gesetz behoben werden kann. In den Jahren 1880—1885 ist die evangelische Bevölkerung Sachsens um etwa zweihunderttausend Seelen angewachsen. Es hätten also nach unsrer Rechnung mindestens vierzehn völlig neue Kirchen erbaut und vierzig geistliche Stellen begründet werden müssen. Eine Prüfung des wirklich geschehenen kirchlichen Fortschritts wird indessen zeigen, daß kaum die Hälfte dieser Forderungen erreicht wurde. Allein noch weit bedenklicher erscheint der Rückstand der Kirche, wenn man den procentualen Maßstab anwendet. Der Zuwachs der evangelischen Bevölkerung betrug in der genannten Zeit 1,3 % pro Jahr. Da wir nun im Lande etwa zwölfhundert evangelische Geistliche haben, so würde ein gleicher, procentualer Zuwachs die jährliche Neubegründung von mindestens fünfzehn geistlichen Stellen beanspruchen; ebenso würde sich die Zahl der gottesdienstlichen Stätten jährlich um etwa achtzehn vermehren müssen. Unsere Großstädte Dresden, Leipzig und Chemnitz wachsen so schnell, daß mindestens aller drei Jahre eine neue, große Kirche von fünfzehnhundert Sitzplätzen errichtet werden muß. In Berlin wäre jedes Jahr der Bau von zwei bis drei großen Gotteshäusern notwendig. Aber welch ein Zeitraum vergeht heutzutage, ehe nur einmal eine einzige neue Kirche geweiht werden kann. Mit der Schnelligkeit eines Kourierzuges saust die Bevölkerung vorwärts, während die Kirche ihr nur im Tempo eines Güterzugs folgen kann; und es ist offenbar, daß beide auf diese Weise sich immer weiter von einander entfernen müssen.

Wie soll auch die evangelische Christenheit überhaupt nur ein Bewußtsein dieses traurigen Zustandes haben, wenn ihr kein Gesetz einen Maßstab darbietet, um einen Notstand zu erkennen? Wer von Jugend auf in einer Massenparochie gelebt hat, wer die seelsorgerlichen Besuche des Geistlichen gar nicht gewöhnt ist, der findet die herrschenden Zustände natürlich und völlig in Ordnung. Selbst hochgebildete Leute leugnen darum schlankweg den kirchlichen Notstand. Als der Hofprediger Stöcker einmal die Stadtverordneten von Berlin beschwor, doch endlich etwas zu thun, um den grauenhaften, kirchlichen Notständen dieser Stadt abzuhelfen, da schleuderte ihm einer dieser Stadtverordneten entgegen: er sei ein Lügner, es seien Kirchen genug in Berlin vorhanden. Ja, nach der Meinung der Herren vom Fortschritt ist vielleicht sogar noch ein Ueberfluß von Kirchen und Geistlichen zu bemerken; und wenn man ihnen freie Hand ließe, so würden sie die vorhandenen Kirchen in Schauspielhäuser umwandeln. Denn sie sind nicht sehr weit von Bebels Anschauung entfernt, daß die Kirche im Grunde nur eine Verdummungsanstalt ist. Auf allen Gebieten der Kultur sind in den letzten Jahren gradezu riesenhafte Fortschritte gemacht worden. Ein dichtes Eisenbahnnetz umspannt alle Teile unseres Vaterlandes, zahllose Fabrikessen rauchen in den Städten und Dörfern, der Luxus ist unglaublich gestiegen, Feste über Feste werden ununterbrochen gefeiert, die Ausstellungen jagen sich förmlich einander, die Zahl der vorhandenen Vereine ist Legion, schöne Schulhäuser prangen in allen Städten und bereits auch in den meisten Dörfern; die Zahl der Lehrer hat sich in Sachsen in den letzten dreißig Jahren verdoppelt — nur die Kirche scheint fast auf derselben Stelle stehen zu bleiben. Millionen werden in den großen Städten verschwendet, um ganze Straßen von glänzenden Palästen aufzuführen, Markthallen zu bauen oder großartige Beleuchtungsapparate zu schaffen; dutzende von Tanzsälen und hunderte von Schankwirtschaften verschlingen jeden Sonntag Ströme von Geld, welches in unerschöpflicher Fülle vorhanden scheint — nur dem lieben Gott wirds in der schnödesten Weise abgekargt. Muß man nicht die unbegreifliche Langmut des Herrn bewundern, der diesem gottlosen, undankbaren Geschlechte noch immer seine Gnadensonne leuchten läßt? Was aber bei diesem traurigen Elend am meisten beklagt werden muß, ist der Umstand, daß man bei der gegenwärtigen Verfassung der evangelischen Kirche nicht einmal eine bestimmte Gewalt für die jammervolle Zerrüttung der Kirche verantwortlich machen kann. Denn von den hier wirksamen Faktoren

schüttelt jeder die Verantwortung von sich ab, um sie dem andern zuzuwerfen. Die Massen aber leben dahin in der Blindheit ihres Unglaubens, ohne auch nur zu wissen, von welcher geistlichen Finsterniß sie bedeckt sind.

4. Kapitel.

Die Finanzwirtschaft der Kirche.

Wenn wir dem geneigten Leser versichern, daß die positiv gerichteten Socialpolitiker gewöhnlichen Schlags der Ueberzeugung leben, der Staat müsse für alle Notstände, welche im vorigen Briefe behandelt worden sind, Abhilfe schaffen, so wird ihn das nicht im geringsten Wunder nehmen. Allein wir erlauben uns dennoch, hinter diese Behauptung ein nachdrucksvolles Fragezeichen zu setzen. Wie kann man dem Staate ohne weiteres zumuten, daß er für die Bedürfnisse der Kirche Sorge tragen soll? Wird nicht damit gradezu der Satz aufgestellt, daß die Kirche in der That weiter nichts ist, als ein Teil des Staates, sowie etwa die Armee? Gegen diese Unterstellung müssen wir uns aber ganz entschieden verwahren. Staat und Kirche sind zwei selbständige Gebiete, welche durchaus nicht mit einander vermischt werden dürfen, wiewohl sich ihre Wirkungskreise vielfach berühren. Demgemäß hat denn auch der Staat nur eine beschränkte Pflicht, die Kirche mit irdischen Mitteln zu unterstützen, während zunächst diese selbst aufgefordert werden muß, sich ebenso wie jeder andre Arbeiter die notwendigen Mittel ihres Bestehens durch der eigenen Hände Arbeit zu erwerben. Schon der Apostel Paulus bezeugt, daß diejenigen, welche den Gemeinden das Geistliche säen, auch das Recht haben, ihr Leibliches dagegen zu ernten. Jede christliche Gemeinde hat also die Pflicht, aus gemeinen Mitteln das zu gewähren, was zur Besoldung ihrer Prediger und zur Erhaltung ihres kirchlichen Wesens überhaupt erforderlich ist. Auch bescheert es der Herr im Himmel so reichlich, daß mans ihm wahrhaftig nicht abzubrechen braucht. Es ist also der christlichen Gemeinden Recht und Pflicht, ihren Gliedern so viele Abgaben aufzuerlegen, daß eine ausreichende, religiöse Pflege derselben möglich ist. Die kirchliche Last wird keine Gemeinde erdrücken. Heutzutage allerdings mögen die Leute, wenn sichs um die Kirche handelt, am liebsten gar nicht in ihre Tasche greifen. Und so ist es denn Thatsache, daß die armen evangelischen Gemeinden in der

Diaspora, in Böhmen und Mähren, in Paris und Bukarest, ja selbst die armen Parias in Indien, welche unsere Missionare zu kleinen Kirchgemeinden vereinigt haben, oft größere Opfer für ihre Kirche bringen, als unsre wohlbestellten, heimischen Gemeinden. Wir behaupten, daß 1 Mk. Kirchenanlage auf den Kopf der Bevölkerung auch für eine Arbeitergemeinde keine zu schwere Last bedeutet. Wird doch für die Schule gut und gern das vierfache aufgebracht. Freilich ist es heutzutage gangbare Meinung, daß an die Kirche erst dann gedacht werden kann, wenn jedes andere Bedürfniß gedeckt, wenn die Schule errichtet, das Rathaus gebaut, die Wasserleitung eröffnet und die Gasanstalt in Gang gebracht worden ist; ja, man sieht, daß die „armen Arbeiter" eher zehn Tanzsäle und zwanzig Schnapsschenken erhalten können, als eine einzige Kirche. Hierbei wollen wir bemerken, daß selbstverständlich die vermögenden Glieder der Gemeinde die Pflicht haben, freiwillig größere Summen für das kirchliche Wesen derselben zu stiften, und daß diese Verpflichtung die Herren und Meister der Arbeiter auch dann trifft. wenn sie vielleicht eben nicht mit ihnen in derselben Gemeinde wohnen. Es ist die Sache des Geistlichen, die Arbeitgeber auf diese ihre sittliche Verpflichtung mit allem Nachdruck aufmerksam zu machen; und an der Höhe der kirchlichen Stiftungen hat man einen Maßstab für das Geschick und den Eifer, welchen die Geistlichen bei dieser Aufgabe entfalten. Die kirchliche Opferwilligkeit zeigt denn auch im deutschen Lande die größte Mannigfaltigkeit. Zunächst sei hier die offenkundige Thatsache erwähnt, daß die römisch-katholische Kirche in der Regel um die notwendigen, äußeren Mittel ihrer kirchlichen Wirksamkeit nicht verlegen ist. Der Opfersinn der Katholiken beschämt die Protestanten in hohem Maße. Hier ein Beispiel. Der seit 9. Juni 1883 in München bestehende Verein für Kirchenbau hat am Schluß des Jahres 1886 angesammelt für St. Benno 492,041 Mk., für St. Maximilian 98,852 Mk., für St. Paul 174,117 Mk. Also drei Kirchen auf einmal und für dieselben binnen $2^1/_2$ Jahren mehr als $^3/_4$ Mill. Mk. in einer einzigen Stadt! Für die Windthorstspende zum Bau der Marienkirche in Hannover sind, namentlich durch den Aufruf der katholischen Presse, in kürzester Zeit 130,000 Mk. gesammelt worden. Am opferwilligsten zeigt sich die evangelische Kirche in der Regel da, wo sie mit der katholischen einen harten Konkurrenzkampf zu bestehen hat. So ist in Bielefeld, einer Stadt von etwa 35,000 Einwohnern, die Zahl der Geistlichen seit dreißig Jahren von vier auf sechs (wozu noch ein

Hilfsprediger kommt), die Zahl der Kirchen seit zehn Jahren von drei auf vier gestiegen. Im März 1887 wurde aus Anlaß des neunzigjährigen Geburtstages des Kaisers die Aufführung einer Dankeskirche beschlossen, zu welcher im Juli desselben Jahres bereits 30,000 Mk. gezeichnet waren. In Stuttgart, sowie in Hannover sind in den letzten Jahren viele schöne Kirchen gebaut worden. Dagegen findet sich in Sachsen, sowie in den preußischen Großstädten im allgemeinen ein beklagenswerter Mangel an Opferwilligkeit. Volkmarsdorf ist eine Arbeitervorstadt von Leipzig von 13,000 Einwohnern. Zwanzig Jahre lang hat man dort bereits für einen Kirchenbaufonds gesammelt, seit zehn Jahren wirkt zu diesem Zweck ein besonderer Kirchenbauverein — und was ist in dieser Zeit zusammengebracht worden? Etwa zehntausend Mark. Nachher hat ein besonderes für Leipzig und Umgegend gebildetes Hilfskomitee etwa 16,000 Mk. gespendet. Wenn der Kirchenbaufonds in gleichem Tempo wie bisher fortschreiten sollte, dann dürfte es leicht noch fünfzig Jahre währen, ehe die Kirche steht — bis dahin aber könnte der Ort auch wohl auf fünfzigtausend Seelen angewachsen sein. In der großen Stadt Breslau ist im Lutherjahr der Bau einer Lutherkirche in Anregung gebracht worden, für welche bis 1887 nur 16,000 Mk. angesammelt worden sind. Auch die reichen Hamburger zeigen sich der Kirche gegenüber überaus reserviert. Von Berlin wollen wir schweigen — der Hofprediger Stöcker hat über das dort herrschende Heidentum ergreifende Klagen erhoben, aber allerdings auch die erste Wendung zur Besserung herbeigeführt. Daß die Geistlichen in Sachsen und Preußen noch nicht eifrig genug gewesen sind, um die Herzen für den kirchlichen Notstand zu erwärmen, geht aus diesen Thatsachen unzweifelhaft hervor.

Neben den den Gliedern der Gemeinde aufzuerlegenden Steuern steht der Kirche noch eine zweite Einnahmequelle offen. Sie ist berechtigt, für die Dienstleistungen, welche im einzelnen Falle gewährt werden, ein Entgelt zu fordern. Sie darf sich dabei auf das Wort ihres Herrn und Meisters stützen: Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert. Es giebt freilich Leute, welche behaupten, daß die feierliche Rede am Taufbecken, am Traualtar, am Grabe des Verstorbenen unentgeltlich gewährt werden müsse. Weder für die ausgespendeten Sakramente, noch für den erteilten Konfirmandenunterricht, noch für die ausgestellten Zeugnisse soll die Kirche mehr einen irdischen Lohn fordern. Man erachtet es ihrer erhabenen, geistlichen Natur für unwürdig, daß sie ihre Gaben um Geld verkaufe. Als ob nicht der

Apostel von dem geistlichen Schatz der Kirche ausdrücklich das Bekenntniß ablegte: Wir haben solchen Schatz in irdischen Gefäßen; als ob nicht die Geistlichen auch Menschen wären, die da essen und trinken und sich kleiden müssen, um zu leben; als ob nicht die Gotteshäuser aus den Stoffen dieser Erde durch der Menschen Hände erbaut werden müßten! Soweit das Reich Gottes der irdischen Hilfsmittel bedarf, ist es allen Gesetzen unterworfen, welche auf dieser Erde gelten, also auch den wirtschaftlichen Gesetzen. Und was macht es für einen Unterschied, ob die Bedürfnisse der Kirche durch erhobene Steuern gedeckt oder ob für die einzelnen Arbeiten derselben ein Entgeld gefordert wird? Gilt es nicht hier wie dort, die geistlichen Gaben mit irdischen zu vergelten? Die Kirche aber leidet auf jeden Fall einen schweren Schaden, wenn sie auf das Recht verzichtet, welches ihr unzweifelhaft wie jedem anderen Arbeiter zusteht: nämlich für ihre Leistungen zu fordern, was recht und billig ist. Wer wird denn sonst für ihre Bedürfnisse sorgen? Der Staat, die politische Gemeinde? Ja, man sieht wohl, wie es geschieht. Wenn die Kirche demütig bittet, daß man ihr nur soviel gewähre, als sie bedarf, um ihre Aufgabe zu erfüllen, dann findet sie oft unwillige Herzen. „Dieser Hofpredigerkirche keinen Pfennig" — wie oft haben's die hartbedrängten berliner Geistlichen hören müssen! Und wie kann man einer so heiligen Anstalt zumuten, daß sie um schnöden Geldes willen sich in eine schimpfliche Abhängigkeit von einer fremden Gewalt begebe? Ermahnt nicht der Apostel Paulus seine Gläubigen, daß sie mit ihren eigenen Händen arbeiten sollen, auf daß sie ehrbarlich wandeln gegen die, die draußen sind, und ihrer keines bedürfen? Wer die Kirche mit Gewalt über die Ordnungen erheben will, die der Schöpfer nun einmal für diese Welt aufgestellt hat, der thut nichts anderes, als daß er den festen Grund unter ihren Säulen hinwegreißt. Welches Recht hat der Staat, die Kirche zu zwingen, daß sie die meisten ihrer Segnungen unentgeltlich darreiche? Oder warum werden nicht auch die Gebühren für Hebamme und Leichenfrau auf die Staatskasse genommen, wenn Pfarrer und Kantor die Vergütung für ihre Arbeit dorther empfangen? Wir stimmen Martensen vollkommen bei, wenn er die Ablösung der Stolgebühren durch den Staat als einen verwerflichen Staatssocialismus bezeichnet. Welchen Segen hat auch der Arbeiter davon, daß er z. B. die Trauung der Kirche umsonst empfängt? Ist nicht die Sorge um das Irdische eine Begleiterin, vom Herrn selbst gesandt, welche den Menschen nicht verläßt durch das ganze Leben hindurch? So lange

die Kirche noch eine entsprechende Vergeltung für ihre Arbeit forderte, da stand gewissermaßen die ernste Gestalt der Sorge drohend an der Eingangspforte des Ehestandes und rief den Ehestandslustigen zu: Habt ihr euch auch wohl bereitet und gerüstet? Wißt ihr, daß ihr auf dieser Welt nichts verlangen könnt, es sei denn mit mancherlei Mühen und Opfern? — Jetzt aber? Wirkt nicht die kostenlose Darbietung der Trauung geradezu wie eine Aufforderung, sich um die Pflichten des Ehestandes nur ja keine Sorge zu machen? Es kam einmal ein Pfarrer zu einem socialdemokratischen Arbeiter und forderte ihn auf, doch endlich sein Kind taufen zu lassen, da ja die Taufe nicht einmal etwas koste. Jener aber antwortete: „Herr Pfarrer, wenn Sie mir nicht zehn Mark geben, damit ich meinen Freunden bei der Taufe auch eine kleine Bewirtung vorsetzen kann, ist an die Taufe nicht zu denken". Man sieht, wohin wir mit unser gedankenlosen Humanität geraten sind. Statt daß der Kirche die Möglichkeit gegeben wäre, ihren wirklich armen Gliedern sich wohlthätig und barmherzig zu erweisen, indem sie ihnen die festgesetzte Gebühr für die gewährten Dienste freiwillig nachläßt, muß sie nun ihre frei dargebotenen Gaben auch noch mit Schimpf und Spott zurückgewiesen sehen. Es wäre wahrlich nur recht und billig, wenn die Kirche in einer Großstadt für eine einfache Taufe etwa zwei Mark und für eine einfache Trauung etwa drei Mark forderte — kostet doch soviel allein das Bouquet, womit die Braut an den Altar zu treten pflegt. Wer aber zur Hochzeit nicht einmal drei Mark für die Kirche übrig hat, der thäte wahrlich besser, das Heiraten bleiben zu lassen. — Wenn nun diese kostenlose Darbietung kirchlicher Handlungen sich nur auf die einfachen Grade bezieht, so begehen viele Kirchgemeinden außerdem noch den Fehler, daß sie auch für die höheren Grade einen wahrhaft lächerlichen Satz fordern. Der Verfasser machte einmal in den Tabellen einer großstädtischen Kirchenrechnung die Entdeckung, daß dort eine Trauung mit Orgelspiel mit 7 1/2 Mark vergütet wurde; wenn außerdem noch eine Traurede vom Geistlichen begehrt wurde, so erhöhte sich der Preis auf zehn Mark. Heißt das nicht geradezu die geistliche Arbeit in den Staub treten? Wenn eine Traurede begehrt wird, so ist der Geistliche gezwungen, sich nach den persönlichen Verhältnissen der bezüglichen Personen zu erkundigen, einen passenden Text zu wählen, die Traurede auszuarbeiten und sich einzuprägen — und diese ganze Arbeit wird mit 2 1/2 Mk. taxiert! Soviel bekommt etwa der Kutscher, der die Brautleute zum Gotteshause fährt, an Trinkgeld. Mit Recht

haben sich die Lehrer dagegen gesträubt, daß das Schulgeld gänzlich in Wegfall komme, weil damit nur die Arbeit der Schule herabgewürdigt werde; daß aber die Arbeit der Kirche durch die kostenlose Darbietung der heiligen Handlungen gleichfalls herabgewürdigt wird, scheint niemand zu bemerken. Wenn ihr wollt, daß die Kirche ihre Wohlthaten umsonst erweise, dann stattet sie wenigstens ordentlich aus! Ist euch aber diese Pflicht nicht bequem, nun wohl, so gestattet ihr auch, für ihre Arbeiten eine würdige Belohnung zu fordern! Für eine Taufrede zehn, für eine Traurede zwanzig Mark zu verlangen, halten wir für einen überaus mäßigen Satz. Uebrigens wurzelt das Gefühl, daß jede Arbeit ihres Lohnes würdig sei, so tief im Herzen des Volkes, daß noch oft genug auch bei unentgeltlichen Handlungen, namentlich bei Konfirmationen, dem Pfarrer und, besonders bei Taufen, dem Kirchner Geschenke gemacht werden. Leider sind diese oft trotz der ausdrücklich geschehenen Ablösung selbstsüchtig genug, diese Geschenke für ihre Person anzunehmen, statt sie der schwerbedrängten Kirche zuzuführen.

Nächst der einzelnen Gemeinde ist die Gesammtheit der Landeskirche verpflichtet, für die ausreichende Pflege aller ihr zugehörigen Glieder Sorge zu tragen. Denn sobald einmal die Gemeinden des Landes zu einer einheitlichen Landeskirche zusammengefaßt sind, so ist es unmöglich, daß der religiöse Verfall dieser oder jener Gemeinde von der Gesammtheit mit gleichgiltigen Augen betrachtet werden sollte. Oder wäre vielleicht das Wort des Apostels: Einer trage des Andern Last — nicht zu allererst für die zur Gemeinschaft der Gesammtkirche vereinigten Christen gesprochen? Wollten sie aber dieser apostolischen Mahnung ihr Ohr verschließen, wahrlich, sie würden bald genug die schmerzliche Wahrheit jenes anderen, apostolischen Ausspruches an sich erfahren müssen: so Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Kennen doch jetzt schon treue Geistliche kein schwereres Leid, als wenn sie sorgsam gepflegte Glieder ihrer Gemeinde in verwahrloste Gemeinden hinwegziehen sehen, oder wenn ein räudiges Schaf aus einer solchen Gemeinde in ihre wohlbehütete Herde eindringt. Nun ist bereits in manchen Landeskirchen, z. B. in Sachsen, ein gemeinsamer Kirchenschatz gebildet worden, aus welchem die notleidenden Gemeinden unterstützt werden. Allein so segensreich diese Einrichtung sich auch bereits erweist, so sind die Mittel des allgemeinen Kirchenfonds zur Zeit doch noch viel zu gering, um dem kirchlichen Notstand wirksam entgegenzutreten. Es macht sich deshalb notwendig, auf eine kräftige

Stärkung Bedacht zu nehmen. Man hat in Sachsen sich bisher damit begnügt, die freiwilligen Gaben der einzelnen Kirchenärarien, sowie die Erträgnisse einer jährlich wiederholten Landeskollekte diesem gemeinsamen Fonds zuzuführen. Allein richtiger erscheint es, daß man die einzelnen Kirchenvermögen mit einer fortschreitenden Einkommensteuer belege. Es läßt sich nämlich wahrnehmen, daß einzelne Gemeinden, und darunter gerade oft die reichsten, sehr wenig Gemeinsinn bewähren. Wer soll auch von den Bauern, die im Gemeindekirchenrathe sitzen, erwarten, daß sie sich für die kirchlichen Notstände der großstädtischen Fabrikarbeiter interessieren? Betrachten sie doch oft das Kirchenvermögen ihrer Parochie gewissermaßen als Gemeindegut, welches unter jedem nur denkbaren Vorwande geschröpft werden muß. Und so macht man dann die Beobachtung, daß mit den Mitteln der Kirche die Schule gebaut und unterhalten, und vielleicht gar die Feuerspritze angeschafft wird, daß die Kirche durch die an den Staat abgeführte Einkommensteuer mit dazu hilft, Eisenbahnen und Straßen zu bauen, wissenschaftliche und gewerbliche Anstalten zu gründen und Museen zu bereichern, während sie den allgemeinen, kirchlichen Zwecken entweder gar nichts oder nur einen sehr geringen Betrag opfert. Sollte es nicht billig sein, daß das Gesetz derartige reiche Kirchenärarien zu einem namhaften Beitrage für gemeine, kirchliche Zwecke heranzieht, während es zugleich jede nicht unbedingt kirchliche Verwendung der vorhandenen Mittel ein für allemal verbietet? Diese aus sämmtlichen Kirchgemeinden zusammengeflossenen Beträge wären nun aber nicht zu kapitalisieren, sondern vielmehr sofort wieder zum Wohle der Kirche zu verwenden, wie denn auch die alte Kirche sich gehütet hat, Schätze für die Zukunft aufzuhäufen.

Die allgemeinen Landeskollekten zum besten dieser oder jener notleidenden Gemeinde sind durchaus zu billigen. Nur ist zu wünschen, daß sie nicht etwa zum Faulbett für den Geiz entarten. Zunächst hat jedenfalls jede einzelne Gemeinde ihre eigenen Kräfte aufs höchste anzustrengen, ehe sie an die allgemeine Wohlthätigkeit appelliert. Wenn unsere kleinen Gemeinden für ihr kirchliches Wesen mehr als 1 Mark auf den Kopf aufzubringen haben, ist es da ein Unrecht, zu verlangen, daß auch die großstädtischen Vororte zunächst mindestens die gleiche Last tragen, ehe sie mit dem Klingelbeutel im ganzen Lande umherziehen?

Nun erst, nachdem die Kirche voll und ganz ihre Pflicht erfüllt hat, kommt es ihr zu, auch den Staat an seine Pflicht zu erinnern.

Dieselbe erstreckt sich nach zwei Richtungen. Zunächst hat der Staat natürlich der Kirche diejenigen Einnahmequellen zu ersetzen, welche er ihr eigenmächtig verschlossen hat. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß eine ganze Anzahl von Gefällen, welche ehemals die Einnahme der Kirche ausmachten, namentlich die Gebühren für einfache Trauungen und Taufen, für Konfirmandenunterricht, für öffentliche und Hauskommunionen, für kirchliche Danksagungen, die Erträgnisse des Klingelbeutels abgelöst worden sind. Allein diese Ablösungen sind nach einem Maßstabe getroffen, der heute unbedingt nicht mehr gelten kann. Denn es ist nicht zu vergessen, daß ebenso die Volkszahl der evangelischen Kirche wie die Wertschätzung der geistigen Arbeit in einem beständigen Fortschritt begriffen ist. Demgemäß sind diese Ablösungen in gewissen Perioden nach einem den veränderten Verhältnissen entsprechenden Maße umzugestalten. Denn wie kann die Ablösung, welche die Gemeinde von zweitausend Seelen für richtig erkennen mußte, heute der auf zehntausend Seelen angewachsenen genügen? Wir halten es aber für billig, daß der Staat das Maß der getroffenen Ablösungen nach der Kopfzahl der einzelnen Gemeinde bestimmt, und würden dasselbe auf mindestens 50 Pfennig pro Kopf berechnen. — In weiterer Folge hat der Staat die Verpflichtung, der evangelischen Kirche mindestens das gleiche Maß von finanzieller Unterstützung zukommen zu lassen, wie der katholischen. Es ist nämlich äußerst befremdend für die deutschen Protestanten, zu sehen, daß in dem vorwiegend evangelischen Lande Deutschland die katholische Kirche fast allenthalben höher vom Staate dotiert wird, wie die evangelische. Dies ist um so betrübender, als doch gerade die evangelische Kirche sich dem Staate jederzeit gehorsam und ergeben bewiesen hat, während die katholische Kirche ihm mehrmals sehr entschiedenen Widerstand leistete. So hat z. B. der Pfarrer Venter berechnet, daß vom Jahre 1821 bis Ende 1875 die evangelische Kirche in Preußen im Verhältniß zur Seelenzahl die gewaltige Summe von rund $145\frac{1}{2}$ Millionen Mark weniger, als die römisch-katholische Kirche erhalten hat. Ebenso erhielt im Jahre 1887 ebendort die evangelische Kirche bei einer Seelenzahl von 1,820,000 die Summe von 2,531,801 Mk., während die katholische Kirche bei einer Seelenzahl von nur 9,600,000 mit der fast gleichen Summe von 2,493,363 Mk. bedacht wurde. Es ist hier eben nach dem Worte gegangen, das der Reichskanzler gelegentlich einmal selbst gebraucht hat: „Artiges Kind fordert nichts, artiges Kind kriegt nichts". Die evangelische Kirche

soll sich das gesagt sein lassen. In der That, sie hat hier nicht zu bitten, sondern zu fordern. Das Recht auf eine höhere Dotation der evangelischen Kirche hat übrigens der Reichskanzler selber anerkannt, wiewohl er sonst jede Reform ihrer Verfassung zurückweist. Die denkwürdigen Worte wurden in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 21. April 1887 gesprochen; sie lauten: „Der protestantischen Kirche kann nicht geholfen werden, daß man das Gewicht der Gemeinde in ihr vermindert und das Gewicht der Geistlichkeit in ihr verstärkt, auch dadurch nicht, daß innerhalb der Geistlichen und innerhalb der kirchlichen Obrigkeiten überhaupt der Schwerpunkt verschoben wird, ihr kann geholfen werden durch reichlichere, bessere Dotation, durch bessere Ausstattung, aber nicht durch einen gesetzgeberischen Eingriff in ihre Verfassung". Wir erlauben uns, beiläufig hier gegen diesen Satz des großen Staatsmanns zu bemerken, daß die Verteidiger der kirchlichen Verfassungsreform überhaupt gar keinen gesetzgeberischen Eingriff des Staates wünschen, sondern vielmehr nur verlangen, daß solche bereits geschehene gesetzgeberische Eingriffe vom Staate wieder zurückgezogen werden, damit die Kirche sich frei nach ihrem eigentümlichen Wesen entfalten kann. Allein wir wollen es schon als ein großes Glück preisen, wenn nur die von dem Reichskanzler hier als berechtigt anerkannte Dotation baldmöglichst wirklich erfolgt.

Wir haben nunmehr alle Einnahmequellen aufgewiesen, welche die Kirche sich erschließen soll. Es erübrigt nur noch, den Beweis zu liefern, daß die Kirche mit weiser Benützung dieser Einnahmequellen und bei einer vorsichtigen Finanzwirtschaft recht wohl im stande ist, ihren Aufgaben in dem von uns angegebenen Maße zu erfüllen. Die Dotation, welche der Staat der Kirche nach dem Verhältniß der der katholischen Kirche gemachten Zuwendungen darzureichen hat, lassen wir für die Erhaltung des kirchlichen Verfassungsorganismus, sowie für die geistlichen Bildungsanstalten. Wir beschäftigen uns hier mit dem Haushalte einer neu entstandenen, großstädtischen Parochie von fünfzehntausend Seelen, welche über keinerlei Vermögen verfügt, und den ganzen Apparat ihrer Wirksamkeit selbst erst hat bilden müssen. Die Rechnung eines Jahres würde sich nun etwa so gestalten:

I. Einnahme.

Kirchenanlagen pro Kopf 1 Mk.	15000 Mk.
Entschädigung für abgelöste Stolgebühren pro Kopf 50 Pf.	7500 „
Für Kasualien	6000 „
Aus dem allgemeinen Kirchenfonds	3000 „
Sa.	31500 Mk.

II. Ausgabe.

Gehalt des ersten Geistlichen	4500 Mk.
Gehalt des zweiten Geistlichen	3300 „
Gehalt des dritten Geistlichen	2400 „
Gehalt des Kantors	1000 „
Gehalt des Organisten	1000 „
Gehalt des Kirchners	1500 „
Verzinsung und Amortisation des Kapitals vom Bau der Kirche 250000 Mk. zu 5 %	12500 „
Verzinsung und Amortisation vom Pfarrhausbau 60000 Mk. zu 5 %	3000 „
Sonstige Ausgaben	2300 „
Sa.	31500 Mk.

Die Rechnung mag hier und dort noch an einer Schwäche leiden, und namentlich die Ausgaben durch den hier angegebenen Betrag nicht immer völlig gedeckt werden. Allein wofern nur die höheren Kreise einigermaßen ihrer Pflicht eingedenk sind, das kirchliche Wesen mit freiwilligen Stiftungen zu unterstützen, so wird es ein leichtes sein, auch einer völlig vermögenslosen Arbeiterparochie die erforderliche geistliche Fürsorge angedeihen zu lassen. Nirgends rächt sich der brutale Geiz schwerer, als auf dem Gebiete der Kirche. Was an den Kirchen erspart wird, lehrt die Erfahrung, das muß verzehnfacht in die Gefängnisse und die Armenhäuser hineingebaut werden. Es wird den Arbeitern wahrhaftig keine Wohlthat erwiesen, wenn die Durchführung einer ausreichenden, kirchlichen Pflege unterlassen wird, um ihre Steuerkraft zu schonen. Man glaube nur ja nicht, daß die Summen, welche man ihnen abzufordern zögert, in ihren Taschen bleiben. Nimmermehr; die Markstücke nehmen dann eben einen andern Weg. Wo der kirchliche Sinn erstorben ist, da wüten unaufhörliche Streiks, welche eine solche Verwüstung in den Arbeiterhäusern anrichten, als wäre der Feind ins Land gebrochen und hätte sie mit Plünderung überzogen; da beutet der Schnapswirt den Arbeiter in einer unerhörten Weise aus; da erhebt der socialdemokratische Agitator seinen schamlosen Tribut, um auf Kosten der Arbeiter ein müßiges Leben zu führen. Wenn der Wahltag herannaht, so opfert die

socialdemokratische Partei wahre Unsummen, um ihre Bataillone wohl ausgerüstet ins Feld zu stellen. Die Ordnungsparteien wollen ihnen nicht nachstehen; auch sie vergraben tausende von Mark in ihren Wahlfonds, sie stellen Versammlungen über Versammlungen an, um die von den socialdemokratischen Hetzrednern verwirrten Arbeiterköpfe wieder richtig zu stellen — ja, wenn ihnen dies nur gelänge! Gelegentlich der letzten Reichstagswahl rühmte sich ein junger Arbeiter in den von der Kirche so sehr vernachlässigten Leipziger Vorstädten: diesmal sei ihm die Wahl ein teurer Spaß gewesen, er habe ihr mehr als hundert Mark geopfert! Und ein Berichterstatter der „Protestantischen Kirchenzeitung" läßt sich im August des Jahres 1887 so vernehmen: „Ich kenne eine Kirchgemeinde von nicht ganz 24,000 Mitgliedern, welche mit Mühe und Sorge sich endlich ihre Kirche erbaut hat. In ihrem Gebiete befinden sich 9 Säle, die ganz gewiß zusammen weit mehr als 2 Millionen Mark kosten, und zu ihrem und ihrer Wirte Bestehen gewiß weit mehr als 200,000 Mark im Jahre erfordern". Ja, es wird in unsern kirchenlosen Großstädten viel Geld, sehr viel Geld verdient, aber es ist kein Segen darinnen, weil bei der Arbeit nicht mehr gebetet wird. Da heißt es: wie gewonnen, so zeronnen. Es wohnt weder Glück noch Friede bei dem Reichtum. Man sieht, wie das zürnende Wort in Erfüllung geht, womit der Prophet Haggai schon fünfhundert Jahre vor Christo den gottlosen Geiz der Juden strafte: So spricht der Herr Zebaot: dieß Volk spricht: die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue. Und des Herrn Wort geschah durch den Propheten Haggai. Aber euere Zeit ist da, daß ihr in getäfelten Häusern wohnet! Und dies Haus muß wüste stehen? Nun, so spricht der Herr Zebaoth: Schauet, wie es euch gehet. Ihr säet viel und bringet wenig ein; ihr esset und werdet doch nicht satt; ihr trinket und werdet doch nicht trunken; ihr kleidet euch und könnet euch doch nicht erwärmen, und welcher Geld verdient, der legt es in einen löcherigen Beutel.

5. Kapitel.

Die sociale Stellung des Geistlichen.

Aufrichtig ist der Verfasser dem geneigten Leser für die Geduld dankbar, mit welcher er ihn bisher auf dem Wege durch eine Reihe ziemlich trockener, kirchlicher Fragen begleitet hat. Für dieses Kapitel

nun muß er um seine schätzbare Nachsicht noch ganz besonders bitten. Er weiß, daß es keine geringe Zumutung für den Laien ist, wenn er nun auch noch mit den persönlichen Angelegenheiten der Geistlichen behelligt wird, wie sie ja die Frage nach der socialen Stellung des Pfarrers nicht unberührt lassen darf. Wie? Das Gehalt des Pfarrers, seine öffentliche Stellung und sein Rang in der Gesellschaft, sogar sein Haushalt soll hier besprochen werden? Gleichwohl muß der Verfasser auf seiner Bitte bestehen, der geneigte Leser wolle nun auch noch diesen Kleinigkeiten sein Interesse schenken. In der socialen Frage handelt es sich überhaupt im Grunde um nichts anderes, als um lauter Kleinigkeiten, welche allerdings zuletzt in ihrer Zusammenfassung eine große Wirkung darstellen. Diese Versicherung darf wenigstens mit gutem Gewissen gegeben werden, daß mit einem kühnen Handstreich, durch einen kecken Wurf in der socialen Frage schlechterdings nichts zu gewinnen ist. Wer sie mit weltumstürzenden Reformen zu lösen gedenkt, der ist entweder ein Tor oder ein Betrüger, oder beides zugleich.

Es handelt sich also hier zunächst um das einem Geistlichen zu gewährende Amtseinkommen. Nach welchem Maßstabe ist dasselbe zu bemessen? Böse Spötter, welche dem geistlichen Amte gern etwas übles nachreden, fragen uns vielleicht hier höhnisch, ob uns denn die Gehaltsfragen gar so besorgt machen? Sie geben uns den Rat, doch lieber auf den Heiland hinzusehen, dessen Nachfolger wir zu sein uns rühmen: welches Gehalt denn der eigentlich bezogen habe? Oder auf seinen Apostel Paulus, den größten Prediger aller Zeiten, von dem männiglich wisse, daß er als Zelttuchmacher die geringen Bedürfnisse seines Lebens mit eigner Hand erworben habe. Auf diese spöttische Rede erwidern wir einfach, daß der Geistliche den wirtschaftlichen und socialen Gesetzen grade so untersteht, wie jeder andere Arbeiter im Staate, und daß auch sein Einkommen nach demselben Maße gemessen werden muß, welches man bei anderen Geistesarbeitern anlegt. Die Nachfolge Jesu und der Apostel besteht nicht in der direkten Nachahmung ihrer persönlichen Gewohnheiten, welche ja nur ein Produkt besonderer örtlicher und zeitlicher Verhältnisse sind, sondern in der Nachahmung der derselben zu Grunde liegenden Gesinnung. Sonst müßten wir Geistliche folgerichtig heute noch, wie einst die Jünger, barhäuptig und mit Sandalen an den Füßen im Lande umherlaufen, vielleicht gar mit dem Schwerte Petri an der Seite. Dadurch wird die Forderung durchaus nicht aufgehoben, daß das arme Leben Christi

und seiner Jünger sich unter allen Umständen in dem Leben eines Pfarrers wiederspiegele; Luxus und Ueppigkeit ist jedenfalls davon fernzuhalten, selbst dann, wenn ein Pfarrer über ein großes Vermögen verfügte, was denn gemeiniglich nicht der Fall ist.

Der Lohn irgend einer Arbeit richtet sich nach der darin enthaltenen geistigen oder körperlichen Kraft, sowie nach den damit verbundenen Mißhelligkeiten und Schwierigkeiten. Die aufgewandte Kraft wird nun bei den geordneten geistigen Berufen hauptsächlich nach der vorausgegangenen Vorbildung gemessen. Es ist also das Gehalt eines Geistlichen etwa nach dem eines anderen, studierten Mannes, eines Gymnasiallehrers, Arztes oder Amtsrichters festzustellen. Hierbei darf jedoch nicht vergessen werden, daß an die Wohlthätigkeit des Geistlichen höhere Ansprüche gestellt werden, als an diejenigen der ebengenannten Herren; ferner, daß ein Pfarrer zu seiner Fortbildung schlechterdings eine reichere Bibliothek sich anzuschaffen genötigt ist, da er nicht, wie der Gymnasialoberlehrer, sich in der glücklichen Lage befindet, jederzeit eine größere, fortwährend ergänzte Bibliothek seiner Bildungsanstalt benutzen zu können. Nach diesem Maßstab hat man denn in Sachsen das Minimalgehalt eines ordinierten Geistlichen auf 2100 Mk. neben freier Wohnung festgestellt, womit wir uns hier ausdrücklich einverstanden erklären wollen. Allein diese Bestimmung bedarf notwendig einer Ergänzung. Es ist nämlich ohne Zweifel ungerecht, wenn der Minimalsatz des Gehalts der geistlichen Stellen ein für alle mal ohne Rücksicht auf die mit dem geistlichen Amte verbundene Arbeit und ohne Rücksicht auf die besonderen Preisverhältnisse jedes Ortes gleich bemessen wird. Eine vermehrte Arbeit verdient ohne Zweifel auch ein höheres Einkommen. Und so sollte man unseres Erachtens etwa bestimmen, daß das Minimalgehalt einer Pfarrstelle in einer Gemeinde von mehr als 1000 Seelen 2400 Mk., in einer Gemeinde von mehr als 2000 Seelen 2700 Mk. und in einer solchen von mehr als 3000 Seelen 3000 Mk. betrage. Für diejenigen Pfarrer, welche neben der Muttergemeinde noch ein Filial zu verwalten haben, wäre die Summe der Seelenzahl beider Gemeinden in Anschlag zu bringen und daneben noch eine besondere Filialentschädigung von vielleicht 150 Mk. für das Jahr auszuwerfen. Das Minimalgehalt der Diakonen aber wäre nach der Einwohnerzahl des Wohnortes verschieden abzustufen.

Um die Ungerechtigkeit, welche durch die völlig freie Bewerbung der Theologen um die geistlichen Stellen herbeigeführt wird, einiger=

maßen auszugleichen, hat man in Sachsen die heilsame Einrichtung geschaffen, daß jüngere Geistliche, wenn sie im Genuß einer hochdotierten Pfründe sind, sich für die ersten Dienstjahre einen Abzug gefallen lassen müssen, während ältere bei geringen Amtseinkünften Dienstalterszulagen erhalten, die mit der Zeit ihr Gehalt auf 3900 Mk. erhöhen. Es soll zugegeben werden, daß die Alterszulage bis zur Höhe von 3900 Mk. in einer kleinen, ländlichen Gemeinde genügt, weil dort der Haushalt sich leicht sehr einfach gestalten läßt; für die Verhältnisse einer großstädtischen Vorortgemeinde von mehrern tausend Seelen genügt aber dieses Gehalt jedenfalls nicht. Die Großstädte selbst allerdings bieten ihren Geistlichen in der Regel ein sehr anständiges Gehalt, ja, sie sichern sogar im Falle der Nichtbeförderung eine Alterszulage von vornherein zu, die armen Vororte aber, wo die Arbeiter wohnen, können über das gesetzlich Notwendige nicht hinausgehen — und so hat der dort amtierende Pfarrer zwar alle Nachteile der Großstadt zu tragen, aber von ihren Vorzügen empfindet er nichts. Wir schlagen deshalb vor, daß die Zulagen nicht ein für allemal bis zur Höhe von 3900 Mk., sondern auf Grund der oben angegebenen, nach der Größe der Gemeinden abgestuften Minimalsätze von fünf zu fünf Jahren in sechs Raten von je 300 Mk. gewährt werden, so daß z. B. der Pfarrer einer Vorstadtgemeinde von achttausend Seelen mit der Zeit neben freier Wohnung ein Gehalt von 4800 Mk. erreicht, während er neben sich noch einen Diakonus hat. So dürften alle berechtigten Ansprüche befriedigt sein. — Allein trotz dieser Ausgleichung wirkt es auf die Strebsamkeit eines Geistlichen durchaus nicht günstig ein, wenn er schon frühzeitig ein hochdotiertes Amt erlangt. Angenommen, ein junger Mann von dreißig Jahren rückt in eine Pfarrstelle von 6000 Mk. ein. Hier muß er freilich bis zum vollendeten 5. Dienstjahre in diesem Amte beträchtliche Abzüge erleiden. Allein er darf dem Vollgenuß seines Gehaltes ohne Sorgen entgegenblicken. Während er in seinem Garten spazieren geht, während er den Rauch der Cigarre zum Fenster hinaus bläst, wächst er unversehens in sein volles Gehalt hinein. Er braucht sich nicht mehr anzustrengen, um zu höheren Einkünften zu gelangen; dieselben kommen ihm ganz von selbst entgegen. Also auch auf dem jetzt in Sachsen und den meisten andern evangelischen Landeskirchen beliebten Wege der von dem Dienstalter abhängigen Gehaltsabzüge und Zulagen kommen wir nicht dazu, soweit es sich um die äußere, sociale Stellung des Pfarrers handelt, einen tüchtigen, strebsamen, geistlichen Stand zu erziehen. Unter allen Um-

ständen ist es das beste, wenn die völlig freie Konkurrenz um die Pfarrämter überhaupt aufgehoben wird.

Indessen, der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Er hat auch einen Anspruch auf ein gewisses Maß äußerer Ehre. Auch der Geistliche darf erwarten, daß ihm die Ehre zu teil wird, die ihm gebührt. Es ist nun ohne weiteres klar, daß in jedem Falle, wo mehrere Geistliche an derselben Kirche angestellt sind, der Pfarrer den Löwenanteil an der Ehre des geistlichen Amtes davon trägt, während die Diakonen sich in bescheidenem Dunkel halten, obwohl sie in der Regel von der Last des Amtes ihr vollgemessenes Teil tragen. Jede Amtsthätigkeit, wobei eine besondere Ehre zu gewinnen ist, fällt dem Pfarrer zu, während der zweite oder dritte Geistliche mit der Erledigung der regelmäßig fortlaufenden Amtsgeschäfte belastet werden. Wir sind nun weit entfernt, diesen Zustand, den wir völlig natürlich finden, etwa tadeln zu wollen. Allein wer sollte nicht an der Ordnung finden, daß ein Geistlicher, der eine Zeit lang die bescheidene Stellung eines Diakonus willig bekleidet hat, dann auch auf seinen Wunsch in ein selbständiges Pfarramt befördert wird? Indessen dieses sein wohlbegründetes Recht erlangt er unter den heutigen Umständen doch nicht, wenn er in seinen Bewerbungen um ein selbständiges Pfarramt vom Glücke nicht begünstigt ist. Nun hat in der größeren Stadt allerdings auch der Träger der zweiten oder dritten Stelle die Möglichkeit, sich ein gewisses, selbständiges Arbeitsgebiet zu sichern und sich seine besondere Gemeinde zu bilden. Anders liegt die Sache in der Kleinstadt. Hier, wo Rang und Titel eine so bedeutende Rolle spielen, wird es der Diakonus trotz aller Arbeiten und Anstrengungen nicht verhindern können, daß man ihm nur ein sehr bescheidenes Maß von Gaben zutraut, und daß er niemals mit einer wichtigeren Aufgabe bedacht wird. In einer ähnlichen Lage befindet sich oft jener Geistliche, welcher vom Sturm des Schicksals in ein entlegenes Dorf verschlagen worden ist. Man schätzt die Gabe eines Pfarrers gern nach der Größe, dem Glanze und der Bedeutung seiner Gemeinde, weshalb denn neuerdings schon hier und da bei vornehmen Familien die Sitte herrscht, bei Taufen und Trauungen, welche in ihrem Kreise gefeiert werden, den Pfarrer ebenso wie den Festwein aus der großen Stadt zu beziehen.

Leider wird die falsche Schätzung der Geistlichen seitens des Publikums von der Kirche selbst zuweilen noch unterstützt. Auch sie kennt Gelegenheiten, welche Anlaß zu einer besonders ehrenhaften

Thätigkeit geben. Das sind die Festpredigten der Missionsfeste, der Gustav-Adolf-Feste u. s. w. Man sollte nun glauben, daß zu diesen regelmäßig wiederkehrenden Festen der Ephorie die Geistlichen derselben der Reihe nach als Festprediger herangezogen würden, grade so, wie die Offiziere der Reihe nach zu den besonderen Ehrendiensten befehligt werden. Wir reden nicht von den großen Landesfesten, wobei natürlich nur Theologen ersten Ranges auftreten können. Allein auch bei jenen kleineren, regelmäßig wiederkehrenden Festen sind es gewöhnlich nur einige wenige, bevorzugte Größen, welche immer wieder im Glanze der Beredsamkeit strahlen, während andere um so gründlicher in den Schatten gestellt werden. Die Gemeinden betrachten denn auch die letzteren mit der Zeit nicht anders, als die Trabanten, welche die leuchtenden Sonnen ihres Standes in respektvoller Entfernung umkreisen. Und ist es ein Wunder, wenn der Pfarrer, der niemals aus dem Kreise seiner Bauern heraus zu einer Festpredigt herangezogen wird, mit der Zeit in der That seine Predigten etwas nachlässiger behandelt? Wir glauben nicht, daß dies die richtige Methode ist, um eine strebsame, berufsfreudige Geistlichkeit zu erziehen, und Neid und Eifersucht von ihrem Stande fern zu halten. Ebenso wenig finden wir es passend, daß gewisse Titel, wie Hauptpastor u. s. w., welche einen höhern, geistlichen Rang aussprechen, mit einzelnen Pfarrämtern ein für alle mal verbunden sind, ohne daß doch ihre Träger in der That einen höhern Rang unter ihren Berufsgenossen einnähmen. Dieser Umstand hat keine andere Folge, als diese, daß die Stellung der Geistlichen zu einander von den Gemeinden falsch beurteilt wird. In der Kirche soll alles wahr, klar und einfach sein; es gilt also, leere und nichtssagende Titel einfach zu beseitigen.

Der Standesehre tritt die Standesdisciplin an die Seite. Sie umfaßt die ganze Summe von Regeln und Vorschriften, welche gegeben werden, um einem Stande seine Würde zu bewahren, und seine Glieder vor Verirrungen zu schützen, welche die Gesammtheit der Berufsgenossen blosstellen könnten. Diese Standesdisciplin, welche im Offizierskorps, im Beamtentum, in der katholischen Geistlichkeit besonders kräftig ausgebildet ist, bedarf natürlich auch bei einem so wichtigen Stande, wie die evangelische Geistlichkeit ist, einer geschärften Aufmerksamkeit. Deshalb haben es denn auch berühmte Theologen, wie z. B. Löhe, nicht unter ihrer Würde gehalten, dem Geistlichen einen Katechismus seiner amtlichen Pflichten an die Hand zu geben, dessen Vorschriften sich auch auf solche Dinge wie Haushalt und

Kleidung, ja sogar auf die Lebensart der Pfarrfrau erstrecken. Weit entfernt, über derartige Arbeiten etwa zu lächeln, sind wir vielmehr der Ueberzeugung, daß dieselben fleißig fortgesetzt und den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt werden müßten. Dies ist die Pflicht derer, welche über ein besonders reiches Maß von Erfahrung gebieten und um ihrer hohen Stellung willen ein besonderes Ansehen genießen. Beispielsweise wollen wir erwähnen, daß Löhe an die bestehenden Bestimmungen bezüglich der bürgerlichen Kleidung des Pfarrers erinnert, wonach derselbe alle hellen, auffallenden Farben und den modischen, geckenhaften Schnitt vermeiden soll. Viel wichtiger noch erscheint uns die Frage, bei welchen Gelegenheiten das feierliche Amtskleid, der Talar vom Geistlichen anzulegen ist. Denn die nähere Bestimmung, welche Handlungen des Geistlichen als Amtshandlungen zu betrachten sind, ist in den darüber bestehenden Ordnungen zu vermissen. Und so bemerkt man denn, daß hier ein Geistlicher sich vielleicht im schwarzen Frack mit weißen Handschuhen trauen läßt, während ein andrer bei dieser Gelegenheit den Talar anlegt; der eine tritt dem Landesfürsten, wenn derselbe die Gemeinde mit seinem Besuche beehrt, mit Cylinder und Frack, der andre im Talar entgegen. Wir beobachten den feierlichen Einzug der Glocken in die Gemeinde und sehen, wie der Pfarrer im feierlichen Amtskleid, Ernst und Würde in seiner ganzen Handlung, langsam hinter dem blumengeschmückten Wagen daherfährt. An einem andern Orte haben wir das gleiche Schauspiel; hier sehen wir jedoch, daß der Geistliche im schwarzen Rock und leichtem Filzhut behaglich sich in die Kissen des Wagens zurücklehnt, den er vielleicht mit ein paar Kirchenvorständen teilt. Wäre es nicht wünschenswert, daß über solche Fragen: in welchem Kleide der Pfarrer bei seiner eigenen Trauung, beim Empfang des heiligen Abendmahls, beim Einzug der Glocken und der Begrüßung des Landesfürsten aufzutreten hat, eine Entscheidung erfolge? Denn nur allzuleicht macht die Kirche den Eindruck der Unordnung und Formlosigkeit, wenn bei den wichtigsten Anlässen etwas unpassendes oder unschickliches bemerkt wird; und grade auf dergleichen Aeußerlichkeiten legt die Masse einen außerordentlichen Wert. Wer da weiß, in welch hohem Maße der Respekt der Laien vor der Kirche, und also auch die Wirkung der Kirche auf die Laien von ihren äußeren Ordnungen abhängt, der wird dem Verfasser nicht den Vorwurf machen, daß er ein elender Kleinigkeitskrämer sei, wenn er auch in solchen Aeußerlichkeiten eine bessere Ordnung für unsre Kirche fordert.

Was nun unsre eigne Ansicht anlangt, so meinen wir, daß der Talar in jedem Falle anzulegen ist, so oft der Pfarrer eine geistliche Amtshandlung vollzieht, oder an seiner Person vollziehen läßt, oder wenn es gilt, die geistliche Amtswürde öffentlich zu repräsentieren. Hiernach hat der Pfarrer in den vorgenannten Fällen allerdings den Talar anzulegen, während es ihm gestattet sein muß, an dem Missionsfeste der Nachbargemeinde, dem er nur als stummer Zuschauer beizuwohnen gedenkt, im einfachen, bürgerlichen Rock teilzunehmen. Dagegen ist der Gebrauch des Talars für solche Fälle, welche nicht als geistliche Amtshandlungen betrachtet werden können, gradezu zu untersagen. Es will uns als eine Entweihung des heiligen Amtes dünken, wenn wir sehen, wie ein evangelischer Geistlicher das ernste Amtskleid und die kirchlichen Formen auch dort zur Schau trägt, wo es sich offenbar nur um eine Liebhaberei oder um ein Vergnügen handelt. Mit Recht hat denn auch neuerdings die preußische Regierung darauf hingewiesen, daß eine kirchliche Einweihung der an Begräbnisverbindungen, Schützengilden und ähnliche Vereinigungen verliehenen oder von denselben beschafften Fahnen nach allerhöchster Bestimmung nicht stattfinden darf. — Des weiteren erstreckt sich die Standesdisciplin auf das äußerliche Verhalten des Geistlichen in der Gesellschaft. Es giebt gewisse Dinge, welche in der gebildeten Welt für durchaus unschuldig, ja sogar für sehr vornehm gehalten werden, z. B. die Jagd und der Tanz. Für den Pfarrer will man jedoch beides nicht passend finden; ja, Löhe geht sogar so weit, zu fordern, daß von dem Pfarrhause überhaupt kein Weg auf den Tanzsaal führen dürfe. Selbst Pfarrerstöchter und Pfarrersköchin sollen nach seinem Urteil von der Lustbarkeit des Tanzes ausgeschlossen sein. Abgesehen davon, daß eine solche Strenge bei unsern heutigen Dienstboten kaum durchzuführen wäre, und daß es grausam erscheint das Pfarrtöchterchen von einer Freiheit auszuschließen, die selbst Luther in Schutz nimmt, sind wir der Meinung, daß sich die Standesdisciplin zwar auf den Pfarrer selbst zu erstrecken habe, auch noch auf seine Gattin, weil sie ja das Loos an der Seite ihres Gatten freiwillig gewählt hat, schwerlich aber auch auf seine Kinder und Dienstboten. Allein soweit innerhalb der Geistlichen über die genannten und andere Aeußerlichkeiten noch Zweifel obwalten, sollte allerdings die Kirchenbehörde nicht versäumen, ihre Winke zu geben. Denn der heilige Augustin erteilt für das sittliche Leben die Vorschrift, daß in den notwendigen Dingen Einheit, in den zweifelhaften Dingen Freiheit und in allen Dingen

Liebe herrschen soll. Hält man also irgend eine Ordnung für notwendig, um die äußerliche Würde des geistlichen Standes zu wahren, dann muß sie auch gesetzlich festgestellt werden; rechnet man dies oder jenes zu den zweifelhaften Dingen, dann soll man dem keinen Vorwurf machen, der seine Freiheit gebraucht. Wenn man aber die Erfahrung macht, daß heutzutage von einzelnen Kirchenzeitungen dem Geistlichen Dinge zum härtesten Vorwurf angerechnet werden, welche doch auch bei aufrichtigen Christen zu finden und dabei durch kein Standesgesetz untersagt sind, dann muß man auch die letzte und jedenfalls höchste Forderung Augustins, die Liebe vermissen. Eine ähnliche Beobachtung hat man gemacht, wenn es sich um das Reisen der Geistlichen handelt. Es besteht darüber nur die allgemeine Vorschrift, daß allzuhäufiges und überflüssiges Reisen zu unterlassen sei, und es ist gewiß, daß auch diese Vorschrift genügt; im einzelnen Falle steht es ja den vorgesetzten Behörden jederzeit frei, einen nicht genügend begründeten Urlaub zu verweigern. Trotzdem haben wir in irgend einem Kirchenblatte eine scharfe Moralpredigt eines Superintendenten gelesen, welcher sich darüber ereifert, daß etliche Geistliche sich alljährlich einen Sommerurlaub ausbitten, und daß man zu Zeiten sehr viele Geistliche in den Bädern und Sommerfrischen und auf den Touristenwegen finden kann. Allein wir glauben, daß man zu eben diesen Zeiten auch sehr viele Professoren, Amtsrichter und dergleichen an eben diesen Orten treffen kann; und außerdem dürfte doch nicht zu vergessen sein, daß die Gegenwart ein für alle mal einen mehrwöchentlichen Sommerurlaub als ein berechtigtes Bedürfniß aller Geistesarbeiten anerkannt hat. Auf einer Kreissynode war einmal das Thema „die Bekehrung des Geistlichen" zur öffentlichen Besprechung angesetzt worden. Da liefen an den Vorsitzenden von allen Seiten hunderte von Briefen ein, deren Verfasser sämmtlich auch etwas zur Bekehrung des Geistlichen beitragen wollten. Du lieber Gott! Wenn man einmal das Thema zur Diskussion stellte: Die Bekehrung des Bürgermeisters oder des Lieutenants, dann könnten leicht auch hunderte von Briefen geschrieben werden. Wer aber einmal damit anfangen wollte, sich überall gefällig nach den Wünschen der Leute zu richten, dem dürfte es leicht ebenso ergehen, wie jenem Vater und Sohn, die mitsammen einen Esel auf dem Wege führten. Jeder, der des Wegs daherkam, hatte etwas an ihnen auszusetzen: bald sollte sich der Vater, bald der Sohn auf den Esel setzen; und um es mit keinem zu verderben, blieb den beiden zuletzt nichts übrig, als dem

Esel die Füße zusammenzubinden und ihn auf die Schultern zu laden. Wenn dergleichen Themata, wie das obengenannte, öffentlich mit den Laien verhandelt werden, so wird nur das Ansehen des geistlichen Amtes blosgestellt. Es ist also klar, daß solche Dinge, welche in der geistlichen Standesdisciplin für notwendig erachtet werden, eine gesetzliche Regelung erfahren müssen; macht sich im besonderen Falle eine Vermahnung des Einzelnen nötig, so ist sie von dem Vorgesetzten in aller Stille zu erteilen, der Oeffentlichkeit gegenüber aber ist der Stand auf jeden Fall zu schützen und zu wahren.

Von besonderer Wichtigkeit aber ist eine genaue Instruktion des Geistlichen dann, wenn es sich um die Stellung einer fremden Konfession gegenüber handelt. Denn hier kommen schwierige, weittragende, kirchenrechtliche Gesichtspunkte in Frage. Wie leicht kann ein heller Brand des Hasses zwischen beiden Konfessionen entstehen, wenn hüben oder drüben eine Verletzung der scharf gezogenen, konfessionellen Grenzen verschuldet wird? Unter welchen Umständen ein evangelischer Geistlicher das Kind katholischer Eltern taufen, ein Mischpaar trauen, und einen Angehörigen fremder Konfessionen zu beerdigen hat, das muß durch feste, gesetzliche Bestimmungen entschieden sein, damit der einzelne Pfarrer jederzeit in der Lage ist, sich mit der gegebenen Verordnung zu decken, wenn ihm etwa orthodoxe Heißsporne den Vorwurf der Verleugnung des Bekenntnisses oder die Apostel der Humanität den Vorwurf der Intoleranz machen. Es giebt freilich evangelische Geistliche genug, welche derartige, feste Verordnungen mit der evangelischen Freiheit unvereinbar halten, und behaupten, die Entscheidung müsse in jedem Falle dem Takte des Geistlichen überlassen bleiben. Allein man sieht wohl, wohin man mit diesem Taktgefühl kommt; zahllose unangenehme und mißliche Thatsachen beweisen, daß es doch eben nicht immer vorhanden ist. Uebrigens dürfte, wenn es sich um die Stellung zu anderen Konfessionen handelt, von vornherein klar sein, daß hier viel zu wichtige Entscheidungen vorliegen, als daß man sich auf eine so zweifelhafte Sache, wie das individuelle Taktgefühl verlassen sollte. Mehr als einmal ist es schon geschehen, daß evangelische Geistliche der Einweihung einer Synagoge beigewohnt haben, ohne Zweifel, um die ergangene Einladung der Juden nicht mit Unhöflichkeit zu erwidern, wiewohl diese grobe Verleugnung des evangelischen Bekenntnisses den Kirchenzeitungen immer neuen Anstoß giebt. Der katholische Geistliche kennt diese Kollision der Pflichten nicht; er würde in dem angezogenen Falle sofort wissen, daß er die

Einladung der Juden abzulehnen hat. Alle diese Thatsachen beweisen, daß die unbedingt notwendigen Ordnungen für die äußere Haltung der evangelischen Geistlichen gesetzlich aufgerichtet werden müssen; ist dies geschehen, so wird noch Raum genug übrig bleiben, sowohl für das Taktgefühl der Untergebenen, wie für die Ermahnungen und Warnungen der Vorgesetzten. Ja man kann sagen, daß gerade an diesen Standesgesetzen das Taktgefühl des einzelnen sich heranbilden muß, so daß es auch in zweifelhaften, von dem Gesetz nicht berührten Fällen als ein zuverlässiger Ratgeber gelten kann, während ohne das sichere Steuer eines Standesgesetzes das Taktgefühl des einzelnen notwendig alsbald von den Wogen der Zeitströmung verschlungen werden muß.

Nach diesem Gesetz ist nun auch die Disciplinargerichtsbarkeit über die Pfarrer auszuüben. Unter die Disciplinargerichtsbarkeit fallen alle diejenigen Vergehen, welche in der Ausübung der geistlichen Amtsthätigkeit begangen werden. Desgleichen tritt die Disciplinargerichtsbarkeit dann ein, wenn das Urteil der Vorgesetzten in irgend einer Sache freiwillig von den Beteiligten angerufen wird, wiewohl dieselbe auch von den gewöhnlichen Gerichten entschieden werden könnte. Denn die Disciplinargerichtsbarkeit bildet einen notwendigen Schutzwall des Standes, und muß deshalb nicht möglichst beschränkt, sondern vielmehr so weit als möglich ausgedehnt werden. Nun ist es z. B. vorgekommen, daß ein Pfarrer, welcher eine gefallene Braut aufforderte, bei der Trauung den Kranz vom Haupte zu nehmen, von dem Bräutigam auf Beleidigung bei dem königlichen Amtsgericht verklagt wurde. Dergleichen Streitfragen über kirchliche Zucht und Sitte gehören aber entschieden nicht vor die öffentlichen Gerichte, sondern unter die Disciplinargerichtsbarkeit, sie müssen also von den vorgesetzten, kirchlichen Behörden entschieden werden. Denn wenn auch der Geistliche, wie in dem eben erwähnten Falle geschehen ist, von dem Gerichte freigesprochen wird, so bleibt doch von der Anklage immer etwas hängen — und kann es für einen Pfarrer ein höheres Gut geben, als seinen guten Ruf, zumal in einer Lage, wo von demselben seine ganze Zukunft in höchstem Maße abhängig gemacht wird? Wer soll noch die so notwendige und vollständig berechtigte, dabei durch gesetzliche Ordnungen wohlbegrenzte Kirchenzucht mit Mut und Entschlossenheit durchführen, wenn er Gefahr läuft, von irgend einem böswilligen Menschen, dem es eben nicht darauf ankommt, einen verlorenen Proceß zu bezahlen, in das Advokatengezänk hineingezogen

zu werden? Und übrigens ist es doch fraglich, ob die Juristen für dergleichen kirchliche Fragen auch jederzeit den rechten Maßstab anwenden. Und was soll man dazu sagen, wenn Laien über irgend einen Geistlichen Beschwerde bei der kirchlichen Behörde einreichen, und von dieser auf den gewöhnlichen Rechtsweg gewiesen werden? Wenn dann vielleicht das Erkenntniß, welches über den Geistlichen ergangen ist, auch noch in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werden muß? Wird nicht auf diese Weise nicht blos der ganze Beruf öffentlich herabgesetzt, sondern auch der einzelne Geistliche so ängstlich gemacht, daß man freilich nicht erwarten kann, die evangelische Geistlichkeit werde mit diesem feurigen, unerschütterlichen Mute in den Kampf gegen Unglauben, Zuchtlosigkeit und Lüge eintreten, wie er besonders durch die sociale Frage unbedingt notwendig geworden ist?

Der geneigte Leser mag verzeihen, daß wir seine Aufmerksamkeit so lange auf die kleinen Fragen und Leiden unsres Standes hinzulenken uns herausnehmen. Nur noch für einige wenige Punkte bitten wir um ein flüchtiges Gehör. Man sieht, daß wir Pfarrer in dieser Welt mancher Unbill ausgesetzt sind, so daß wir wahrhaftig jenen bittren Refrain bestätigen müssen, womit der berühmte Johann Valentin Andreä jeden Abschnitt seines schwermütigen Liedes über „das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes“ schließt: „Damit zeucht er den schweren Karren Und wird gehalten für ein Narren“. Namentlich bei den Bewerbungen müssen wir uns oft geradezu unerhörte Dinge gefallen lassen. Als einmal ein Pfarrer seine Gastpredigt hielt, bemerkte er, wie unter derselben plötzlich ein Mann von seinem Kirchensitz aufstand, und sich in den Hintergrund der Kirche zurückzog. Schon glaubte der Pfarrer, daß seine Predigt rein zum Davonlaufen sein müßte; allein bei der am Schluß des Gottesdienstes angesetzten Nachbesprechung mit den Mitgliedern des Kirchenvorstandes erfuhr er, daß der bezügliche Herr nur einmal hatte probieren wollen, wie sich wohl der Vortrag des Predigers und seine Kanzelattitüde in größerer Distance ausnehmen möchte. In einem andern Falle leitete der Bürgermeister des Ortes, der den Vorsitz im Kirchenvorstande führte, die Nachbesprechung damit ein, daß er den Pfarrer ersuchte, er möge, was er zu sagen habe, möglichst kurz fassen, weil er, der Bürgermeister, alsbald die Feuerwehr feierlich begrüßen müsse. Gegen diese Beleidigungen des geistlichen Standes bietet die Verfassung der Kirche keinen hinreichenden Schutz; dieselbe überläßt es vielmehr dem einzelnen Geistlichen selbst, sich seiner Haut zu wehren, so gut er eben

vermag. Unter diesen Umständen ist es ein notwendiger Schritt der Selbstverteidigung, daß die Geistlichen besondere Vereinigungen bilden und besondere Versammlungen anstellen, in denen gemeinsame Maßregeln beraten werden, teils, um diejenigen Anträge zum Schutze der Kirche und ihrer Diener vorzubereiten, welche den gesetzgebenden Körperschaften der Synoden zur Beratung unterbreitet werden sollen, teils, um gewissen herrschenden Unarten gegenüber eine feste Stellung einzunehmen. Denn ohne eine solche Vereinigung ist es unmöglich, daß die Synode entschiedene und kräftige Maßregeln zum Schutze des geistlichen Standes durchsetzen sollte. Auch sieht man, daß jeder Stand von dem Rechte der freien Vereinigung Gebrauch macht; wir haben nicht blos zahlreiche Kongresse der Industriellen, der Handwerker, der Arbeiter, sondern wir haben auch die großen Lehrertage, welche gleichfalls den Zweck verfolgen, die Rechte des Standes zu verfechten und die zu diesem Behufe notwendigen Anträge an die Parlamente vorzubereiten. Jeder Stand, der diese notwendigen Maßregeln versäumt, wird sich alsbald von den übrigen Ständen unterdrückt und beiseite geschoben sehen, wie dies leider bei den evangelischen Geistlichen in bedauerlichem Maße der Fall ist. Es mag sein, daß eine solche, gemeinsame Rüstung der Geistlichen hier und da unangenehm empfunden wird; allein mit der Geduld und der Liebenswürdigkeit kommt man eben in dieser Welt allein nicht aus: artiges Kind fordert nichts, artiges Kind kriegt nichts. Schon allzu lange haben die evangelischen Pfarrer bisher die Rolle der geduldigen Isaschars gespielt, die, wie Luther sagt, auf ihrem Rücken Holz hacken lassen, wenn sie nur Frieden haben. Man hat sich im Publikum nachgerade daran gewöhnt, den Pfarrer als den gehorsamen Diener aller zu betrachten, der in jedem Verein und bei jedem Feste pflichtschuldigst die bestellte Rede hält, im übrigen aber sich um das öffentliche Leben schlechterdings nicht zu kümmern hat; höchstens, daß man ihm freundlichst gestattet, das arme Volk, welches durch die Versuchungen des Unglaubens und der Weltlust geistlich und leiblich elend gemacht worden ist, durch seine Gaben und seinen Zuspruch wieder zu trösten. Steif und fest behauptete einmal dem Verfasser gegenüber ein gebildeter Herr, daß die Pfarrer gezwungen werden könnten, auch zur Feuerbestattung ihre Ceremonien zu machen, wenn etwa die Majorität der Gemeinde dies beschlossen hätte. Gegen eine solche stets wachsende Anmaßung des herrschenden Zeitgeistes müssen die Geistlichen in geschlossener Phalanx vorgehen; und es ist ganz zweifellos, daß sie, wie jeder andere Stand, das Recht

haben, zu ihrer Selbstverteidigung besondere Vereinigungen zu bilden und Versammlungen abzuhalten. Es versteht sich von selbst, daß diese Versammlungen durchaus nichts ungesetzliches vornehmen werden. Aber allerdings wird auf ihrer Tagesordnung manche Frage stehen, die von den geordneten, officiellen Konferenzen nicht wohl verhandelt werden kann, z. B. die Verfassungsfrage. Wir haben gesehen, daß innerhalb der preußischen Landeskirche diese Frage bereits mehrmals zum Gegenstande gemeinsamer Besprechung gemacht worden ist. Es erscheint sehr notwendig, daß auch die Geistlichkeit im übrigen evangelischen Deutschland besondere Versammlungen anberaume, um der Verfassungsfrage ihre Aufmerksamkeit zu schenken, denn sie bedarf in jeder Landeskirche ihrer besonderen Lösung. Gelöst wird und muß sie werden, gerade so wie die sociale Frage überhaupt. Bequemer freilich wäre es, wenn z. B. die sächsischen Pfarrer vorsichtig abwarten wollten, bis ihnen die preußischen Kollegen die Kastanien aus dem Feuer geholt haben, um dann zuzusehen, was sie davon etwa für sich brauchen können — aber damit hätten sie auch zugleich ihre Selbständigkeit ein für allemal aufgegeben, und das Schifflein der sächsischen Landeskirche würde willenlos von dem stolz daherrauschenden Dampfer der preußischen Schwesterkirche mit fortgeschleppt werden.

Schließlich halten wir es für notwendig, daß jede evangelische Landeskirche auch durch eine hervorragende Zeitung vertreten ist, deren Redaktion den theologischen Koryphäen dieser Landeskirche obliegen würde. Man weiß, daß berühmte Geistliche der Gegenwart, z. B. der Hofprediger Stöcker in Berlin, eine eigene Kirchenzeitung erscheinen lassen. Ebenso werden die Interessen der positiven Union von einer Zeitschrift vertreten, welche die ersten Namen der theologischen Welt an ihrer Spitze trägt. Der Pfarrer findet darin etwa Neujahrsgedanken oder eine Osterbetrachtung, in welcher von geistvoller Feder die Weltereignisse unter das Licht der ewigen Wahrheit gestellt werden. Der sächsische Geistliche muß leider die religiöse Beleuchtung der weltgeschichtlichen Entwickelung zur Jahreswende in einer politischen Zeitung suchen. Zur Zeit stehen der sächsischen Geistlichkeit nur einige Blätter geringerer Bedeutung zur Verfügung, die, wie es scheint, bei den theologischen Größen dieses Landes wenig Beachtung finden, und durch welche jedenfall die Würde der Landeskirche noch nicht genügend repräsentiert erscheint. Es ist ja sehr dankenswert von der „Leipziger Zeitung“, wenn sie auch den kirchlichen Artikeln ihre Spalten öffnet, allein es ist der Kirche nicht würdig, sich im fremden Hause zu Gaste

zu laden. Sie bedarf durchaus eines eigenen Organs zur Vertretung ihrer Interessen, wenn sie auch daneben die Hilfe der politischen Blätter durchaus nicht verschmäht.

Oder soll man ihr etwa zumuten, die Segel ihres Schiffleins jederzeit nach dem Winde zu stellen, der eben in der politischen Welt weht? Die Kirche ist weit entfernt, eine Feindschaft gegen den Staat gewaltsam hervorrufen zu wollen; allein der Lauf der Dinge ist nun einmal so, daß Staat und Kirche zuweilen auch in Gegensatz zu einander treten: wie nun, wenn der Kirche die Stimme fehlt, ihr Recht zu verteidigen und ihre Streiter im Kampf zu ermutigen? „Eines andern Knecht soll niemand sein, der für sich selbst kann bleiben allein". Eine solche, von den höchsten Würdenträgern der Kirche geleitete Zeitung würde auch eine passende Gelegenheit darbieten, um die Landesgeistlichkeit über die vorhin kurz berührten Schicklichkeiten des Amtes zu belehren. Es unterfangen sich freilich auch die kleinen, kirchlichen Blätter, diese Aufgabe zu lösen, allein dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß sie derselben nicht gewachsen sind. Auch meint der Pfarrer, der diese bis auf die kleinsten Kleinigkeiten ausgedehnten, dabei oft recht engherzigen und spießbürgerlichen Belehrungen über den ehrbaren Wandel eines wahren Dieners Gottes liest, daß er die Sache schließlich ebensogut versteht, wie der Artikelschreiber, der genau den gleichen Rang mit dem Leser einnimmt. Damit eine Kirchenzeitung ein größeres Ansehen genieße, ist es nötig, daß sie von einem kirchlichen Würdenträger redigiert werde, dessen Name und Rang mit ganz besonderem Ruhmesglanze umgeben ist. Denn es mag heutzutage jemand noch so gründlich gelehrt und noch so gescheut sein — so lange er nicht mit dem Glanze eines hohen Titels umgeben ist, wird er doch erleben, daß sein Wort fast ungehört im Gewirr der Zeitstimmen verhallt. Wissenschaft und Geist allein haben in dieser Welt der äußeren Formen wenig Erfolg; und wozu denn überhaupt Titel und Rang, wenn sie nicht dazu dienen, den Unternehmungen ihrer Träger einen größeren Nachdruck zu verleihen? Die Aufgabe einer solchen Kirchenzeitung würde es unter anderm sein, über wichtige kirchliche Zeitfragen Preisarbeiten auszuschreiben, um die schriftstellerische Thätigkeit der Landesgeistlichkeit in regem Fluß zu erhalten, und auf die zunächst zu erreichenden Ziele hinzuleiten.

Doch nun genug. Wir wollen den verehrten Leser nicht weiter auf einem Gebiete umherführen, welches noch zu zahllosen Beobachtungen und Bemerkungen Anlaß bieten könnte. Jedenfalls ist er

durch die hier gegebenen, kurzen Andeutungen bereits zu der Ueberzeugung gekommen, daß die evangelische Kirche noch in vielen, äußeren Punkten einer Reform dringend bedarf. Freilich wird, wenn alle diese Reformen einmal durchgeführt sein werden, zunächst nichts weiter, als eine äußere Form geschaffen sein; allein innerhalb derselben wird sich nun auch der Geist der Kirche um so freier entfalten können. Wir leben jetzt nicht mehr im sechzehnten, sondern im neunzehnten Jahrhundert; der Streit dreht sich nicht mehr um die reine Lehre, sondern um die äußere Ordnung der Kirche. Die aufmerksamsten und scharfsinnigsten Theologen haben schon längst die Wichtigkeit der Verfassungsreform für die evangelische Kirche offen anerkannt. Und wir unterschreiben voll und ganz den Satz, der mehr als einmal aus ihrem Munde zu hören gewesen ist: Diejenige Kirche, welche die sociale Frage in Deutschland am besten zu behandeln versteht, wird die Zukunft besitzen. Bisher ist uns aber zweifellos die katholische Kirche in der Behandlung der socialen Frage weit überlegen gewesen.

6. Kapitel.

Die politische Thätigkeit des Geistlichen.

Es ist des Verfassers trauriges Verhängniß, daß er der Aufgabe dieser Schrift nicht gerecht werden kann, ohne sich auf Schritt und Tritt in den Streit der Parteien einzumischen. Geziemt es dem Geistlichen, sich an der Politik zu beteiligen? Ein tausendfältiges Nein tönt uns sofort von allen Seiten entgegen, sobald wir diese Frage in die Oeffentlichkeit hinausrufen, während kaum einige schüchterne Stimmen es wagen, unter vielen vorsichtigen Einschränkungen und Bedingungen uns evangelischen Pfarrern den Gebrauch eines Rechtes zu gestatten, welches sonst von jedermann völlig unbeanstandet geübt wird. Und die schlimmen Prophezeiungen, die Drohungen und Vorwürfe, womit der unglückselige Politiker im Talar überschüttet wird, klingen in der That so niederschmetternd, daß man jeden Pfarrer für einen vorwitzigen Frevler halten müßte, der es wagt, aus dem Heiligtum des Gotteshauses und der stillen Klause seiner Studierstube heraus die Arena des politischen Kampfes zu betreten.

Was hat der Diener Gottes mit den Händeln dieser Welt zu schaffen? Habt Ihr nicht in Eurer Bibel gelesen, welch eine scharfe Zurückweisung der Heiland jenem eigennützigen Menschen erteilt hat,

der den Versuch machte, in einem ärgerlichen Erbstreite das schwerwiegende Urteil des in Israel hochgefeierten Meisters zu seinem Nutzen auszubeuten: wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt? Wie kann jemand noch dem Reiche Gottes dienen, wenn er seine Kraft in politischen Händeln nutzlos vergeudet? Und ist nicht der Geistliche seine seelsorgerlichen Dienste allen Gliedern seiner Gemeinde schuldig, gleichviel, welcher Partei sie angehören? Wahrhaftig, ihr dürft euch nicht beklagen, wenn euch die Achtung und das Vertrauen eurer Beichtkinder verloren geht, nachdem ihr es selber durch eine unberufene, politische Geschäftigkeit leichtsinnig aufs Spiel gesetzt habt! Denn ihr könnt unmöglich der einen Partei dienen, ohne zugleich die Anhänger der andern zu euren Gegnern zu machen. Und übrigens — mit welchem Rechte nehmt ihr euch denn heraus, über die schwierigen und bedenklichen Fragen der hohen Politik zu urteilen? Wird nicht eure Zunge der Verräter eurer traurigen Unwissenheit werden, sobald ihr nur in den Debatten den Mund öffnet? Und dennoch verlangt ihr für euer Wort eine unbedingte Geltung; denn was ihr sagt, das muß ja bekanntlich vom Himmel herunter geredet sein. Nehmt euch in acht, daß ihr nicht auch euren religiösen Zeugnissen das Vertrauen der gläubigen Christen raubt, nachdem die Unklarheit und Unreife eures politischen Urteils das Gewicht eurer Worte jämmerlich untergraben hat!

So tönt das Gewirr der Stimmen durcheinander. Ist der Verfasser nicht ein tollkühner Tor, wenn er auch nur den Versuch macht, gegen dieses von allen Seiten tönende Geschrei, welches schier unsre Ohren betäubt, mit seinen vorsichtigen Einwendungen und sorgsam abgewogenen Gegengründen aufzukommen? Gleichwohl bittet er, nach Recht und Billigkeit auch dem Verklagten ein freundliches Gehör zu schenken; und die Entscheidung über die hier obwaltende Streitfrage so lange aufzuschieben, bis er die Gründe vorgebracht hat, welche für eine bescheidene, politische Thätigkeit des Geistlichen geltend gemacht werden können.

Zunächst sei es erlaubt zu bemerken, daß ein Geistlicher ebenso wenig als irgend ein anderer Staatsbürger ganz und völlig in seinem Berufe aufgehen kann, daß er vielmehr neben seiner Berufsstellung sich auch als ein Glied der Menschheit überhaupt und als ein Bürger seines Vaterlandes insbesondre fühlen muß. In dieser letzten Eigenschaft steht ihm das unbestrittene Anrecht zu, auch an den öffentlichen Angelegenheiten einen gewissen Anteil zu nehmen; ja, diese Beteiligung

wird ihm gradezu zur heiligen Pflicht gemacht, indem das Gesetz auch von ihm wie von jedem Staatsbürger fordert, daß er bei der Entscheidung des Wahlkampfes seine Stimme zu Gunsten derjenigen Partei erhebe, welche er nach eingehender Prüfung als die Vertreterin des Rechtes, der Wahrheit und der Ordnung erkannt hat. Warum doch, fragen wir, werden denn überhaupt in den heutzutage so rasch auf einander folgenden Wahlgängen die Stimmen der Bürger aufgerufen? Doch wohl dazu, daß ein jeder mit seinen Kräften die Sache seines Vaterlandes, seiner Gemeinde und seiner Kirche fördere, und dabei zugleich die berechtigten Interessen seines Standes gebührend vertrete? So sehen wir thatsächlich bei jedem Wahlkampfe die verschiedenen Interessengruppen mit einander ringen. Ein jeder Berufskreis bemüht sich, aus seiner Mitte so viele Vertreter als möglich dem zu bildenden Parlamente zuzusenden, damit der Stand, dem er selbst angehört, ja nicht zu kurz komme, wenn es gilt, dort in jenen bedeutungsvollen Versammlungen die Gaben und Wohlthaten der zu schaffenden Gesetze an die einzelnen Gruppen der Landeskinder zu verteilen. Außerdem können wir uns jeden Tag davon überzeugen, daß sich kein Stand damit begnügt, etwa nur an der Wahlurne sein Recht geltend zu machen. Nein, ununterbrochen lassen die Bauern und Handwerker, die Kaufleute und die Industriellen, die Beamten und die Arbeiter ihre lauttönende Stimme erschallen, um die Welt von dem Recht ihrer Forderungen zu überzeugen, die Freunde ihrer Sache in ihrem Mute und ihrer Ausdauer zu stärken und die Schwankenden auf ihre Seite herüber zu ziehen. Für die Rechte des eigenen Standes zu streiten durch Wort und Schrift, dieselben durch die abgegebene Wahlstimme zu verfechten und sich gegebenen Falles selbst als Vertreter eines Wahlkreises aufstellen zu lassen, das ist die unbestreitbare Befugniß eines jeden Deutschen, von welcher er je nach seinen besonderen Gaben oder nach seiner persönlichen Lage einen bescheidneren oder umfangreichern Gebrauch macht. Wer aber auf diese seine politischen Rechte gleichgiltig verzichten wollte, der würde nicht nur das wohlberechtigte Interesse seines Berufes leichtsinnig preisgeben, sondern er würde auch den wohlverdienten Spottnamen eines socialen Philisters durch seine schlaffe Unthätigkeit davontragen.

Es hat daher der Hofprediger Stöcker vollständig Recht, wenn er beklagt, daß gerade die evangelische Geistlichkeit sich bisher verhältnißmäßig so wenig an den politischen Interessenkämpfen beteiligt habe. Die evangelische Kirche würde gewiß nicht in dem Maße, als

es heute der Fall ist, das Stiefkind des Staates geworden sein, wenn ihre verordneten und berufenen Diener tapferer für die Rechte ihres Heiligtums gekämpft hätten. Was will es sagen, wenn neben einem vollen Hundert Landwirten, einem halben Hundert Industriellen, einem halben Schock Juristen und mindestens einem Dutzend katholischer Geistlicher kaum ein oder zwei evangelische Geistliche im Reichstage sitzen? Wahrhaftig, man kann mit Recht behaupten, daß für die Wohlfart unsres evangelischen Volkes kein Stand so wichtig ist, als derjenige der evangelischen Geistlichen, und daß zugleich keiner so schwach im Parlamente vertreten ist, als grade er. Oder würde vielleicht das Recht der Kirche und der evangelischen Geistlichkeit durch die Thätigkeit der Parlamente gar nicht berührt? Wer wüßte denn nicht, daß in jenen Tagen, als der unglückselige Kulturkampf unser deutsches Volk in zwei feindliche Heerlager spaltete, von den Vertretern desselben im Reichstage Gesetze geschaffen worden sind, welche tief in den Leib unsrer evangelischen Kirche hineinschneiden mußten? Ja, liefern nicht eben die jüngst entbrannten Streitgkeiten um die Verfassungsreform der evangelischen Kirche den deutlichen Beweis, daß die Enthaltsamkeit der evangelischen Geistlichen von den politischen Kämpfen mit dem völligen Verzicht auf die unveräußerlichen Rechte ihrer Kirche gleichbedeutend sein würde?

Allein es handelt sich hier nicht blos um die Verteidigung besonderer Standesinteressen, welcher ja immer noch der gehässige Makel eines gewissen Eigennutzes anhaften könnte. Der politische Streit ist im tiefsten Grunde nichts anderes, als der Gegensatz von zwei einander feindlich gegenüberstehenden Weltanschauungen. Wenn der Fortschritt und die Socialdemokratie ihre Bataillone in den Kampf führen, dann ist die Vernichtung der christlichen Grundlagen des Volkslebens des Kampfes Ziel; der Unterschied zwischen beiden Parteien besteht höchstens darin, daß diese offen ausspricht, was jene noch unter mancher wohlklingenden Phrase zu verschleiern sucht. Und wenn das Centrum seine hundert Abgeordneten in den Reichstag einführt, dann sehen seine fanatischen Führer bereits jenen glorreichen Tag vor Augen, an welchem kein christlicher deutscher Mann mehr sich auf den Bänken des Sitzungssaales niederläßt, der nicht im Papste den Stellvertreter des himmlischen Hauptes der Kirche verehrte. Ob römisches Christentum, ob evangelisches Christentum, ob Judentum oder endlich nacktes Heidentum — das ist die Frage, welche schließlich auch bei allen politischen Kämpfen im Hintergrunde steht. Davon hat namentlich

der letzte Wahlkampf vom 21. Februar 1887 manches beredte Zeugniß abgelegt. So schrieb man z. B. aus Württemberg von der Wahlstatt jenes bedeutungsvollen 21. Februar: „In den katholischen Bezirken war das Feldgeschrei nicht Septennat oder Triennat, sondern: hier Evangelium, hier Rom! Nur drei Centrumsmänner sind gewählt, aber auch sie nicht ohne heftigen Kampf". Und als in einem sächsischen Wahlkreise der social-demokratische Kandidat in einer Wahlversammlung bemerkte: an die Lehren des Christentums glaube doch heutzutage kein gebildeter Mensch mehr — da schallte es ihm hundertfach in heiliger Entrüstung entgegen: Wir sind noch Christen, und wollen Christen bleiben! Wie? Und der evangelische Pfarrer sollte nicht das Recht haben, in diesem mächtigen Geisterkampfe die Fahne seiner Kirche hochzuhalten, während doch tausende von ernsten Christenleuten bereit stehen, sein mutiges Bekenntniß mit ihrem fröhlichen Zeugniß zu unterstützen?

Ja, wir wagen sogar die Behauptung, daß niemand besser dazu geschickt ist, in den Wahlkämpfen der Führer der Masse zu werden, wie grade der Pfarrer. Mitten unter den hin- und hertreibenden Wellen der politischen Bewegung steht er auf einem unerschütterlich festen Grunde, auf dem Grunde des göttlichen Wortes. Die Geschäftsinteressen, welche sonst die Stellung des Einzelnen zu den politischen Dingen beeinflussen, kennt er nicht; er hat nur die großen, sittlichen Grundsätze im Auge, wie sie die Hand des Allmächtigen selbst mit ehernem Griffel in die Tafeln des göttlichen Gesetzes und in die Tafel des menschlichen Herzens eingeschrieben hat. Dazu hat die Gewohnheit, alle irdischen Dinge fortwährend unter das Licht der höchsten und heiligsten Wahrheit, des Wortes Gottes zu stellen, den Blick des evangelischen Pfarrers so geschärft, daß er den Thatsachen und Erscheinungen so zu sagen bis ins innerste Herz hineinblickt, während das Auge des Laien oft genug an der äußeren Schale haften bleibt. Und die heilige Stille des geistlichen Amtes läßt allgemach ein so ruhiges und gediegenes Urteil über die öffentlichen Dinge heranreifen, wie es draußen in der Hast des Geschäftslebens, unter dem Einfluß von tausend Zufälligkeiten und vorübergehenden Erscheinungen, unmöglich sich bilden kann. Dazu kommt, daß niemand in dem Maße, wie grade der Pfarrer Gelegenheit findet, mit allen Klassen der Bevölkerung, mit arm und reich, vornehm und gering, in Berührung zu treten, und zwar grade bei solchen Gelegenheiten, wo das Herz am rückhaltlosesten sich offenbart und der falsche

Flitter gangbarer Vorurteile und hergebrachter, konventioneller Formen am entschiedensten hinweggeworfen wird. Deshalb ist kein Mann besser geeignet, die wahre Stimmung und Meinung der verschiedenen Bevölkerungsklassen zu erkunden, wie eben der evangelische Pfarrer; ja, er ist nach dieser Richtung sogar dem Verwaltungsbeamten noch überlegen, vor dessen Augen die Leute mehr nur in dem officiellen Gewande ihres Staatsbürgertumes erscheinen. Und wir sind auch überzeugt, daß die freundlichen Mahnungen, die herzlichen Warnungen des Pfarrers auf seine Gemeinde einen größeren Einfluß ausüben werden, als die grundgelehrten Auseinandersetzungen des Herrn Professors, den man vielleicht als Wahlredner eigens von der nächsten Universität verschrieben hat. Denn was ist doch die ganze Wahl anders, als eine Sache des persönlichen Vertrauens? Der gemeine Mann ist schlechterdings nicht im stande, so schwierige Fragen zu entscheiden, wie sie der Gegenstand der Kammerdebatten sind. Er versteht von dem Schutzzoll grade so viel, wie vom Freihandel, d. h. er versteht von beiden nichts. Die Bedeutung einer neuen Reichspostdampferlinie geht weit über seinen beschränkten Horizont hinaus. Er muß schlechterdings jemand haben, der ihn im Wirrsal der politischen Streitfragen zurecht weist. Dieser Aufgabe haben sich denn bisher mit großem Geschick die socialdemokratischen Parteiführer unterzogen. Sie haben sich das Vertrauen der Arbeiter zu erschleichen gewußt, und haben sich im Besitz desselben die tollsten, politischen Capriccios erlaubt. Ihre ganze Politik bestand darin, den Arbeitern von Zeit zu Zeit den gewohnten Honig in den Mund zu streichen, und die anderen Parteien gehörig zu verunglimpfen. Da sie zu dieser doppelten Wirksamkeit die zwischen den einzelnen Wahltagen liegenden Perioden immer fleißig benutzten, so durften sie der Entscheidung der Wahltage jedesmal mit Gleichmut entgegensehen. Ehe die Schlacht geschlagen war, hatten sie ebenso wie die Ultramontanen den Sieg allemal schon in der Tasche. Wie fest die socialdemokratischen Parteiführer in dem Vertrauen der Arbeiter stehen, davon haben jene hochweisen Politiker, welche die Massen durch eine kurz vor der Entscheidungsschlacht gehaltene Wahlrede zu überzeugen suchen, schlechterdings keine Ahnung. Als im Jahre 1883 in allen protestantischen Gemeinden Sachsens fleißig Lutherschriften verteilt wurden, äußerte einer von den Arbeitern, das Buch durchblätternd: ja, das sind die großen Männer, welche dem armen Volke helfen: der Heiland, Luther und — Bebel. In der That, Bebel erscheint heute vielen tausenden von unsern Arbeitern wie der andre Heiland,

der sie erlösen wird von allen ihren Leiden. Angesichts dieser Thatsache nützt es natürlich gar nichts, wenn ein Mann wie Schäffle seinen ganzen Scharfsinn daran setzt, die Unmöglichkeit des socialistischen Staates zu beweisen. Der Arbeiter versteht das socialistische System ebenso wenig, wie dessen Widerlegung; ja eine wissenschaftliche Widerlegung des Socialismus ist überhaupt gar nicht möglich, weil eben der ganze Socialismus weiter nichts ist, als die reine Negation der bestehenden Zustände, die Quadratur des socialpolitischen Zirkels. Der einzige Weg, der Socialdemokratie den Boden zu entziehen, ist der Weg der Praxis. Es gilt, wirklich berechtigte Klagen der Arbeiterwelt zu heben und durch die Einwirkung der Religion den Arbeiter mit seinem von Gott ihm selbst auferlegten, unabänderlichen Schicksale zu versöhnen. Sobald dieses geschehen ist, bleibt nur noch übrig, einen Mann zu finden, welcher die Arbeiterschaaren unter die Fahne der Ordnung sammelt, wenn die Wahlschlacht geschlagen wird. Und zu dieser Aufgabe dürfte sich wohl niemand besser eignen, als der Pfarrer. Es ist ja zweifellos, daß die Politik unsers erhabenen Kaisers auf dem socialen Gebiete bisher einzig in ihrer Art ist; allein so lange der Arbeiter nicht das feste Vertrauen hegt, daß seine Interessen durch die Regierung wirklich am besten wahrgenommen werden, nützt doch die ganze Socialreform zur Bekämpfung der Socialdemokratie noch gar nichts. Denn einmal läßt sie natürlich, wie jedes andre Menschenwerk, noch immer Wünsche übrig; und zum andern gereichen einem habsüchtigen und zuchtlosen Gemüte die gewährten Gaben nur dazu, immer neue Forderungen zu erheben. Wer wird nun dem Arbeiter das erforderliche Vertrauen zu der großartigen Socialpolitik der deutschen Reichsregierung einflößen? Ehe der Glanz derselben bis zu dem Arbeiter hindurchdringt, geht er erst durch Dutzende von verschiedenen Gläsern hindurch; und es kommt nun ganz darauf an, welche Farbe eben dasjenige trägt, das dem Arbeiter unmittelbar vors Auge gehalten wird. Bisher haben nun die Socialdemokraten den Arbeiter allemal durch ihr schwarzgefärbtes Glas hindurchschauen lassen und demgemäß ist er denn gemeiniglich ein Gegner der Regierung gewesen. Es kommt also ganz darauf an, ob sich eine Persönlichkeit findet, welche dem gemeinen Manne die Politik — namentlich die sociale, denn die andre kümmert ihn überhaupt wenig — in besserem Lichte zeigt. Man meint nun vielleicht, das sei ja eben die Aufgabe des Kandidaten der Ordnungsparteien, der sich um seine Stimme bewirbt. Dagegen bemerken wir, daß eine flüchtige Wahlrede nicht

dazu genügt, um der systematischen Wühlerei der Socialdemokraten entgegenzutreten; und zum andern muß man eben seine Leute ganz genau kennen, um mit ihnen zurecht zu kommen. Es bleibt also immer wieder nur der Pfarrer übrig, dessen Aufgabe es sein würde, dem Kandidaten der Ordnungsparteien den Weg zu den Arbeiterherzen zu bahnen.

Damit ist denn auch der politischen Wirksamkeit des Pfarrers bereits die richtige Schranke gezogen. In die besonderen Interessenkämpfe der einzelnen Berufskreise hat er sich freilich nicht hineinzumischen. Wenn es sich um einen Streit zwischen Agrariern und Industriellen handelt, so mag er beide diesen Streit allein ausfechten lassen. Nur den Geist des Widerspruchs, der Unordnung, der Zügellosigkeit, der politischen und socialen Unfruchtbarkeit, wie er im Fortschritt und in der Socialdemokratie herrscht, soll er bekämpfen. Deshalb muß auch die Politik, die er treibt, immer von großen Gesichtspunkten getragen sein: Mit Gott für König und Vaterland! Der Schutz unsrer evangelischen Kirche und unsrer nationalen Kultur sei der einzige Preis seines politischen Kampfes. Sobald er diese teuersten Schätze des deutschen Volkes in der Hand des aufgestellten Kandidaten wohl geborgen weiß, soll er ihn herzlich und freudig anempfehlen, ohne sich zum politischen Prinzipienreiter zu erniedrigen. Allerdings für einen Konservativen oder Nationalliberalen einzutreten, der etwa zur „unsichtbaren Kirche“ gehört, das kann man auch dem weitherzigsten Geistlichen mit gutem Gewissen nicht zumuten.

Daß die Entscheidung einer Wahlschlacht nicht von dem Besitz des größeren, politischen Wissens, sondern einzig und allein von dem Besitz des persönlichen Vertrauens der Wähler abhängt, das haben natürlich die Schlauköpfe von Socialdemokraten längst gewußt. Darum sind sie auch bisher in der Praxis der Wahlagitation ihren Gegnern ungeheuer überlegen gewesen. Auch verfehlen die gewürfelten Meister der Partei nicht, dem heranwachsenden Nachwuchs die feinen Kunstgriffe des politischen Handwerks frühzeitig beizubringen. So hat z. B. der Parteitag der Socialdemokraten in St. Gallen 1887 auf Antrag Bebels folgenden Beschluß gefaßt: „Der Parteitag empfiehlt den Parteigenossen, überall da, wo Erfolge in Aussicht stehen, in die Wahlagitation einzutreten, sei es für den Reichstag, die Landtage oder die Gemeindevertretungen, doch ist besonders in bezug auf letztere sorgfältigste Erwägung geboten“. Dieser Antrag verrät in jedem Worte den gewiegten Politiker. Zunächst gilt es, den Arbeiter durch die

unaufhörliche Wahlagitation mobil zu erhalten und seine Hoffnungen durch lauter kleine Wahlerfolge immer wieder zu beleben. Andrerseits muß man sich aber auch in acht nehmen, den Nimbus, welcher die Partei umgiebt, etwa damit zu zerstören, daß man sie dem Arbeiter gar zu nahe vors Gesicht rückt. Die Gemeindeverwaltung kann der Arbeiter noch am ehesten übersehen. Die vollkommene Unfruchtbarkeit und die traurige Pfuscherei, welche die Kennzeichen des Socialismus sind, und zwar von der ersten Stunde an, seitdem er diese Welt beunruhigt hat, würde also hier dem nüchternen Blick des schlichten Mannes am ehesten verraten werden. Deshalb läßt man die Gemeindeverwaltung lieber unangerührt. Um so größere Freiheit genießt der politische Humbug auf dem Reichstage. Dieser steht dem Arbeiter viel zu fern, als daß er seine Vertreter zu kontrollieren im stande wäre. Der Mann hat ja gar keine Zeit, die dort gehaltenen Reden zu lesen; auch versteht er, wie gesagt, von der ganzen Kammerdebatte kein Sterbenswörtchen. Es kommt also hier nur darauf an, daß sich die Herren Volksvertreter von Zeit zu Zeit ihren Leuten wieder einmal vorstellen, ihnen in grausigen Zügen den brutalen Eigennutz der Bourgeoisie, der Pfaffen, Junker und Kapitalisten ausmalen, und den bekannten Honiglöffel schöner Versprechungen fleißig gebrauchen. An diesem ebenso emsig als geschickt gebrauchten Honiglöffel ist denn auch bisher alle Wissenschaft der Nationalökonomen und alle Politik der Staatsmänner bei der Arbeiterwelt gründlich zu schanden geworden.

Welcher unter den Staatsmännern hat sich nun bislang diesen Zusammenhang der Dinge einmal ordentlich klar zu machen versucht? Und wer hat in Erwägung gezogen, wie es möglich ist, eine Wählerschaft zu erziehen, die sich auf jeden Fall sicher zeigt, wenn es zum Treffen kommt? Läßt man diese systematische Erziehung aus den Augen, dann beruhen alle Erfolge der Ordnungsparteien rein auf dem Zufall. Sie werden immer nur auf die ängstliche Verteidigung gegen den gemeinsamen Feind angewiesen sein; in demselben Augenblicke aber, wo konservativ und liberal versuchen, ihre berechtigten Gegensätze mit einander auszutragen, sind sie sofort wieder geschlagen. Will man aus diesem unliebsamen Zustande herauskommen, so wird doch nichts anderes übrig bleiben, als die Arbeiterschaft zunächst einmal zu dem christlichen und dem nationalen Bewußtsein zurückzuführen. Diese Aufgabe aber dürfte ohne den evangelischen Pfarrer kaum zu lösen sein. Auch kann das Werk erst dann mit Erfolg in Angriff genommen werden, wenn die Arbeitergemeinden so reichlich mit Geist-

lichen durchsetzt sind, daß es denselben möglich ist, mit jeder einzelnen Familie in persönliche Berührung zu treten, und eines jeden Klagen und Wünsche im besonderen kennen zu lernen. Wir kommen also immer wieder auf unsre alte Forderung zurück: man baue Kirchen und vermehre die geistlichen Kräfte. Zugleich aber sorge auch die Kirche ihrerseits dafür, einmal, daß auch ihre Geistlichen wirklich mit dem Volke umzugehen verstehen, und zum andern, daß sie von der jetzt herrschenden oberflächlichen und eigennützigen Bildungswelt möglichst unabhängig gemacht werden. So lange diese Aufgaben nicht gelöst sind, soll man nicht hoffen, die Socialdemokratie überwinden zu können. Der gegenwärtige Zeitgeist freilich wird sich hartnäckig dagegen sträuben, die hier aufgestellten Behauptungen anzuerkennen; nichts desto weniger sind sie unwiderleglich.

II. Teil.

Die unmittelbare sociale Thätigkeit der evangelischen Kirche.

1. Die allgemeine, sociale Aufgabe der Kirche durch das geordnete Amt.

1. Kapitel.

Die Predigt.

Im bisherigen Verlauf unsrer Betrachtung haben wir nachgeforscht, an welchen Punkten die evangelische Kirche ihre Kraft stärken müsse, um wirksam in die sociale Bewegung einzugreifen. Es handelt sich nun um die weitere Frage, welche Aufgaben denn eigentlich die sociale Sphinx der Kirche vorzulegen habe. Der Leser wird sich erinnern, daß wir die sociale Frage bereits in erster Linie als eine religiöse oder Herzensfrage bezeichnet hatten. Welches sind — so lautet sie — die Pflichten, die ein jeder in der Gemeinschaft des bürgerlichen Lebens zu erfüllen, welches die Rechte, die er zu fordern hat? Es ist klar, daß die Antworten auf diese Frage einen Teil des Sittengesetzes bilden müssen; ja wir dürfen die zweite der Gesetztafeln Mosis recht eigentlich als die erste Urkunde aller socialen Wissenschaft bezeichnen. Wer aber hat die Aufgabe, jene göttlichen Gesetze im Lichte der neutestamentlichen Offenbarung dem Volke auszulegen, wenn nicht die Kirche? Allein mit der Auslegung allein ist es noch nicht gethan; der Unterweisung muß auch die Zucht folgen. Es ist also die unmittelbare, sociale Aufgabe der Kirche eine doppelte: sie hat zunächst die sittlichen Pflichten des socialen Lebens für alle Beziehungen der Volksgemeinschaft aufzuspüren und mit weithin schallender Stimme zu verkündigen, und sie ist zum andern verbunden, in ihrem besonderen Berufskreise als Erzieherin des Volkes ihre auf die christliche Nächstenliebe und auf die heilige Zucht des Gesetzes gegründeten Ordnungen mit aller Strenge und Treue durchzuführen. Neben diese unmittelbare, sociale Thätigkeit tritt nun auch noch eine mittelbare hinzu. Außer der Kirche giebt es noch eine Reihe andrer Mächte, welche erziehend auf das Volk einwirken. Diese müssen von der Kirche sorg-

fältig überwacht werden, mit der Absicht, die heilsamen Einflüsse überall zu stärken und die bösen abzuwenden. Freilich ist dabei nicht zu vergessen, daß der Mensch ein freies Wesen ist, welches den auf ihn einwirkenden, guten Einflüssen ebensowohl folgen als widerstehen kann. Infolge dessen darf man sich nicht wundern, daß die Bemühungen der Kirche auf socialem Gebiete in vielen Fällen ohne Erfolg bleiben; allein die Aussicht auf diese unausbleiblichen, trüben Erfahrungen kann sie doch nicht hindern, jederzeit auf das gewissenhafteste ihre Pflicht zu erfüllen.

Unter den Gebildeten dieser Zeit herrscht kein Zweifel darüber, daß die Hauptaufgabe der evangelischen Kirche in der Predigt und Seelsorge des Geistlichen zu suchen ist; ja, man geht so weit, die Thätigkeit des Pfarrers geradezu auf diese Gebiete zu begrenzen. Wir werden im folgenden zeigen, daß die sociale Thätigkeit des evangelischen Geistlichen sich allerdings noch viel weiter zu erstrecken hat; vorläufig jedoch soll keine Einwendung gemacht werden, wenn man Predigt und Seelsorge als Hauptaufgabe des Pfarrers bezeichnet.

Wir würden niemals unsere Aufgabe bewältigen können, wenn wir jetzt den Versuch machten, auch nur das wichtigste von dem zu sagen, was über die Predigt überhaupt und über die heutige Predigtweise insbesondere zu sagen wäre. Auch ist es ganz und gar nicht unsre Absicht, hier etwa einen kurzen Auszug der Pastoraltheologie zu geben. Nur auf diejenigen Bemerkungen wollen wir uns beschränken, welche grade die sociale Bewegung der Gegenwart demjenigen aufdrängt, der die heutige Predigt in der evangelischen Kirche betrachtet. Wir bitten jedoch, im Auge zu behalten, daß es sich hier, wie überhaupt in der socialen Frage, vornehmlich um die Zustände in den Großstädten und ihren Vororten handelt. Und da durften wir denn bereits darauf hinweisen, daß in einigen protestantischen Großstädten die sogenannte liberale Theologie Eingang gefunden hat, und zwar hauptsächlich durch den Einfluß der Magistrate, deren Mitglieder einer laxeren religiösen und sittlichen Anschauung zuneigen. Der Grundcharakter dieser Theologie besteht darin, daß sie den festen, positiven Gehalt der biblischen Wahrheit und die Wunder der göttlichen Offenbarung durch eine bildliche Auslegung dem menschlichen Verstande nahe zu bringen sucht. Man darf indessen behaupten, daß eine solche Auslichtung göttlicher Geheimnisse, wie sie die Kanzelvorträge liberaler Theologen darbieten, den eigentlichen Charakter einer Predigt bereits zerstören und verleugnen. Denn wenn es die

Aufgabe der Predigt ist, das ganze, menschliche Leben in seinem Zusammenhange mit dem Ueberweltlichen, Göttlichen und Ewigen darzustellen, und so, indem vor dem Blick des Menschen seine ewige Bestimmung enthüllt wird, eine sittliche Wirkung auf seinen Wandel auszuüben, so verfehlt derjenige selbstverständlich dieses Zweckes völlig, welcher von dem Uebernatürlichen und Wunderbaren einfach absieht und nur mit dem Lichte der menschlichen Vernunft in die Rätsel dieses Lebens hineinleuchtet. Denn es ist offenbar, daß jeder Laie, der mit einem besondren Maße von Weisheit und Verstand begabt ist, und über eine ziemliche Fülle von Erfahrung gebietet, in völlig gleicher Weise geistvolle und lehrreiche Betrachtungen über das menschliche Leben anzustellen befähigt ist; und der Geistliche würde sich also in keinem Punkte mehr von dem Professor der Weltweisheit auf dem akademischen Katheder oder von dem geistvoll moralisierenden Zeitungsfeuilletonisten unterscheiden. In der That, wenn wir mit dem Lichte der menschlichen Vernunft in die Rätsel dieses Lebens einzudringen versuchen — thun wir da nicht besser, unsern Goethe zur Hand zu nehmen, statt dem Kanzelvortrage eines liberalen Theologen zu lauschen? Und wer vielleicht danach begehrt, zu Ostern eine geistreiche Betrachtung über die Auferstehung der Natur aus ihrem winterlichen Schlafe zu hören, der wird seine Rechnung besser beim Morgenkaffee in der Tageszeitung finden, als in der Kirche, wo der liberale Prediger das gleiche Thema, nur vielleicht minder geistvoll und witzig, als der Journalist behandelt. Was nun aber die unteren Klassen anlangt, um deren sittliche Erziehung es uns besonders zu thun ist, so lehrt die Erfahrung, daß sie einer solchen liberalen Predigt niemals Geschmack abgewinnen können. Die großstädtischen Arbeiter sind allerdings gegenwärtig auch bei den positiven Predigern selten zu finden, weil sie der Kirche überhaupt den Rücken gewandt haben; allein sobald sie ihr Herz dem Einfluß der kirchlichen Lehre wieder zu öffnen anfangen, dann wollen sie auch das Gotteswort so gepredigt hören, wie es in der Bibel steht — mit bildlichen Auslegungen, künstlichen Allegorien und geistreichen Gedankenblitzen mögen sie sich nicht einlassen. Wer an dieser Behauptung etwa zweifeln wollte, der möge sich gefälligst selbst von der grausen Oede und Leere überzeugen, welche in den Kirchen der liberalen Theologen gemeiniglich herrscht. Denn auch die höheren Kreise, welche die Anstellung eines freisinnigen Pfarrers erst durchgesetzt haben, wenden ihm doch gemeiniglich in kurzem wieder den Rücken, sobald die hochrhetorische, blumenreiche oder prickelnde

Redeform den Reiz der Neuheit verloren hat. Will also die Kirche wieder einen größeren Einfluß auf die Arbeitermassen gewinnen, so muß sie das schale Wasser einer glaubenslosen Kanzelrede baldmöglichst durch den kräftigen Wein des klaren, christlichen Zeugnisses ersetzen.

Die Socialkorrespondenz hat vor kurzem auch die heutige evangelische Predigt ihrer Kritik unterzogen, und ihr dabei den Vorwurf gemacht, daß sie zu häufig das Eine betont, was not ist, und darüber die Moral nicht genügend betreibt. Wie zu erwarten, hat dieser Vorwurf einen wahren Sturm der Entrüstung unter den evangelischen Predigern hervorgerufen. Allein trotzdem liegt in ihm ein Körnchen Wahrheit. Wer heute die ersten Redner der großstädtischen Kanzeln anhört, der wird gestehen müssen, daß sie eine tiefsinnige und äußerst geistvolle Auslegung der heiligen Schrift zu geben verstehen; daß sie die Herrlichkeit des Christentums durch sehr interessante Vergleiche mit den Sagen, Aussprüchen und Sitten der alten, klassischen Welt zu beleuchten wissen; daß sie in höchst geschickter Weise die großen Weltereignisse in ihre Predigt hineinverflechten, und daß sie in der Behandlung der sittlichen Fragen eine sehr feine Psychologie entwickeln — und er wird ihrem meisterhaften Vortrage vielleicht eine Stunde lang mit Vergnügen folgen. Allein er wird sich zugleich sagen, daß eine solche Predigt trotz ihrer ausgezeichneten Eigenschaften nichts für den Arbeiter ist. Derselbe vermag die tiefsinnige, theologische Schriftauslegung nicht zu fassen; die Hinweise auf das klassische Altertum versteht er nicht; die Psychologie ist seinem Verstande zu fern, und eine ganze Stunde lang mit Aufmerksamkeit einer schwierigen Gedankenentwickelung zu folgen, ist dem an geistige Arbeit gar nicht gewöhnten Manne einfach unmöglich. Die Bedürfnisse eines gebildeten Mannes sind andere, als die eines einfachen Fabrikarbeiters. Deshalb lehrt die theologische Wissenschaft, daß der Prediger auf den Bildungsstand seiner Gemeinde gebührend Rücksicht zu nehmen habe. Nun wird aber in den großstädtischen Kirchen auf die Arbeiterbevölkerung im allgemeinen sehr wenig Rücksicht genommen. Der gemeine Mann kann sich schon mit dieser ganzen Form des Gottesdienstes wenig befreunden. Das Gotteshaus selbst ist ihm zu mächtig und imposant — es droht ihn fast mit seiner Wucht zu ersticken — dann sieht er lauter vornehme Leute um sich, Beamte, reiche Kaufleute, Professoren, Doktoren, in deren Mitte es ihm nicht wohl werden will; die Predigt ihm zu lang und zu tief. So ist er ein sehr seltener Gast in der Kirche. Möglicherweise werden sich die großstädtischen

Prediger durch diesen unsern Vorwurf ebenso beleidigt fühlen, wie durch den der Socialkorrespondenz. Allein wir erlauben uns, darauf hinzuweisen, daß die kirchliche Entfremdung der großstädtischen Arbeitermassen selbst in Städten, wo sonst ein anerkennenswerther, kirchlicher Sinn herrscht, auch von Socialpolitikern bezeugt wird, welche über derartige Dinge eine genaue Beobachtung angestellt haben. So schreibt Dr. Roscher in den „Bausteinen": „In städtischen Kirchen zeigt die Seltenheit der Kopftücher und Wolljacken im Gegensatz zu den zahlreich vorhandenen, freilich auch bei Dienstmädchen häufig vertretenen Federhüten und Sammetmänteln, daß die Irreligiosität der höher gebildeten Stände — um den hochmütigen Ausdruck bessere Stände nicht zu gebrauchen — die Mindergebildeten wohl aus der Kirche zog, während der gegenseitige Zusammenhang beider Volksteile viel zu schwach ist, als daß die begonnene Umkehr der oberen Klassen auch die unteren Klassen wieder in die Kirche führen könnte". Soll also die Kirche wieder Zugang finden zu den Arbeiterherzen, dann ist es durchaus notwendig, daß die Arbeiterviertel mit vielen kleinen, freundlichen Gotteshäusern durchsetzt werden, in welchen schlichte Prediger sowohl die sanften Lockungen wie die ernsten Drohungen des göttlichen Wortes mit herzlichem Zeugniß verkündigen, und sich vor allem eine weise Beschränkung im Zeitmaß ihrer Predigt auferlegen. Und daneben muß allerdings auch die Moral fleißiger getrieben werden. Man wird nämlich finden, daß grade diejenigen Unsitten der Zeit, welche die hauptsächliche Schuld an der socialen Verwirrung tragen, in den protestantischen Großstädten im allgemeinen mehr zu Hause sind, als in den katholischen. Die geistlose Verschwendung, wie sie von den vornehmen Kreisen bei den Pferderennen, den Karten- und Kegelkongressen, den Radwettfarten u. s. w. getrieben wird, der grobe Luxus und die sonntäglichen Massenausflüge der Arbeiter und alle die Modetorheiten der Gegenwart — sie finden sich in den Städten Hamburg, Berlin, Dresden, Leipzig, Chemnitz viel tiefer eingedrungen, als in den katholischen Großstädten Aachen, Straßburg oder Mühlhausen. Der Verfasser hat auch gefunden, daß z. B. in Salzburg die zahlreichen Kirchen von einer großen Menge Andächtiger namentlich aus den Arbeiterklassen gefüllt waren, obgleich eine unvergleichliche Natur rings umher zu Ausflügen lockte und der ungeheure Fremdenzufluß der eingewurzelten, kirchlichen Sitte gewiß nicht günstig sein konnte. Als die Socialkorrespondenz bemerkte, daß die Moral in der Predigt eine schärfere Betonung erfahren müßte, machte sie zugleich

auf gewisse, heute gangbaren Unsitten der höheren Kreise aufmerksam, wie kostspielige Diners u. s. w. Es ist nun klar, daß der Prediger, der diese und andere Unsitten der Zeit mit Erfolg bekämpfen will, sich allerdings nicht damit begnügen darf, etwa nur im allgemeinen von der überhandnehmenden Weltlust zu reden. An dergleichen allgemeine Seufzer über das Verderben der Zeit hat sich das Ohr des Zuhörers schon gewöhnt; auch pflegt sie niemand auf sich besonders zu beziehen. Es bleibt daher dem Prediger nichts übrig, als seine Mahnungen mit Beispielen zu erläutern, welche von niemand mißverstanden werden können, gleichwie einst der berühmte Savonarola mit der Feuerglut eines Elias der lasterhaften Welt in Florenz Buße gepredigt hat. Nun soll keineswegs behauptet werden, daß der Kampf gegen die Zeitsünden nur in der Predigt geführt werden müsse; vielmehr sind öffentliche Vorträge, Flugblätter und Zeitungsartikel Waffen, welche oft viel wirksamer gegen den verderbten Zeitgeist geschwungen werden. Mit diesen Waffen hat besonders der große Hofprediger in Berlin gekämpft. Man weiß, wie er in öffentlichen Versammlungen den vornehmen Heiden Berlins und den dreisten Juden die Donner des göttlichen Gerichts so kräftig in die Ohren geschrien hat, daß sie ihnen beide davon geklungen haben. Die Kur war gewaltsam, aber erfolgreich — einstimmig wird dem mutigen Hofprediger bezeugt, daß die gottlosen, unflätigen Schimpfereien gegen das Christentum in den Judenblättern und manche andre grobe Unsitten durch seine kräftige Züchtigung verschwunden sind. Allerdings ist ein solcher Kampf gegen die Lieblingssünden einflußreicher Kreise immerhin eine gefährliche Sache; wer ihn unternimmt, der muß auch allemal die eigene Person den Geschossen der Feinde aussetzen. Allein ohne die kühnste Entschlossenheit und den freiesten Mut ihrer Streiter kann die Kirche überhaupt nicht hoffen, dem Weltgeiste ihre verlorenen Gebiete wieder zu entreißen — und welcher evangelische Prediger hat wohl in unsrer Zeit so bedeutendes gewirkt, als der tapfere Kämpe in Berlin? Des Hofprediger Stöcker Verdienst ist es auch, daß heute hunderttausende gedruckte Predigten an die berliner Arbeiter verteilt werden, und an alle die Sonntagslosen, welche keine Zeit haben, den Gottesdienst zu besuchen. Wenn wir recht berichtet sind, so hat man zu diesem Zwecke zuerst zu den Predigten von Ludwig Harms gegriffen; eine glückliche Wahl: denn man wird schwerlich einen Prediger finden, der so gewaltig ist, so unerschrocken, so ernst und so volkstümlich zugleich, wie dieser. Als einmal ein berliner Droschkenkutscher eine solche Predigt

durchgelesen hatte, da rief er erschüttert aus: „Nun sehe ich, daß ich wahrhaftig in die Hölle kommen muß, wenn ich mich nicht bekehre!" Wir erlauben uns, hier eine Probe dieser Predigten zu geben. Dieselbe wird ein Doppeltes zeigen: einmal, auf welche Weise ein ernstes Glaubenszeugniß mit einer kräftigen Moralpredigt vereinigt werden kann, und zum andern, wie gefährlich selbst die mutigsten Zeugen der Kirche einen solchen Kampf wider der Zeit Verderben erachten. Die Stelle ist entnommen aus einer Predigt vom 10. Sonntage nach Trinitatis über das Evangelium Luk. 19, 41—48.

„Erkennet hieraus, daß öffentliche Aergernisse öffentlich gestraft werden sollen, und der Prediger, welcher es nicht thut, ist ein stummer Hund, und nicht ein rechtschaffener Diener Christi. Darum wird dieses Evangelium am jüngsten Tage Tausende von Predigern verdammen, die zu feige gewesen sind, öffentliche Aergernisse, die in ihrer Gemeine gewesen sind, auch öffentlich auf der Kanzel ohne Ansehen der Person zu strafen. Und es ist jetzt, glaube ich, ärger damit, als es je gewesen ist, weil die Feigheit eine herrschende Sünde dieser weichlichen Zeit ist, und christlicher Ernst und christliche Tapferkeit beinahe verschwunden sind. Es kann jetzt in den meisten Gemeinen öffentlich gehurt werden, kein Prediger straft es, es können öffentliche Auktionen am Sonntage gehalten werden, kein Prediger straft es, es kann gesoffen, geprügelt, gestohlen werden, kein Prediger straft es, oder wird es gestraft, so wird es so fein gemacht, daß niemand es verstehen kann. Das ist schändlich; haben sich die Leute herausgenommen, öffentliches Aergerniß zu geben, und sich dessen nicht geschämt, so ist der rechtschaffene Pastor vor Gott verbunden, solches öffentlich von der Kanzel zu strafen, und thut er es nicht, so soll, wie gesagt, dieses Evangelium am jüngsten Tage ihn verdammen. Und ob er vielleicht in dieser gottlosen Zeit deshalb sollte vom Amte gejagt werden, weil er öffentliche Aergernisse öffentlich gestraft hat, so soll er mit Freuden das dulden um Jesu willen. Aber wo findet man jetzt solche Prediger? Gott sei es geklagt, die meisten sind wirklich stumme Hunde geworden, und ganz besonders, wenn es reiche und vornehme Personen sind, die das Aergerniß gegeben haben. Deshalb nimmt auch die Frechheit im Sündigen immermehr zu. Ja mancher Prediger wagt es gar nicht mehr, z. B. die Worte: Hurerei, Ehebruch u. dergl. auf der Kanzel in den Mund zu nehmen, weil er ja sonst von den vornehmen Weltleuten für einen ungebildeten Mann würde angesehen werden. Und das ist wahr, es giebt eine Menge

gebildeter Leute, namentlich aus den vornehmen Ständen, die das niederträchtigste Hurenleben führen trotz ihrer Bildung, aber wenn man das Wort Hurerei nennt, so bekommen sie Krämpfe und fallen in Ohnmacht vor lauter Bildung. Ganz besonders aber muß ich euch hier aufmerksam machen auf die Scheußlichkeit der Sünden gegen das dritte Gebot, nämlich Kirchenschändung, Sabbathsschändung und jeglicher Frevel, der an dem Heiligen geschieht. Wenn man irgend woraus erkennen kann, daß unsre Zeit eine gottlose geworden ist, so sieht man es an der überhandnehmenden Schändung des Heiligen. Die Bibel wird entweder gar nicht gebraucht oder als ein Lügenbuch traktirt, die Kirche wird entweder gar nicht besucht, oder zum plaudern, schlafen, gähnen; man schämt sich nicht, mit störendem Gepolter und hallenden Schritten in die Kirche zu kommen, wenn der Gottesdienst schon lange angegangen ist, und die Kirche zu verlassen, ehe der Gottesdienst zu Ende ist. Und der liebe Sonntag, der doch ein Tag Gottes heißt, wie wird er zu einem Teufelstage gemacht vor allen andern Tagen in der Woche. Während des Gottesdienstes hört man in den Städten das Rollen der Wagen, das Rasseln der Trommeln und das lustige Pauken der Janitscharenmusik, an den Sonntagen werden in manchen Gegenden vorzugsweise die Auktionen gehalten und sogar von den Beamten öffentlich in den Zeitungen angezeigt, am Sonntage vorzugsweise sind die Saufgelage, die Tanzgelage, die Spielgelage, am Sonntage vorzugsweise ist der Straßenlärm und wird bis in die späte Nacht fortgesetzt, daß ehrliche Leute nicht einmal schlafen können vor den gemeinen Straßen- und Zotenliedern, die von betrunkenen Burschen und gemeinen Dirnen auf der Straße gebrüllt werden, und die Obrigkeiten lassen das meist so ruhig hingehen und die Pastoren sind stumme Hunde. Ja, es giebt in der jetzigen Zeit eine Menge von Menschen, die gar keine Kirche mehr besuchen, zu gar keinem Abendmahl sich mehr einfinden, niemals in der Bibel lesen und doch Christen heißen wollen, und anstatt von den Predigern gestraft zu werden, von ihnen mit Händedruck begrüßt werden, weil sie einen blanken Rock tragen, zu den Gebildeten gehören und ihre Spielkameraden in den Klubs sind. Ja, der geistliche Stand ist sehr verrottet, und wer kann sich deshalb wundern, wenn allenthalben die Gemeinen ebenfalls sehr verrottet sind. Die meisten Prediger sind selbst dem Weltdienst ergeben, darum können sie die öffentlichen Aergernisse nicht strafen. Und nimmt ein gläubiger, treuer, mutiger Prediger die Geißel zur Hand, wie der Herr Jesus gethan, und straft die

Sünder ernst, wie es sich gebühret, so kann er erwarten, daß er von den Menschen Injurien, d. h. Beleidigungen halber verklagt wird, weil er seine Pflicht gethan hat, und da die meisten Obrigkeiten feindlich gegen die treuen Prediger sind, so muß ein Prediger erwarten, daß er in Strafe genommen wird, weil er seine Pflicht gethan hat. Das alles ist aber einem treuen Diener Christi sehr gleichgiltig. Ob er von den Menschen gehaßt oder verspottet wird, ob er von den Gemeinen gesteinigt, oder von den Obrigkeiten verfolgt, vielleicht gar aus dem Amte gejagt wird, in dem allen geht es ihm ja dann nur, wie es dem Herrn Christo und Seinen Aposteln vorhin auch gegangen ist. Und nun sagt selbst, welcher Prediger hat euch denn eigentlich lieb, der euch in den Himmel und der euch in die Hölle bringen will? Ihr wißt doch, mit den Sünden kann man nicht in den Himmmel kommen, man läuft vielmehr mit den Sünden stracks in die Hölle hinein. Straft nun der Prediger deine Sünden, so hat er dich herzlich lieb, denn er will dich nicht in die Hölle laufen lassen, sondern du sollst dich von deinen Sünden bekehren, daß du selig werdest. Läßt aber der Prediger dich mit deinen Sünden laufen, und straft sie nicht, so hat er kein Fünklein Liebe zu dir, er haßt dich vielmehr, denn er hält dich nicht auf in deinem Laufen zur Hölle, befördert deinen Höllenlauf vielmehr."

Das ist eine wirksame Moralpredigt, nicht wahr! Wir wollen indessen die Methode von Ludwig Harms nicht unter allen Umständen empfohlen haben. Der geneigte Leser dürfte sich wohl überzeugen, daß er zuweilen doch gar zu massiv wird; gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß der Prediger, welcher durch seine Predigt besonders in socialer Beziehung zu arbeiten gedenkt, von den urkräftigen, gewaltigen Zeugnissen des berühmten Herrmannsburger Theologen sehr viel lernen kann.

Noch eine Frage, zu welcher der behandelte Gegenstand Anlaß gegeben hat, muß hier beantwortet werden. Wird etwa der Charakter der evangelischen Predigt durch die neu aufgetauchte, sociale Frage wesentlich verändert? Gälte es etwa, die Lehren und Vorschriften, welche die tüchtigsten Zeugen der evangelischen Kirche über die Predigt gegeben haben, in wichtigen Teilen umzugestalten oder wesentlich zu ergänzen? Manche Theologen scheinen es zu glauben. Sie fordern, daß die künftigen Geistlichen heute nicht blos die eigentlichen, theologischen Disciplinen hören, sondern auch den Vorlesungen über Socialpolitik beiwohnen; ja, von Rudolf Todt ist sogar in dem be-

kannten Buche „der radikale, deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft“ der Versuch gemacht worden, aus der heiligen Schrift eine ganz neue, specifisch christliche Socialordnung heraus zu destillieren, welche dann nach seiner Meinung die Kirche nunmehr den Völkern zu verkünden hätte. Allein niemals ist unser Herr und Heiland schlimmer mißverstanden, niemals ist sein heiliges Wort ärger mißhandelt worden, als hier. Die heilige Schrift ist kein Lehrbuch der Volkswirtschaft oder der Socialpolitik. Sie ändert die Formen des socialen Lebens nicht auf eine gewaltsame Weise um, sondern trachtet nur danach, den inneren Menschen umzugestalten nach dem Bilde des Schönsten aller Menschenkinder, in der Gewißheit, daß wiedergeborene Christen auch aus ihrer äußeren Gemeinschaft die unchristlichen Formen und Einrichtungen hinausstoßen werden. Nicht einmal den Sklaven Onesimus wollte Paulus mit Gewalt freimachen von dem Joche seines Herrn; aber er bittet Philemon im Namen dessen, der uns allen die Kindschaft des himmlischen Vaters erworben hat, daß er seinen Knecht nun nicht als Sklaven, sondern vielmehr als einen Bruder behandele. Und darin besteht auch heute noch die ganze Socialpolitik der christlichen Predigt, daß sie einmal die bestehenden Ordnungen in Staat und Gesellschaft, in Kirche und Familie als eine Schöpfung des Allweisen selbst verkündet, an denen kein Sterblicher rütteln darf, ohne die verzehrende Flamme des göttlichen Gerichts auf sein Haupt herabzubeschwören; zum andern aber auch den Blick des Gläubigen über das Irdische hinweg zum Himmel hinauflenkt, so daß er mit staunendem Danke Gott den Herrn schaut als den gütigen Vater aller seiner lieben Kinder, und die ganze Menschheit als eine einzige Gottesfamilie, verbunden durch die gemeinsam erfahrene, unaussprechliche Gnade der Erlösung und durch die gemeinsame Hoffnung auf das köstliche Erbteil droben im Licht. Und wenn nun so durch das Zeugniß der Kirche in der Seele der Gläubigen das Gefühl der höchsten, vollkommenen Einheit und Gemeinschaft erweckt worden ist, müssen dann nicht alle Unterschiede des Standes, des Vermögens, der Arbeit und der Ehre, welche sich hier trennend zwischen die einzelnen Klassen der Menschen einschieben, bedeutungslos und geringfügig erscheinen? Was aber diese Unterschiede noch schmerzliches und bitteres an sich tragen, das mildert die Kirche durch das neue Gebot der allgemeinen Bruderliebe, welches dem Reichen befiehlt, daß er seinen Reichtum dem Dürftigen mitteile, und dem Starken, daß er sich freundlich des Schwachen annehme. Dies ist die einzige Socialpolitik, welche die Kirche zu verkünden hat; eine

andere giebt es nicht für sie, wenn es auch nicht uneben erscheinen mag, daß einzelne Pfarrer heute besondere „sociale" Predigten halten, in welchen den socialen Fragen eine ganz besondere Beachtung geschenkt wird. Die Hauptsache aber scheint heutzutage, die Kirche daran zu erinnern, daß ihr nicht nur der Stab Sanft, sondern auch der Stab Wehe anvertraut ist, auf daß sie diesen drohend über dem Haupte derer schwinge, die Gottes Ordnungen freventlich zerstören oder das Gebot der Liebe schnöde verletzen.

2. Kapitel.

Die Seelsorge.

Die Seelsorge ist ebensowohl die notwendige Grundlage, wie die notwendige Ergänzung der Predigt. Ohne die Seelsorge wird die Predigt mit der Zeit zu einem klingenden Erz und einer tönenden Schelle, und wäre sie noch so geistreich in ihren Gedanken und schwungvoll im Vortrage. Wie einerseits die Seelsorge der Predigt immer neuen Stoff zuführt, so muß sie andrerseits auch das gepredigte Wort dem Herzen des Volkes verdeutlichen, und zu der Ermahnung das Beispiel hinzufügen. Erst durch die Seelsorge gewinnt das Band zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde Innigkeit, Halt und zuverlässige Dauer. Namentlich ein großstädtischer Geistlicher würde seine Versäumnisse bald bitter bereuen, wenn er die Seelsorge vernachlässigen wollte. Die Anziehungskraft, welche die blendenden Gaben des Predigers anfangs auf die Gemeinde ausübte, schwindet schnell, wenn seine Erscheinung den Reiz der Neuheit verloren hat, oder wenn sie durch einen neu aufleuchtenden glänzenden Stern verdunkelt wird. „Die aufgehende Sonne findet mehr Verehrer als die untergehende" — die Wahrheit dieses Wortes, welches einst dem alternden Lukullus zugerufen wurde, als er sich über die raschen Lorbeeren seines jugendlichen Nebenbuhlers Pompejus verwunderte, ist manchem einst vielgefeierten Prediger schon zum bitteren Bewußtsein gekommen. Er wird indessen vor schmerzlichen Enttäuschungen bewahrt bleiben, wenn er einmal nicht ein törichtes Vertrauen auf die wechselnde Gunst der Menschen setzt, und zum anderen es nicht versäumt, durch eine eifrige Seelsorge sich einen Kreis von aufrichtigen Freunden zu sichern. Diese werden ihm auch dann treu bleiben, wenn neben ihm ein neues Phänomen der Beredtsamkeit erschienen ist, ja, sie werden sich auch mit freundlicher Schonung noch an den scheidenden Gaben des

alternden Mannes genügen lassen. Namentlich ist es nicht die Sache einfacher Leute, im Augenblick dem neuen Abgott zuzufallen, welchen die wechselnde Laune der gebildeten Welt eben auf ihren Schild zu erheben für gut findet. Der gemeine Mann besucht dasjenige Gotteshaus, wohin er gehört. Hat er das Vertrauen zu seinem Pfarrer verloren, so läuft er nicht schleunigst zu einem anderen Prediger, sondern er meidet nun das Gotteshaus überhaupt. Wie notwendig also für den Geistlichen, gerade bei den unteren Klassen, durch eine fleißige Seelsorge sich einen festen Stamm treuer Anhänger zu sichern.

Die pastorale Theologie kennt gewisse Zustände des menschlichen Herzens, sowie gewisse Ereignisse des menschlichen Lebens, welche ein Eingreifen des Seelsorgers besonders notwendig machen. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Theorie der evangelischen Seelsorge zu entwickeln, nachdem die Väter der Kirche über diesen Gegenstand des Schönen, Tiefen und Geistvollen eine reiche Fülle in ihren Schriften niedergelegt haben. Der Socialpolitiker hat vielmehr nur nachzuforschen, in welchem Maße die Kirche den Vorschriften ihrer Lehrer bereits gerecht geworden ist, und wo sie etwa noch hinter ihren Aufgaben zurückbleibt. In welchem Umfange — lautet also die Frage — muß die Seelsorge ausgeübt werden, und welche Fälle machen es dem Geistlichen besonders zur Pflicht, mit treuer Liebe seinen Pflegebefohlenen zu nahen?

Zuerst bringt wohl der Konfirmationsunterricht Beichtvater und Beichtkind mit einander in nähere Berührung. Wie außerordentlich wichtig derselbe sei, brauchen wir nicht näher auseinanderzusetzen, wenn man bedenkt, daß die Konfirmation eine höchst wichtige Stufe im menschlichen Leben bezeichnet, den Uebergang von der Gebundenheit und dem Schutze der Familie zur Freiheit und zur Gefahr des allgemeinen Kampfes ums Dasein; von dem Idealismus der Schule zum Realismus der Berufsarbeit; von dem süßen Vertrauen und dem unschuldigen Glauben der Kindheit zu den Zweifeln und Seelenkämpfen des Jugendalters. Im Konfirmandenunterricht soll das Kind gewissermaßen den guten Engel empfangen, der ihm auf den gefahrvollen Wegen des Lebens immer zur Seite bleibt. Welch eine schwere, wichtige, bedeutungsvolle, aber auch welch eine dankbare Aufgabe! Wir haben Leute kennen gelernt, welche gleich nach ihrer Konfirmation in eine industrielle Arbeiterschaft versetzt worden sind, die durch und durch socialdemokratisch gesinnt war. Und dennoch haben sie sich von der Ansteckung des socialistischen Giftes frei gehalten. Sie gaben uns

die ausdrückliche Versicherung, daß die ernste, religiöse Erziehung, welche sie ihren Eltern, ihrem Lehrer und ihrem Pfarrer verdankten, ihnen Schutz und Schirm gewesen sei mitten in der Wüste des Unglaubens und der Sittenverderbniß.

Denn sobald der junge Christ in die Freiheit des Lebens hinausgetreten ist, beginnt die gefährliche Zeit der Anfechtungen. Wie notwendig, daß der Pfarrer die Wege der heranwachsenden Jugend nicht aus den Augen verliere! Daß er ihre Kirchgänge, ihre Sakramentsfeier sorgfältig überwache! Daß er in der Stunde der Gefahr schnell bereit sei, beizuspringen und den Schwankenden vor dem jähen Sturze zu erretten. Die Jünglings- und Jungfrauenvereine, welche treue Seelsorger begründet haben, legen ein Zeugniß dafür ab, wie tief sie von dem Bewußtsein ihrer Pflicht gegen die heranwachsende Jugend erfüllt sind. Doch muß man sich immer vor Augen halten, daß die Seelsorge erst dann durchdringend wirken kann, wenn sie sich auf die ganze Gemeinde erstreckt, und nicht blos einem Ausschnitt aus derselben ihre Teilnahme zuwendet.

Verlobung und Trauung bilden den nächsten wichtigen Abschnitt des menschlichen Lebens. Es wird sich später Gelegenheit geben, näher zu zeigen, wie notwendig unserem Volke in den Angelegenheiten der Liebe und der Ehe der seelsorgerliche Rat eines erfahrenen Mannes ist. Hier nur genüge die Bemerkung, daß die Anmeldung zum kirchlichen Aufgebot dem Geistlichen eine willkommene Gelegenheit darbietet, die besonderen Verhältnisse der Paare zu erkunden, die von ihm zu ihrem Bunde den kirchlichen Segen begehren, und ein Wort der Mahnung, der Warnung oder des Trostes an sie zu richten.

Daß die Seelsorge auf diesem Gebiet bei weitem noch nicht das leistet, was sie leisten sollte, dafür legen leider die gegenwärtig gerade in protestantischen Ländern so überaus häufigen Eheirrungen und Ehescheidungen ein sprechendes Zeugniß ab. In Sachsen war nach der Justizstatistik die Zahl der gerichtlichen Sühnesachen von 2385 im Jahre 1881 auf 4141 im Jahre 1882 und 4121 im Jahre 1883, die Zahl der bei den Gerichten anhängigen Eheprocesse in denselben Jahren von 1358 auf 1453 und beziehentlich 1436 gestiegen. In der einzigen Stadt Berlin beträgt die Zahl der jährlichen Ehescheidungsprocesse jährlich zwischen 1300 und 1400. Wie groß ist nun erst die Zahl der Eheirrungen, bei denen es zu einem förmlichen Ehescheidungsprocesse gar nicht kommt! Jeder Geistliche, der einmal mit einer solchen Eheirrung beschäftigt gewesen ist, weiß, welch außerordentlich schweres Werk ihm

hier vorliegt. Welche Aufgabe, durch jenen Berg von Sünde, den die beiderseitige Herzenshärtigkeit zwischen den Ehegatten aufgehäuft hat, der Liebe wieder einen Weg zu brechen! Und sobald erst der Advokat die Sache in die Hand bekommen hat, dann ist auch die schwerste Arbeit in der Regel erfolglos.

Das sächsische Zeitungsorakel, der Briefkasten der „Dresdner Nachrichten", wird sehr oft von Brautleuten und Ehegatten in der Bedrängniß ihrer Herzen angerufen. Wer diese Anfragen mit Aufmerksamkeit liest, dem eröffnet sich nicht blos ein erschreckender Blick in den Abgrund von Leichtsinn, Pflichtvergessenheit, Habsucht, Unkeuschheit und Unglauben, in welchen das heiligste und innigste Verhältniß dermalen versunken ist, sondern er erkennt auch daraus, wie wenig noch unser Volk gewöhnt ist, in seinen Herzensnöten im Heiligtum des Pfarrhauses Ruhe zu suchen. Noch nie haben wir in der erwähnten Zeitung aus den Klagen der geängsteten Herzen eine Hindeutung auf die versöhnende Macht der Kirche herausgelesen, noch nie gefunden, daß ihnen der Rat erteilt worden wäre, zum Pfarrhause ihre Zuflucht zu nehmen.

Krankheit und allerlei Leiden führen den Seelsorger in die Hütten der Armen, sowie in die Paläste der Reichen. Wenn es dort vorzüglich gilt, eine dumpfe Gleichgiltigkeit zu bekämpfen und in das verzweiflungsvolle Dunkel des Leidens einen Lichtstrahl himmlischen Trostes fallen zu lassen, dann gilt es hier besonders, durch vielerlei Weltlust und irdischen Sinn sich den Weg zum Herzen zu bahnen und den harten Panzer des Unglaubens und der Gleichgiltigkeit zu zerschlagen. Und welche Mühe, das Herz des Kranken, welches oft von Mißtrauen, Bitterkeit und Ungeduld gegen seine Umgebung erfüllt ist, zur Sanftmut und Geduld zu bewegen, und wiederum die fühllose Gleichgiltigkeit und Härte der Angehörigen zu bekämpfen. Wenn es dem Pfarrer gelingt, aus einem murrenden Weltkinde auf dem Krankenlager einen geduldigen Kreuzträger zu machen, dann darf er sich sagen, daß er durch Gottes Gnade ein großes Werk vollbracht hat.

Der letzte Bote, der den Geistlichen in die Häuser ruft, ist der Tod. Wird doch der Pfarrer sogar von vielen Leuten mit einer gewissen, abergläubischen Scheu als der unheimliche Begleiter des Todes betrachtet. Aber er naht nicht, um Schrecken zu verbreiten, sondern vielmehr, um dem Fürsten der Schrecken, gegen den nicht Schloß und Riegel, nicht Gold und Macht schützt, die siegende Kraft des ewigen

Lebensfürsten entgegenzustellen. Wenn darum der Geistliche bei keiner Gelegenheit sonst willkommen geheißen wird, in Todesnöten sieht man ihn doch gern über die Schwelle schreiten. Sein Werk, das schwere, haben wir oben schon angedeutet; nicht selten tritt jetzt noch die Aufgabe heran, den Trostlosen, die sich weder Rat noch Hilfe wissen, ein Berater zu sein, damit wenigstens die notwendigsten Pflichten des Begräbnisses erfüllt werden, und ein Helfer, welcher den ersten, bittren Sorgen durch seine Spenden wehrt.

Es ist uns unmöglich, eine auch nur einigermaßen erschöpfende Schilderung zu geben von der seelsorgerlichen Arbeit eines Geistlichen, namentlich in einer großstädtischen Gemeinde. Wir bitten den Leser vielmehr, die Lebensbeschreibungen treuer Seelsorger, eines Oberlin, August Hermann Franke, Spener, Kapff und andrer vorzunehmen, um einen Einblick in dieses Arbeitsgebiet zu gewinnen, welches allerdings den meisten Laien so gut wie verschlossen bleibt. Wenn wir Pfarrer eben nicht predigen, taufen oder begraben, so meint man, wir hätten nichts zu thun. Ueberhaupt betrachtet man das geistliche Amt gern als ein beschauliches Stillleben, bei welchem man an einem wohlbesetzten Tische im Kreise sorgloser Freunde vielen schönen Gefühlen huldigen kann, so wie es etwa Voß in seiner „Louise" geschildert hat. Dagegen erlauben wir uns nur, zu bemerken, daß der berühmte, württembergische Theologe Kapff das Jahr über nicht weniger als 3000 Besuche gemacht hat, abgesehen von den zahllosen Briefen, in denen er sonst noch jedermann, alt und jung, vornehm und gering, oft in weite Ferne Rat erteilen mußte. Die Arbeit der Seelsorge gehört zuweilen zu den anstrengendsten Pflichten des Geistlichen. Während er die Leidenskämmerchen seiner Kranken aufsucht, erwägt er bereits im Geiste, auf welchem Wege er sich eine Pforte zu ihrem Herzen eröffnen will, und wenn die Thür sich hinter ihm wieder schließt, so faßt er die Einzelheiten seiner Beobachtungen zu einem sichern Resultat zusammen. Das ist auch eine Arbeit, während der Laie wohl meint, der Geistliche gehe eben nur zu seinem Vergnügen ein wenig spazieren.

Es ist natürlich, daß die Seelsorge unter den verführten Arbeitermassen der Großstadt ganz besondere Schwierigkeiten bietet. Hier gilt es, einen harten und unfruchtbaren Acker überhaupt erst mühsam zuzubereiten, damit der Same des Wortes in die aufgelockerten Furchen hineingestreut werden kann. Denn damit beginnt in der Regel die Minirarbeit der socialdemokratischen Verführer, daß sie dem Arbeiter

die Liebe zu seiner Kirche und die Achtung vor seinem Pfarrer aus dem Herzen reißen. Die Kirche ist weiter nichts als die Schützerin des Kapitals, von den Blutsaugern und Tyrannen dazu in Dienst genommen, um für ihre Gewaltthaten ein göttliches Recht ausfindig zu machen, und dem Arbeiter, damit er immer fein still halte, ein Schloß vor den Mund und eine Kette an den Arm zu legen. Und so kann denn der Pfarrer die socialdemokratische Ansteckung unter seinen Gemeindegliedern in der Regel daran zuerst merken, daß ihm einige davon plötzlich den gewohnten Gruß verweigern. Ja, es kommt sogar vor, daß höhnische Blicke und spöttische Bemerkungen ihn auf seinen Amtswegen begleiten. Unsere Arbeitermassen in den Großstädten und Industriedörfern sind hier und da bereits so furchtbar nach ihren sittlichen und religiösen Anschauungen verdorben, daß es eine besondere Gnade Gottes ist, wenn diese Pest überhaupt jemals wieder bekämpft werden kann.

Und welche Streitmacht, fragen wir nun, stellt die Kirche diesem übergewaltigen Feinde entgegen? Es ist traurig zu sagen. Zehntausend Seelen und darüber soll ein einziger Pfarrer in seine Pflege nehmen! Er soll vierhundert Elternpaaren jährlich die große Gnade ausmalen, die ihnen Gott mit der Geburt ihres Kindleins erwiesen hat! Zweihundert Konfirmanden soll er auf den wichtigsten Schritt ihres Lebens in einer kurzen Zeit vorbereiten, während man dem Unterricht eines Lehrers höchstens fünfzig Schüler zumutet. Einhundert Brautpaare sollen für ihren Ehebund von dem Geistlichen Rat und Mahnung und Trost empfangen. In dreihundertundfünfzig Häusern, die der Tod heimgesucht hat, soll er das Licht der ewigen Hoffnung anzünden! Es ist Wahnsinn, was man hier von der Kraft eines einzigen Mannes erwartet. Ja, wenn selbst ein Chrysostomus oder Ambrosius wieder aufständen aus ihren Gräbern, sie würden die Arbeitslast nicht tragen können, die man unsern großstädtischen Geistlichen aufbürdet. Sie wird freilich auch getragen — aber wie! Mit diesen gottentfremdeten Massen ist doch nichts anzufangen! Und so hält man vielfach eben seine Predigten, man tauft und traut und begräbt und hat damit wahrlich schon genug zu thun — im übrigen muß man die Welt einfach ihren Gang gehen lassen.

Die „Socialkorrespondenz“ hat in dem mehrfach erwähnten Artikel nicht blos die Predigt, sondern auch die Seelsorge der evangelischen Kirche angegriffen. Sie hat die Behauptung aufgestellt, daß die katholischen Geistlichen einen weit größeren Eifer in der seel-

sorgerlichen Behandlung entwickelten. Darob wieder große Entrüstung im Lager der protestantischen Geistlichkeit. Man hat auf die zahlreichen, vortrefflichen Seelsorger hingewiesen, welche den Glanz und den Ruhm unsrer Kirche bilden. Die Angriffe der „Socialkorrespondenz“ lassen sich indeß nicht mit historischen Waffen bekämpfen, sondern sie müssen nach den jetzt herrschenden Zuständen beurteilt werden. Nun haben wir aber bereits gesehen, daß die katholische Kirche auch in den Großstädten einem Priester höchstens tausend Seelen unterstellt, während die Zahl bei der evangelischen Geistlichkeit das zehnfache beträgt. Ist es denn nun nicht ganz selbstverständlich, daß zehn Geistliche, welche nur diese einzige Aufgabe haben, ihrer Kirche zu dienen, mehr leisten können, als ein einziger, der die Sorge für seine Gemeinde auch noch mit der Sorge um seine Familie teilen muß? Und haben nicht treue, evangelische Geistliche, wie z. B. Hofprediger Stöcker, die grauenhafte Verwüstung der evangelischen Arbeiterbevölkerung selbst rückhaltlos beklagt? Ja, ist nicht das ganze Werk der innern Mission das offene Zugeständniß, daß die seelsorgerlichen Kräfte der geordneten Kirche nicht mehr ausreichen, und daß eben deswegen Laienkräfte herangezogen werden müssen, um mit außerordentlichen Mitteln die wachsende Gottlosigkeit zu bekämpfen? Die „Socialkorrespondenz“ hat ihre Beobachtungen ohne Zweifel in den großen Städten angestellt, wozu sie ein vollkommenes Recht hatte, da doch gerade die großen Städte am besten geeignet sind, die sociale Frage zu studieren. Sie hat ferner die Thatsache konstatiert, daß die katholische Kirche dort mehr leistet in der Seelsorge, als die protestantische — und dies ist allerdings unzweifelhaft. Der katholische Geistliche kennt in der Regel die Glieder seiner Gemeinde sämmtlich ganz genau. Von seinem Einfluß kann man sich besonders gelegentlich der politischen Wahlen überzeugen. Sobald der Wahltag kommt, so hat er weiter nichts nötig, als die höheren Orts erteilte Ordre auszugeben — und siehe, die ganze Wählerschaft steht wie Ein Mann im Felde. Der evangelische Geistliche dagegen ist nur mit einem ganz kleinen Teile seiner Gemeinde persönlich bekannt; darum ist auch sein socialer Einfluß ein sehr geringer. Anders ist es natürlich in den kleinen Städten und auf den Dörfern. Hier ist auch der evangelische Pfarrer persönlicher Bekannter aller Gemeindeglieder; und wenn er etwa den Versuch macht, am Wahltage in die Bewegung einzugreifen, und sich dabei nicht eben ungeschickt benimmt, so wird er auch die Genugthuung haben können, zu sehen, wie der socialdemokratische Einfluß durchaus nicht unbesieglich ist.

Um der seelsorgerlichen Aufgabe einigermaßen gerecht zu werden, ist es nötig, daß die Zahl der Geistlichen in den evangelischen Großstädten und Arbeiterorten nicht blos bedeutend vermehrt, sondern daß auch eine mit mehreren Geistlichen besetzte Parochie in Seelsorgerbezirke zerlegt werde, damit so jeder Geistliche gewissermaßen seine eigene kleine Gemeinde für sich habe. Bisher ist die geistliche Pflege der Arbeiterschaft zweifellos noch eine sehr mangelhafte gewesen — und die protestantische Kirche hat für diese Versäumniß keine Entschuldigung. Wer es unternimmt, einen Acker zu bebauen, der muß auch dafür sorgen, daß Arbeiter und Gerätschaften genug vorhanden sind, um das Werk glücklich hinauszuführen. Und wenn die evangelische Kirche sich damit entschuldigt, daß ihr für eine genügende Besetzung der großen Parochien die Mittel fehlen — warum versteht sie es nicht, diese Mittel zu erlangen? Weiß sie nicht, daß die Apostel mit Stab und Tasche in die Welt hinausgezogen sind, und dennoch nicht blos zahlreiche Gemeinden neu gebildet, sondern auch die bereits gebildeten jederzeit treu verpflegt haben? Es kommt nur darauf an, in der evangelischen Kirche den Geist des Glaubens und der Erkenntniß, der Liebe und Treue, der Heilssehnsucht und der Opferwilligkeit und vor allem des Mutes und der Standhaftigkeit wieder zu erwecken, dann wird es nicht an Mitteln fehlen, um allen Gemeinden eine ausreichende Pflege angedeihen zu lassen. Es gilt also einen mutvollen Kampf, einen Kampf nicht blos gegen die unbeschreibliche, religiöse Gleichgiltigkeit der gebildeten Kreise, durch welche der jetzige, kirchliche Notstand vornehmlich verursacht ist, sondern auch gegen die irrigen Anschauungen der politischen Gewalt, welche sich durchaus nicht überzeugen lassen will, daß sie in der evangelischen Kirche ihre erste und vornehmliche Stütze finden muß, und daß namentlich auf socialem Gebiete jede Reform ohne die vorherige, sittliche Erneuerung des Arbeiterstandes ein Schlag ins Wasser ist.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß es Jahrzehnte schwerer Arbeit kosten wird, um die gottentfremdeten Massen der Arbeiterbevölkerung in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Die sittliche und sociale Krankheit, von welcher jene Glieder der Kirche ergriffen worden sind, wird die größte Sorgfalt, die aufrichtigste Hingabe, die mutigste Ausdauer der Kirche erfordern, und dennoch manche schmerzliche Narbe zurücklassen. Andrerseits darf aber auch nicht ein dumpfer Pessimismus von vornherein an jedem Erfolge verzweifeln. Die socialdemokratischen Arbeiter sind wirklich nicht so schlecht, als man

im allgemeinen glaubt, namentlich nicht in unserm biedern Sachsenvolke. Nur das Gefühl einer kränkenden Zurücksetzung und Vernachlässigung ist es vielfach, wodurch sie den Agitatoren in die Arme getrieben werden. Die meisten von ihnen sind harmlose Leute, weit entfernt, in die wilden revolutionären Anschauungen einzustimmen, die ihnen gepredigt werden. Sobald nur die Geistlichen sich wieder ernstlich ihrer annehmen, werden sie viele, offene Häuser und dankbare Herzen finden. Der Pfarrer ist fast der Einzige aus den gebildeten Ständen, der das Fühlen und Denken, die Leiden und Klagen, die Wünsche und Hoffnungen des gemeinen Mannes recht versteht. Die Erfolge Stöckers und andrer treuer Seelsorger beweisen, daß auch in den socialdemokratischen Massen ein gutes Wort noch immer eine gute Statt findet. Nur muß sich der Geistliche hüten, daß er nicht in den Fehler verfalle, der heute allerdings auch sehr oft begangen wird, nämlich den eigennützigen und fleischlichen Gelüsten des Pöbels zu schmeicheln. Der Geistliche, welcher etwa in das gangbare Geschrei über die blutsaugerische Tyrannei der Arbeitgeber einstimmt, ladet eine schwere Verantwortung auf sich. Seine Stellung zwischen den streitenden Parteien ist die der vollkommenen Neutralität. Es ist sehr nötig, den Arbeitern zu sagen, daß ihr Abfall vom Glauben, ihre Sittenlosigkeit, ihre wilde Genußsucht und ihr gedankenloser Leichtsinn weit mehr Ursache ihres Elendes sind, als etwa die vermeintlich gedrückten Löhne oder die harte Behandlung ihrer Herren. Mit Ernst und Würde stehe darum der Geistliche unter den Arbeitern als ein Verkündiger der süßen Botschaft von der wahren Freiheit der Kinder Gottes und dem ewigen Frieden im Reiche des himmlischen Königs, aber auch ein Schützer der heiligen Gottesordnungen in dieser Welt, freundlich wie eine Mutter und streng wie ein Offizier.

3. Kapitel.

Die kirchliche Sitte.

Ungezwungen werden wir von der Seelsorge zur kirchlichen Sitte geführt, insofern als die Pflege und Erhaltung dieser als eine Hauptaufgabe jener zu betrachten ist. Die kirchliche Sitte ist gewissermaßen ein Gesetz, welches ohne Buchstaben und Paragraphen, doch mit unaustilgbaren Zügen in die Tafeln der Volksseele eingeschrieben ist. Sie ist der beste Teil der Volkssitte; eine zarte Vereinigung des religiösen

Geistes mit dem Geiste des Volkstums, so mannigfaltig, wie das Geistes- und Gemütsleben der verschiedenen Volksgruppen selbst gestaltet, aber überall sinnig und köstlich, vom Hauche der Poesie durchweht und als ein teures Erbteil von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Die hohe, sociale Bedeutung der Volkssitte klar erkannt und eingehend dargestellt zu haben ist das unvergängliche Verdienst Riehls, dessen Bücher über die Familie, die bürgerliche Gesellschaft u. s. w. noch manche andre, besonders geistliche Feder veranlaßt habe, anmutige Schilderungen der Volkssitte aus ihrem besondren Kreise zu geben. So hat z. B. der vor kurzem verstorbene, evangelische Pfarrer Fronius eine sehr wertvolle Schilderung des siebenbürgischen Bauernlebens entworfen; ebenso hat ein thüringischer Landgeistlicher die Beobachtungen einer langjährigen, pastoralen Wirksamkeit unter den Landleuten in einer interessanten Schrift „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" zusammengefaßt. Diese Sittenschilderungen, welche dem Socialpolitiker ein äußerst wertvolles, leider bisher noch nicht genügendes Material seiner Studien darbieten, sind für die Lösung der socialen Frage von größerer Bedeutung, als viele weitausschauende, der Studierstube mühsam abgesessene, sociale Reformpläne gelehrter Universitätsprofessoren. Sie beweisen, daß auch bisher schon evangelische Geistliche fleißig an der socialen Frage mit gearbeitet haben, ohne vielleicht selbst von der Bedeutung dieser Arbeiten für die sociale Aufgabe unsrer Zeit ein völlig klares Verständniß zu besitzen. Aus unsrer sächsischen Landeskirche hat sich Diakonus Kaiser zu Lößnitz das Verdienst erworben, die kirchlichen Sitten einer Anzahl Gemeinden des Erzgebirges in einem gedrängten Vortrage der öffentlichen Kenntniß zugänglich zu machen. Derselbe hebt auch die sociale Bedeutung der kirchlichen Sitte hervor, indem er darauf hinweist, daß durch dieselbe den gebildeten Kreisen ein Einblick in das Denken und Fühlen des Volkes eröffnet und zwischen den sonst weit auseinander gehenden Denkweisen von hoch und niedrig eine religiöse und ästhetische Brücke geschlagen wird. Mit diesen völlig richtigen Bemerkungen ist jedoch der Wert der kirchlichen Sitte für unsre Frage noch keineswegs erschöpft. Ihre Hauptbedeutung liegt vielmehr darin, daß sie um das sittliche Bewußtsein des Menschen überhaupt eine schützende Schranke bildet, welche verhütet, daß die Gedanken und Bestrebungen des Herzens ins Plan- und Ziellose abgeführt werden. So lange der Mensch noch durch das Band der kirchlichen Sitte mit den ehrwürdigen Traditionen seiner Vorfahren und mit den festen Ordnungen der

Kirche verbunden bleibt, läuft er nicht Gefahr, die Beute jener Verführer zu werden, welche neue, wilde, umstürzlerische Ideen und lächerliche, phantastische Einbildungen in die unbewachten Herzen hineinschleudern. Es giebt darum keine wichtigere Aufgabe für die evangelische Kirche, als die ist, daß sie ihre schützende Hand über die ererbte, kirchliche Sitte halte, daß sie das Unkraut, welches sich hier und da eingenistet hat, vorsichtig beseitige und die Goldkörner guter, kirchlicher Gebräuche, die bereits von dem Schutt der Zerstörung bedeckt sind, wieder ans Licht hervorziehe.

Es ist ein unermeßlich reiches Feld, welches sich dem überraschten Blicke des Volksforschers hier eröffnet. Selbstverständlich kann hier nicht daran gedacht werden, den Leser in allen Gebieten desselben umherzuführen, um ihm jede Blüte christlicher Sitte zu zeigen, welche die Sonne des Evangeliums aus dem Naturboden des Volkslebens hervorgelockt hat. Es genüge deshalb, ihn auf die eben erwähnten Schriften zu verweisen, denen sich leicht noch eine Reihe nicht minder wertvoller Arbeiten an die Seite stellen ließen. Nur auf einige besonders wichtige Punkte der christlichen Volkssitte soll hier eingegangen werden, weil wir in der Verfolgung unseres Weges nicht wohl daran vorüber gehen können.

Die kirchliche Sitte faßt das ganze Thun und Treiben des Christenvolkes in den Rahmen einer von ewigen Gottesgedanken getragenen Ordnung. Sie umrankt den Tageslauf und den Kreis des Kirchenjahres mit ihrem frischen Grün, sie umgiebt das heitere Bild des Familienlebens mit einem Kranze köstlicher Immortellen und sie streut endlich in das Berufsleben des Menschen ihre duftenden Blüten hinein.

Von der frommen Sitte, welche des Christen täglichen Wandel umgiebt, zunächst einige kurze Bemerkungen.

Der Verfasser war eines Abends gelegentlich einer Alpenwanderung in dem Gasthof einer kleinen katholischen Stadt. Vom nahen Kirchturme mahnten die Glocken zum andächtigen Gebet. Alle Gäste, die im Wirtshause versammelt waren, der Pfarrer inmitten der Honoratioren, falteten alsbald die Hände und sprachen still ihren Abendsegen, begleitet von zahlreichen Bekreuzigungen. Unserm evangelischen Gefühl widerstrebt ein solches gottesdienstliches Ceremoniell an einem öffentlichen Orte, der vorwiegend dem irdischen Genusse dient, mitten unter fremden Leuten. Wir erinnern uns an das Wort unsers Heilandes: Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Tür

hinter dir zu. Allein dieser Gottesdienst in der Stille des Hauses, den unsre frommen Vorfahren mit großer Gewissenhaftigkeit gefeiert haben — ist er nicht heutzutage dem evangelischen Volke fast ganz verloren gegangen? Ja, sind nicht vielerorts, besonders in den großen Städten, die Morgen- und Abendglocken mit der Zeit recht stumm geworden? Ob sie sich mit ihren frommen Stimmen nicht mehr hervorwagen in den wilden Lärm des Erwerbslebens, wo die Maschine rasselt und die Dampfpfeife heult, oder ob das Glockenmetall gespart werden soll — wir können es nicht sagen. Daran kann leider niemand zweifeln, daß unser Tageslauf des religiösen Schmuckes mehr und mehr entleert worden ist. Es dürfte auch nicht so bald gelingen, in den protestantischen Familien am Morgen und am Abend einen förmlichen Hausgottesdienst wieder herzustellen. Wie Riehl richtig bebemerkt, gehört ein ungewöhnlicher Mut dazu, damit ein Hausvater seine hauspriesterliche Würde in diesem Stücke wieder zur Geltung bringe. Nach den Begriffen des heutigen Geschlechts ist eben die Kirche dazu da, um zu beten, und der Pfarrer, um das Wort Gottes zu verkündigen. Am meisten eingewurzelt ist wohl verhältnißmäßig noch die Sitte des Tischgebets; sie wieder allgemein zu machen dürfte also die erste Aufgabe einer auf die Wiederbelebung der kirchlichen Sitte gerichteten Thätigkeit sein. Ebenso findet man auch noch in vielen Häusern gute Erbauungsbücher, in denen die Mutter still ihren Morgen- und Abendsegen liest. Darauf wird also die Kirche vor allem denken müssen, an die noch vorhandenen Reste christlicher Sitte anzuknüpfen, das schwache zu stärken und das ersterbende neu zu beleben, um mit der Zeit auch das fernere und höhere Ziel zu erreichen.

Von den religiösen Sitten, welche den Festkalender der Kirche begleiten, sowie von denen, welche über die Berufsarbeit des Menschen einen idealen Zauber bereiten, wird später zu reden Gelegenheit sein. Hier sei nur noch der in der ganzen Christenheit üblichen, festgeordneten, kirchlichen Handlungen gedacht, und der damit verbundenen, christlichen Sitten, in denen das Christenleben überhaupt eine äußere, notwendige Form annimmt.

Wenn ein Kindlein das Licht der Welt erblickt hat, so beeilen sich fromme Christeneltern, die Geburt desselben ihrer Kirche kund zu thun, damit sie nun ihr segnendes Werk an ihm verrichte. Beim nächsten Gottesdienst wird der Gemeinde das fröhliche Ereigniß verkündet, damit sie ihre Dankgebete mit denen der glücklichen Mutter

vereinige, und fürbittend auch des Kindleins gedenke. Ein zweites Dankopfer steigt aus dem Schooße der versammelten Gemeinde zum Himmel empor, wenn die genesene Mutter zum ersten Male wieder den Gottesdienst besucht. Im Mittelpunkte aber aller dieser Bitten und Danksagungen, wie sie den Eintritt eines Menschenkindes ins Leben begleiten, steht der festliche Tag seiner heiligen Taufe. Mit tiefbewegtem Herzen schauen Eltern und Paten das Wunder der göttlichen Gnade, wie der kleine Erdenbürger, dessen Seele noch im Traume des unentfalteten Lebens befangen liegt, mit den Gaben des heiligen Geistes geschmückt und in die heilbringende Gemeinschaft der erlösten Christen aufgenommen wird. Das Glöcklein meldet mit hellem Ton die Kunde in allen Christenhäusern rings umher. Wenn die feierliche Handlung vollzogen ist, dann bezeugen die Paten dem Kinde ihre Liebe durch sinnige Geschenke und feiern im Hause des Neugetauften mit seinen fröhlichen Eltern und Geschwistern einen Tag reiner Festfreude.

So blüht die Sitte noch in wenigen, guten Häusern ehrbarer Bürger und Bauern — aber ach, wie ist sie in weiten Kreisen, namentlich der Arbeiterbevölkerung, so grausam entblättert worden. Die Kirche selbst hat in der Not der Zeit so manchen, schönen Gebrauch abgestreift. Die Danksagungen für die glücklichen Geburten sind in den Massengemeinden ebenso, wie die Dankopfer der ersten Kirchgänge der Wöchnerinnen in Wegfall gekommen. Natürlich können in einer Gemeinde von vierzigtausend Seelen nicht an jedem sonntäglichen Hauptgottesdienste die Namen von dreißig glücklichen Vätern verlesen werden. Wer sie wissen will, kann sie ja doch im Tageblatte finden, wo die standesamtlichen Nachrichten regelmäßig verzeichnet stehen. Eine gleiche Zurücksetzung hat sich die heilige Handlung selbst gefallen lassen müssen. Wenn die für öffentliche Taufen bestimmte Stunde am Sonntage herbeikommt, so umdrängen zwanzig, dreißig und noch mehr verschiedene Gevatterschaften den Taufstein. Der Pfarrer hält eine freie Rede, aber diese wird oft durch das Geschrei des einen oder des andern Kindes unterbrochen. Endlich ist die Taufhandlung vorüber. Vor lauter Drängen und Sorgen hat sich niemand recht erbauen können. Man fährt und geht wieder nach Hause — nicht, um dort einige stille Stunden mit einander zu feiern, nein, um das Kind hinzulegen und alsbald in eine Restauration oder auf einen Tanzsaal zu eilen. Dort mischt man sich unter die buntgemischte Gesellschaft, die nichts von der seligen Freude des Tages weiß, und bald

ist im Lärm der zügellosen Lust der letzte Eindruck der ernsten, kirchlichen Feier geschwunden. In manchen Großstädten sind die Tauf-verzögerungen in allen Ständen an der Tagesordnung. Dann sterben natürlich viele Kinder ungetauft, andre werden erst dann zur Taufe gebracht, wenn sie schon laufen können, andre empfangen erst nach mehrmaliger, ernstlicher Vermahnung des Stadtmissionars die Taufe, noch andere bleiben ganz ungetauft, bis sie zur Schule kommen, welche nun verlegen ist, ob sie diese ungetauften Kinder als Christen betrachten soll, oder nicht. Von hundert lebend geborenen Kindern bleiben in Berlin etwa funfzehn, in Bremen zehn Kinder ungetauft; ähnlich steht es auch in Hamburg. Wüßten unsre gebildeten Kreise, welche hohe, sociale Bedeutung der kirchlichen Sitte beiwohnt, wahrlich, sie würden der Kirche mehr als bisher ihre Teilnahme zuwenden, und dem Volke selbst ein besseres Beispiel geben. Wenn der arme Mann auf dem Dorfe hört, wie in der Kirche für sein neugeborenes Kind gebetet wird, da fühlt er sich stolz und glücklich darüber, daß die ganze, christliche Gemeinde seines besonderen Glückes gedenkt trotz seiner Armut. Und wenn das heilige Taufwasser über des Kindes Haupt ausgegossen wird, so meint er, es geschehe demselben eine größere Ehre, als wenn ihm eine Königskrone in die Wiege gelegt würde. Die vermögenden Bauern des Ortes schämen sich nicht, Patenstelle bei dem Neugebornen zu verrichten und unter der Form des Patengeschenks in zarter Weise den Eltern die durch den neuen Zuwachs der Familie entstandenen Sorgen zu erleichtern. Auch kehren sie beim Tauffeste gern in der Hütte des Tagelöhners ein, um sich von ihm eine einfache Bewirtung vorsetzen zu lassen. So lebt hier alles in Frieden und Eintracht, glücklich auch in der Armut; und wenn der Socialdemokrat kommt, und das Evangelium von der neuen, allgemeinen Glückseligkeit verkündet, da wird er ausgelacht.

Wie sehr der Eindruck der kirchlichen Handlungen durch die geschäftliche Art und die eilfertige Massenarbeit abgeschwächt wird, das ist gar nicht zu sagen. Erst dann hat der Mensch den vollen Genuß von der Weihe und dem Segen einer kirchlichen Handlung, wenn in ihm das Bewußtsein lebendig ist, daß sie eigens dazu vorgenommen wird, um seine besondere Freude zu heiligen. Mag darum immerhin in den hauptstädtischen Kathedralen die Taufe jener dreißig Kinder durch eine freie Rede ausgezeichnet werden — die einfache, agendarische Form in der Dorfkirche, welche bei jenem Tagelöhnerkinde gebraucht wird, hinterläßt doch eine tiefere Wirkung auf die Herzen der Eltern

und der Paten. Daß die höheren Kreise die Patenschaft bei armen Familien annehmen, wollen wir nicht unter allen Umständen billigen. Man weiß, wie oft der Gevatterbrief zum Werkzeug einer dreisten Bettelei gemacht wird. Dagegen darf der Liebesdienst der Patenschaft dann nicht zurückgewiesen werden, wenn das sittliche Band der Arbeit Höhere und Niedere mit einander verbindet. Keine Edeldame sollte sich schämen, das Kind ihres Kutschers, kein Fabrikant, das seines Arbeiters aus der Taufe zu heben, wofern er nicht grade über tausende von Arbeitern zu gebieten hat. In diesem Falle würde sich seine Pflicht nur auf die ihm näher stehenden Beamten und Vorarbeiter beschränken, während er den Arbeitern seine Teilnahme leicht durch eine Stiftung für Wöchnerinnen oder auf eine andere Weise bezeugen könnte.

Die Konfirmation wird oft über Gebühr hervorgehoben und zum Anlaß eines Prunkes gemacht, der zu dem Ernst dieser Handlung wenig paßt. Allerdings sollte die Kirche dafür sorgen, daß wenigstens jedes Kind in einem neuen, würdigen Kleide zum Altar treten kann, und sie sollte die Bekleidung armer Konfirmanden als eine Pflicht betrachten, die nicht anderen Kreisen überlassen werden darf. Um die Würde der Feier gebührend zu mehren, hat sie streng darauf zu achten, daß sich ja nicht etwa an dieselbe unpassende Lustbarkeiten, Massenspaziergänge der Kinder u. s. w. anknüpfen. Man weiß, für wie viele junge Christen der Tag der Konfirmation statt ein Tag des Heils ein Tag des Verderbens geworden ist. Manche Pfarrer pflegen wohl, um die erwähnten Uebelstände zu beseitigen, die Konfirmanden nebst ihren Eltern am Abend des Festes zu einer geselligen Vereinigung zu sammeln, um sie hier mit Gesängen und Vorträgen zu unterhalten. Allein wenn eine größere Zahl halbwüchsiger Burschen und Mädchen vereinigt ist, dann kommen sehr leicht allerhand Torheiten zu Tage. Ueberdies ist die Arbeit des Pfarrers grade zur Zeit der Konfirmation gemeiniglich so gehäuft, daß man ihm nicht zumuten kann, die Konfirmanden auch noch mit Vorträgen zu unterhalten. Und wer giebt ihm die Sicherheit, daß der gemeinschaftliche Spaziergang, den er am Palmsonntage durch die angestellte Abendunterhaltung verhinderte, nicht noch später am Gründonnerstag oder am Karfreitag ausgeführt wird? Das Richtige ist vielmehr, Eltern und Kinder wiederholt strenge zu vermahnen, daß der Konfirmationstag als ein Tag ernster Feier in der Stille des Hauses verbracht werde.

Die feierliche Verlobung der Liebenden mit Ring und Handschlag sollte die Kirche als ein Gebiet betrachten, um welches mit allem Eifer zu kämpfen sich sehr wohl der Mühe verlohnt. Wer da weiß, mit welchem Leichtsinn heutzutage in den Arbeiterkreisen Verlöbnisse geschlossen werden, der muß sich sagen, daß es unbedingt notwendig ist, das feierliche Versprechen wieder mit einem größeren, religiösen Ernst zu umgeben. Wenn die Herzen durch den Hammer des göttlichen Wortes zusammengeschmiedet werden, dann reißen sie nicht so leicht von einander, wie es heute bei diesem leichtsinnigen, treulosen Geschlecht geschieht. Der Verfasser lernte einmal einen großstädtischen Handwerksgesellen kennen, welcher ein Liebesverhältniß mit einer schmucken Köchin unterhielt. Das arme Mädchen hatte wohl ein Gefühl, als ob ihre beiderseitige Gemeinschaft erst einer gewissen, feierlichen Weihe bedürfe, um ehrbar zu sein. Deshalb drängte sie den Bräutigam, daß sie sich doch endlich einmal ordentlich verloben sollten. Nun, wenn Du das willst, antwortete er ihr, so kaufe ich die Ringe und die Geschichte ist gemacht. Wäre es hier nicht die Aufgabe der Kirche, zu zeigen, daß zu einer christlichen Verlobung allerdings noch mehr gehört, als der Wechsel der Ringe und der Klang der Gläser? Vielleicht aber wird man der Kirche den Rat geben können, daß sie zunächst den Versuch mache, sich zu den Verlobungsfesten der höheren Kreise einen Zugang zu verschaffen; denn man wird zugestehen müssen, daß dort ihre Wirksamkeit angesichts der zahlreichen, schnell wieder aufgelösten Liebesverhältnisse gleichfalls sehr notwendig erscheint. Eine neue Befestigung erhält dann der geschlossene Liebesbund durch die gemeinsame Feier des göttlichen Liebesmahles, welches die alte Sünde und Schuld, die sich störend zwischen die Herzen eindrängen könnte, hinwegnimmt, und Mut und Kraft verleiht, in jeder Anfechtung der Weltlust und der Trübsal treu bei einander auszuharren, nachdem der starke Held Jesus Christus als der Dritte in das heilige Bündniß aufgenommen worden ist.

Ueber die Trauung wäre unendlich viel zu sagen und zu klagen. Nur wenige wissen heute die richtige Mitte zu finden zwischen einem unpassenden, gespreizten Prunk und einer unwürdigen, kahlen Nüchternheit der Feier. Wir haben es erlebt, daß Braut und Bräutigam jeder besonders zur Kirche kamen und nach der vollzogenen Handlung sich ebenso wieder entfernten, um nachmittags ihrer gewohnten Beschäftigung nachzugehen, als hätte es sich etwa um eine Anmeldung auf dem Standesamte gehandelt. Nicht selten schreiten die Proletarier

im unsauberen Arbeitskittel zur Kirche, und die Zeugen folgen ihnen, die brennende Cigarre im Munde. Hier thut es ernstlich not, dem Volke die Gesetze des kirchlichen Anstandes wieder einzuprägen. Wer seine Trauung so behandelt, wie etwa den Abschluß eines Handelsgeschäftes, der ist sicher dem Herzen nach ein Socialdemokrat, wenn er auch nicht in die Parteilisten eingeschrieben wäre.

Wenn das göttliche Leben der Christen durch das Sakrament der heiligen Taufe geboren worden ist, so wird es durch die Gaben des gesegneten Brodes und des gesegneten Kelches erhalten und gefördert. Eine regelmäßige Feier des heiligen Sakramentes ist darum von der größten Wichtigkeit; ohne dieselbe würden die zarten Lebenskeime des religiösen Geistes, welche in der heiligen Taufe gepflanzt und durch treuer Eltern und Lehrer Hand gepflegt, in der Gemeinschaft der christlichen Kirche unter den Segensströmen der Gnadenmittel ausreifen sollen, allmählich wieder ersterben. Je ärmer und mühseliger aber das irdische Leben ist, um so höher ist der Schatz des geistlichen und himmlischen Lebens anzuschlagen. Die Tischgemeinschaft mit dem König aller Könige ist für die Geringen, Armen und Geplagten eine Ehre, um derentwillen sie leicht ihre Armuth und Niedrigkeit vergessen. Die Lebenskraft des himmlischen Mahles flößt ihrem bedrängten Herzen eine solche Stärkung ein, daß es mit frischem und fröhlichem Mute den harten Kampf der irdischen Sorgen erträgt. Wenn schon aus diesen wenigen Andeutungen die hohe, sociale Bedeutung einer regelmäßigen Abendmahlsfeier klar erhellt, so tritt dieselbe dann vollends in das glänzendste Licht, wenn man bedenkt, daß das heilige Abendmahl das Mahl der Liebe und innigsten Lebensgemeinschaft aller fröhlichen Christenleute ist. Die Liebesgewalt dieses heiligen Mahles ist es gewesen, welche die ersten Christen in Jerusalem bewog, ihre Reichtümer mit den Armen und Dürftigen willig zu teilen; diese Liebesgewalt ist es heute noch, welche um Reich und Arm, Vornehm und Gering ein schönes Band der Gemeinschaft schlingt, so daß sie alle irdischen Unterschiede darüber vergessen, und sich allesammt fühlen wie Kinder Eines Vaters im Himmel, Brüder und Schwestern Eines Heilandes, eine fröhliche und selige Gottesfamilie. Wer diese Thatsachen unbefangen überdenkt, und dabei zugleich hört, daß die Zahl der Abendmahlsgäste in Leipzig-Land 20 %, in Berlin 14 %, in Kiel 10 % und in Hamburg 6 % aller Gemeindemitglieder beträgt, der begreift, daß in den genannten Orten fast die ganze Arbeiterschaft socialdemokratisch gesinnt ist. Das heilige Mahl der Liebe verfehlt

niemals seine versöhnende Wirkung, auch dann nicht, wenn es der arme Mann nicht in der fröhlichen Gemeinschaft von Nachbarn und Freunden feiern kann. Welch ein Licht himmlischer Freude verklärt das bleiche Antlitz des kranken Mannes beim Anblick des Seelsorgers, der mit den Gaben des heiligen Sakramentes ausgerüstet zu ihm in die düstre Stube hereintritt! Da dünkt's ihm, als wäre er doch nicht völlig verlassen und verstoßen, und als wäre doch nicht eben jeder, der einen vornehmen Rock trägt und keine Schwielen an den Händen hat, ein Blutsauger oder Tyrann, wie er's in der Parteiversammlung so oft hat hören müssen. Und wenn dann das ernste Wort des Geistlichen von der Vergebung der Sünde redet und von dem Ende alles irdischen Wehes droben im Lande der Freiheit und der Erlösung, da fühlt er den seligen Friedenshauch des Paradieses seine geplagte Seele umwehen. Das ist denn doch noch eine andere Hoffnung, als die Hoffnung auf den vollkommenen Zukunftsstaat, wo jeder essen und trinken kann, so viel er will, und gar nicht viel zu arbeiten braucht — ja, was nützt denn die ganze Erdenherrlichkeit, wenn man nun sterben muß? Und die Angehörigen, welche tränenden Auges der heiligen Feier beiwohnen, kommen nun auch zu der Erkenntniß, daß es schöner sei, wie andere fromme Christenleute die freundlich dargebotene Gnadenhand des lieben Heilands anzunehmen, welcher der ärmste gewesen ist unter allen Menschen und doch auch zugleich der freundlichste und reichste, statt so gottlos in den Tag hineinzuleben und auf ein Schlaraffenland zu warten, welches immer verheißen wird und niemals kommt.

Endlich das Begräbniß. Vielleicht sind auf keinem Gebiete der kirchlichen Sitte die Versäumnisse der Kirche so beklagenswert und unheilvoll, wie auf diesem. Daß auf den großstädtischen Kirchhöfen, namentlich bei Kinderbeerdigungen, die Massenarbeit die Regel ist, darüber wollen wir weiter kein Wort verlieren. Ein Glück noch, wenn die Toten überhaupt mit kirchlichem Segen zur Erde bestattet werden. In manchen Großstädten verscharrt man Kinder und arme Leute beinahe wie einen toten Hund. In Berlin werden jährlich etwa 20,000 Tote ohne geistliche Begleitung beerdigt, in Bremen und Hamburg beträgt die Zahl der Verstorbenen, über deren Grabe der Geistliche den Segen spricht, noch nicht 50 %. Da hält denn nicht selten der Socialdemokrat dem geschiedenen Genossen die Leichenpredigt, und die Andern werfen ihm Kränze mit roten Schleifen in das Grab. Ueberhaupt ist es wunderbar, wer heutzutage sich das Recht anmaßt,

auf dem Gottesacker zu reden: Freimaurer, Turner, Schützen, sogar Frauen. In einer sächsischen Großstadt ist es vorgekommen, daß der Vorsitzende eines Ruderklubs dem Genossen, der bei einer tollen Wettfahrt ertrunken war, die Leichenrede hielt. Wenn solcher Unfug geduldet wird, dann wird man erleben, daß die Achtung und die Ehrfurcht des Volks vor der Begräbnißfeierlichkeit bald völlig schwindet. Das Beispiel eines rühmenswerten Mutes gab ein berliner Geistlicher. Als sich eine Anzahl Rauchklubs herausnahm, ihre Fahnen mit allerlei lächerlichen Namen um das Grab her aufzupflanzen, da wies er sie mit Entschiedenheit zurück, ohne sich durch das Toben der pöbelhaften Gesellschaft beirren zu lassen. In der That — daß man hier ja nicht mit zweierlei Maße messe! Die Rede von Laien an den Gräbern soll stets an die Erlaubniß des Geistlichen gebunden sein, und diese Erlaubniß soll nur dann erteilt werden, wenn das sittliche Band der Verwandtschaft oder der gemeinsamen Berufsarbeit den Verstorbenen und den Redner verband. Privatvereinigungen haben an den Gräbern kein Recht; und wenn der Socialdemokrat, der seinem geschiedenen Genossen ein paar Worte des Andenkens ins Grab nachruft, dafür Monate lang hinter Schloß und Riegel büßen muß, wer giebt dann dem Freimaurer das Recht, an einer christlichen Stätte sich mit den abgeschmackten Ceremonien seines Geheimbundes breit zu machen? Unter den Cypressen und Kreuzen hat nur das Wort Gottes eine Stätte. Kann der Pfarrer die Reden von Klubleuten und Vereinen nicht hindern, dann soll er seine eigene Begleitung verweigern. Entweder Ihr oder wir! Wenn die unsterbliche Seele eines heimgegangenen Jüngers in die ewigen Hütten des auferstandenen Lebensfürsten eingeht, dann kann sie nicht zugleich in „die höhere und mehr erleuchtete Loge" ihren Einzug halten.

Tränen des Schmerzes und der Entrüstung könnte man vergießen über die rohen und gottlosen Festlichkeiten, welche heutzutage von der jeder Bildung baren Masse an die Begräbnißfeierlichkeiten geknüpft werden. Was ist über die sonst üblichen Leichenschmäuse der Bauern von empfindsamen Städtern gezetert worden! Der Verfasser hat mehrfach Gelegenheit gehabt, derartigen, bäuerlichen Leichenessen beizuwohnen, und er muß zugestehen, daß sein Gefühl fast niemals durch eine Unschicklichkeit oder Rohheit gestört worden ist. Nach bäuerlichen Begriffen würde man dem verstorbenen Großbauern geradezu seine Ehre abschneiden, wollte man nicht sein Begräbniß mit dem herkömmlichen, feierlichen Leichenschmaus auszeichnen. Zudem ist doch offenbar, daß die Verwandten und Freunde,

welche im stattlichen Landauer oder im leichten berner Wagen aus ziemlicher Ferne herzugeeilt sind, nicht ohne eine Beköstigung wieder von dannen ziehen können. Der feierliche Leichenschmaus in einer gutgesitteten Bauernschaft steht nicht mit dem ernsten Grabgange in Widerspruch; denn eine strenge Sitte wehrt allem, was Weltlust oder Uebermut oder Schwelgerei heißen könnte. Im ernsten Bann des Totenhauses wagt keiner der Gäste, eine ausgelassene Lustigkeit zu zeigen, oder unpassende Scherze zu treiben. Und eine festgeordnete Speiseregel unterscheidet das ernste Leichenmahl sehr genau von dem lustigen Taufschmause. Sollte aber das empfindliche Gewissen des modernen Bildungsmenschen immer noch Zweifel hegen, ob denn auch wirklich Gräupchen und Schweinefleisch mit Palmenzweigen und Totenklagen ohne Anstoß vereinigt werden können, dann mögen ihm die feierlichen Gesänge und Gebete zu Anfang und Schluß des Mahles beweisen, daß es sich hier wirklich um eine feierliche Ehrenpflicht und nicht um ein üppiges Festgelage handelt.

Beobachte man daneben nur einmal, wie Handwerksgesellen und Fabrikarbeiter ihre Leichenbegängnisse feiern. Oft kreist schon die Schnapsflasche, ehe nur der Sarg seinen feierlichen Grabgang angetreten hat. Scherzend und lachend ziehen die Mitglieder des Vereins hinter ihrem toten Genossen her; haben sie doch im Verein überhaupt niemals etwas anderes gethan, als gescherzt und gelacht. Ueber dem offenen Grabe wird die Fahne gesenkt, deren oft ärgerliche und lächerliche Symbole das Gefühl jedes ernsten Christen beleidigen müssen. Sobald der letzte Klang der Leichenfeierlichkeit vorüber ist, dann rückt man ins Wirtshaus hinein, oft mit klingendem Spiel; hier versetzt alsbald die dampfende Bowle oder das schäumende Leichenfäßchen die Gesellschaft in die belebteste Stimmung. Kommt dann der Fremdling in die Stadt und hört den lauten Schall und den Gläserklang, so fragt er wohl erstaunt, was denn da für ein Fest gefeiert werde? Allgemach schlendert einer nach dem andern, geschmückt mit der stolzen Vereinsuniform, durch die Straßen der Stadt wieder seiner Werkstatt zu. Die Trauergesellschaft versammelt sich übrigens auch oft noch am Abend in einem separaten Zimmer des Wirtshauses, um bei Bier und Tabaksqualm Leichengesänge anzustimmen; und wenn es dann etwa passiert, daß dieser oder jener aus der angestimmten Melodie herausfällt, so wird dieser Mißklang mit einem schallenden Gelächter begrüßt.

Wenn aber die Rohheit, Gemeinheit und Genußsucht nicht einmal mehr vor dem Ernst der Ewigkeit zurückscheut, der ihr aus den offenen

Gräbern entgegenweht, dann ist die Revolution sicher im Anzuge. Man erinnert sich, daß Paris eine Zeit gesehen hat, wo die Gefängnisse der Stadt die Sammelpunkte des geistsprühenden Gespräches und prickelnden Scherzes waren. Das geschah damals, als der Konvent die Häupter zahlloser Edelleute unter das Beil der Guillotine legte. Es war zur vornehmen Sitte geworden, scherzend und lachend in den Tod zu gehen; es schien, als ob der finstere Tyrann alle seine Schrecken verloren habe. Damals ist auch die „Witwe Capet" dem mörderischen Beil verfallen und um 25 Franken auf öffentliche Kosten beerdigt worden. Wer also danach verlangt, Aristokratenblut fließen zu sehen und Königshäupter fallen, der mag die amüsanten Leichenbegängnisse, wie sie heute gäng und gäbe sind, nur recht kräftig unterstützen. Wir kennen eine Gegend, in welcher Jahrzehnte lang nicht eine einzige socialdemokratische Stimme abgegeben worden ist. Da hörten wir, daß es neuerdings dort Sitte geworden sei, bei Leichenschmäusen Witze zu reißen und Karte zu spielen. Und siehe, als der nächste Wahltag kam, da trug beinahe die Hälfte aller abgegebenen Stimmen die rote Farbe. Es kann ja auch gar nicht anders sein. Wenn der Leib eines guten Freundes der Erde übergeben wird, weil die lebendige Seele ihn verließ, und es geht nachher im Kreise der Genossen zu wie bei einem Schlachtfeste, dann ist es allerdings das vernünftigste, das bischen Leben sich so angenehm wie möglich zu machen: „lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot". Freilich, um dieses Ziel zu erreichen, ist es vorerst nötig, daß die Pasteten und der Champagner der reichen Leute Gemeingut werden. Andrerseits aber giebt es keine Gewalt, welche die socialdemokratische Lehre von dem allgemeinen Paradies auf Erden so gründlich zerstörte, als die ernste Predigt von dem furchtbaren Todesgeschick, welches um der Sünde willen an allen Menschenkindern ohne Unterschied des Standes und Vermögens sich erfüllt, und von dem Tage des Gerichts, wo einem jeden sein Urteil gesprochen werden wird für alle Ewigkeit nach dem, wie er gehandelt hat bei Leibes Leben, gleichviel ob er ein Essenkehrer oder ein Minister gewesen ist. Die Kirche sollte alles daran setzen, um den Eindruck ihres ernsten Totenzeugnisses vor der Zerstörung durch unpassende und gemeine Lustbarkeiten zu schützen. Wenn sie aber erst ihren Einfluß im Trauerhause und auf dem Gottesacker verloren hat, dann darf sie sich sagen, daß ihr heiliger Bau überhaupt nicht mehr fest steht in den Tiefen des Volkslebens, nachdem die wichtigsten Säulen desselben hinweggerissen worden sind.

Leider hat sie selbst mit einer Gleichgiltigkeit gegen die äußere Form, die sich nunmehr bitter rächt, thatenlos zugeschaut, wie ein Gebiet ihrer Herrschaft nach dem andern in fremde Hände übergegangen ist. Die Begräbnißgesellschaften haben sich des ganzen, heiligen Schmuckes bemächtigt, womit fromme Liebe und christlicher Glaube die Beerdigung des Dahingeschiedenen zu umgeben pflegen: des Leichentuches, des Leichenwagens, des Krucifixes, des Choralgesanges. Sogar der Gottesacker ist nicht mehr Eigentum der Kirche. Man kann also heute ein ziemlich vollständiges, christliches Begräbniß haben, ohne mit der Kirche überhaupt nur in Berührung zu kommen. Wenn nun die Kirche sich beklagt, daß ihre Gaben und Segnungen so gar wenig mehr begehrt werden, so ruft man ihr höhnisch entgegen: „was kannst du armer Teufel bieten?“ Die Beerdigungsgesellschaften sichern denn auch die besten Opfer, welche die Ueberlebenden dem Dahingeschiedenen darbringen und lassen der Kirche das Nachsehen übrig. So bleibt ihr allerdings, wenn sie bei dem feierlichen Leichenbegängniß nicht ganz unbeteiligt sein will, oft nichts andres übrig, als ihr evangelisches Zeugniß unentgeltlich darzubieten, freilich nicht, ohne es auch unter dieser Bedingung noch zuweilen zurückgewiesen zu sehen. Darüber gerät sie dann natürlich wieder in eine solche Finanznot, daß sie sich gezwungen sieht, ihre Arbeit möglichst zu sparen, und bei den Begräbnissen ihrer zahlreichen Toten das famose, summarische Verfahren einzuschlagen. Ja, als ob es um jeden Preis zu verhüten gälte, daß sich ein persönliches Band zwischen dem Geistlichen und der trauernden Familie bilde, läßt man in manchen Großstädten die Geistlichen reihum auf allen Kirchhöfen der Stadt amtieren. So tritt der Pfarrer zur bestimmten Stunde seinen Gottesackerdienst an, ohne zu wissen, wem seine ernsten Betrachtungen, wem seine tröstenden Worte gelten werden. An eine Berücksichtigung persönlicher Verhältnisse, auf welche doch bekanntlich grade beim Leichenbegängniß eine so gespannte Aufmerksamkeit gerichtet wird, ist unter diesen Umständen gar nicht zu denken. Wer die bäuerlichen Verhältnisse kennt, der weiß, daß der Gedanke, was wohl der Pfarrer dereinst am Grabe sagen werde, einen außerordentlichen Einfluß auf das Thun und Treiben der Landleute ausübt. Es wäre doch schrecklich, wenn in der Leichenrede etwa angedeutet würde, der Entschlafene sei ein seltener Gast des Gotteshauses oder des heiligen Abendmahls gewesen, oder er habe der Trunksucht oder einem andern Laster gehuldigt. Welche Ehre dagegen, wenn der von der Kanzel verlesene

Lebenslauf auch das ehrbare Leben und den christlichen Tod des Heimgegangenen wird rühmen können! Wir kennen Leute, welche noch ganz genau wissen, was der Pfarrer am Grabe dieses oder jenes Nachbarn vor zehn Jahren gesagt hat. Die Kirche sollte niemals versäumen, sobald es sich um das Begräbniß eines Erwachsenen handelt, wenigstens mit einigen Worten auf seine besonderen, persönlichen Verhältnisse einzugehen; sie übt damit einen ungeheuren Einfluß auf die sittliche Haltung ihrer Glieder aus. Noch immer steht das Zeugniß des Geistlichen am Grabe hundert mal so hoch, wie das Zeugniß jedes andern Menschen. Der Arbeiter der Großstadt allerdings braucht sich vor diesem Zeugniß zumeist nicht zu fürchten. Was weiß der Pfarrer von seinen Kirchgängen und seinen Abendmahlsfeiern? Und wenn eine Rede etwa auf drei Tote zugleich passen soll, so kann sie offenbar nicht von einem insbesondre handeln. Unter solchen Umständen thut man freilich besser, sich von dem Parteigenossen einen Nachruf widmen zu lassen; der kennt die Leiden und Kämpfe und Siege seines entschlafenen Freundes ganz genau.

Der Leser wird freundlich gestatten, daß wir noch ein wenig weiter Umschau halten auf dem Felde, welches wir betreten haben. Allenthalben bemerken wir eine furchtbare Verwüstung des ehedem so treu gepflegten Blütengartens der christlichen Sitte. Die Uebergeistlichkeit und Gleichgiltigkeit der Kirche gegen die äußere Form hat dem ausgeprägten Individualismus unsrer Zeit eine Koncession nach der andern gemacht, so daß es fast unmöglich erscheint, dem erstorbenen kirchlichen Geiste eine neue Lebenskraft einzuflößen. Und vielleicht ist die ehrwürdige, kirchliche Sitte nirgends in dem Maße dem alles vernichtenden Zeitgeiste zum Opfer gefallen, wie in Mitteldeutschland. Diese traurige Thatsache wird durch hundert anscheinend geringfügige Umstände bestätigt. Ehedem mußte z. B. auf den Königlichen Hofbühnen zu Dresden an den ersten Feiertagen der drei hohen Feste das Theaterspiel ruhen; ebenso durfte an diesen Tagen keinerlei Konzertmusik stattfinden. Heute hat sich der Weltgeist bereits so breit gemacht, daß die hohen Feste nicht mehr mit Glockengeläut und Gottesdienst, sondern mit dem Morgenkonzert eingeleitet werden. Wir kennen eine Kirche, in welcher niemals zum ersten Osterfeiertag oder zum ersten Pfingstfeiertag das heilige Abendmahl gefeiert werden kann, weil in der hierfür gebräuchlichen Stunde in der Restauration daneben Morgenkonzert stattfindet. Der Verfasser weiß sich aus seiner Jugend zu erinnern, daß man es streng vermied, am Bußtag, am Totenfeste

oder am Charfreitag Karte zu spielen. Wer jedoch heute an einem dieser Tage etwa einen Ausflug nach den Vororten von Leipzig macht, der findet in allen Wirtshäusern fleißige Kartenspieler. Ja, am ernsten Bußtage fährt sogar fast das halbe Sachsenland hinüber nach Altenburg, um dort dem großen Spielfeste beizuwohnen, wenn an dreihundert Spieltischen volle sechsunddreißig Stunden lang um die blanken Taler die Karten geschlagen werden. Es gab ehedem auch lokale Bestimmungen, welche für diejenigen Tage, wo in der Kirche das heilige Abendmahl gefeiert wurde, die Tanzmusik im Wirtshause untersagten. Ueber diese „mittelalterlichen Reste hierarchischen Zwanges" sind wir natürlich längst hinaus. Von den heilsamen Schranken, welche ehedem um die christliche Sitte aufgerichtet waren, fällt eine nach der andern, und zwischen den Trümmern der zu Boden gestürzten Ordnungen sproßt allenthalben die Giftpflanze der Socialdemokratie hervor.

Doch genug von diesem Gegenstande. Davon hat der Leser sich nun wohl überzeugt, daß die kirchliche Sitte einen gradezu unmeßbaren Einfluß in socialer Richtung ausübt. Wenn die Kirche nicht mehr in der kirchlichen Sitte eine zuverlässige Handhabe ihrer Wirksamkeit besitzt, dann wird sie trotz der glänzenden Reden und trotz der tiefen Wissenschaft ihrer Vertreter niemals einen volkstümlichen Charakter tragen. Und daß sie leider die enge Fühlung mit dem Volksleben schon vielfach eingebüßt hat, wird durch den oft wiederholten, leicht vollzogenen Austritt aus der Kirche offenbar. In einem ächten Bauerndorfe von guter alter Art ist der Austritt aus der Kirche beinahe unmöglich. Die kirchliche Sitte ist so eng mit der Volkssitte verwachsen, daß derjenige, der sich von der Kirche getrennt hat, fast wie ein Ausgestoßener und Verfehmter unter seinen Nachbarn steht. Schon mancher, der die Kirche mied, weil er sich vielleicht mit dem Pfarrer gezankt hatte, ist alsbald wieder reumütig in ihren Schoß zurückgekehrt, nachdem er erfahren, daß eine Verfeindung mit der Kirche doch allzuviel Verdruß, Unannehmlichkeit und Aergerniß nach sich zieht. Ehe also die Kirche hoffen kann, der Socialdemokratie einen merklichen Abbruch zu thun, ja, ehe sie nur ernstlich mit ihrer katholischen Nebenbuhlerin in die Schranken zu treten wagen darf, muß sie erst dafür sorgen, daß sie durch Neubelebung und Reinigung der kirchlichen Sitte wieder eine feste Position im Volksleben gewinne.

4. Kapitel.

Die Kirchenzucht.

Das letzte Kapitel, welches den Versuch machte, dem Leser die sociale Bedeutung der kirchlichen Sitte vor Augen zu führen, hat ihn zugleich von einer zweifachen Thatsache überzeugt. Einmal nämlich ist es sicher, daß der Kirche ein tiefgehender Einfluß auf die sittliche Haltung des Volkes so lange gesichert ist, als sie die Sitte desselben noch mit ihren heiligen Gedanken und Ordnungen beherrscht, und zum andern kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die altehrwürdige christliche Sitte bereits allenthalben zerbröckelt und zerfällt, ja, daß sie hier und dort von der rohen und gemeinen Unsitte schon völlig überwuchert ist. Welch eine wichtige Aufgabe liegt der Kirche also ob, wenn sie die kümmerlichen Reste der religiösen Volkssitte zu erhalten sich bemüht! Indem sie aber daran ging, um die bedrohten Heiligtümer eine schützende Schranke aufzurichten, sah sie sich gezwungen, gegen die Verächter und Zerstörer der kirchlichen Sitte gewisse Verteidigungsmaßregeln zu gebrauchen, welche unter dem Namen der Kirchenzucht begriffen werden.

Wenn wir jetzt wagen, von der Kirchenzucht zu reden, so wissen wir recht wohl, daß das blose Wort schon zureicht, um den liberalen Philister heutigen Schlages in Aufregung zu versetzen. Hierarchie, Muckerei, protestantisches Papsttum — so lauten die Schlagworte, welche in Einem Augenblick hageldicht gegen des Verfassers Haupt geschleudert werden. Allein er muß bitten, daß man sich durch dieses wütende Gekläff nicht stören lasse, sondern nach wie vor seinen Ausführungen die gewohnte, freundliche Aufmerksamkeit schenke.

Zunächst ist es wohl sicher, daß die Kirche ebenso eine besondre Gemeinschaft und Ordnung darstellt, wie etwa die Familie oder die Schule oder auch sonst irgend eine Vereinigung, welche ihre besonderen Ziele und Aufgaben verfolgt. Nun aber kann keine Gemeinschaft auf Erden, mag sie heißen, wie sie wolle, ihrer Aufgabe gerecht werden, wenn sie nicht ihren Gliedern gewisse Pflichten aufbürdet. Derjenige nun, welcher seine Pflichten wissentlich verletzt, muß die geordnete Strafe über sich ergehen lassen, die im äußersten Falle bis zum völligen Ausschluß des Ungehorsamen und Treulosen sich verschärft. Ohne diese Ordnung und Zucht würde jede Gemeinschaft unrettbar der Auflösung verfallen. Kann doch nicht einmal ein Kegel- oder

Turnklub bestehen, wenn nicht gegen die Uebertreter der Statuten gewisse Strafen festgesetzt werden — wie sollte denn eine so hohe und erhabene Gemeinschaft, wie die Kirche, Bestand haben, sofern sie nicht auch gegen ihre Verächter und Zerstörer gewisse Zuchtmittel in Anwendung brächte? Die Kirche ist eine sittliche Ordnung. Sie verfolgt den Zweck, ihre Glieder zur Frömmigkeit und Heiligkeit eines göttlichen Lebens zu erziehen. Dabei weiß sie allerdings zugleich, daß dieses Ideal hier auf Erden überhaupt niemals erreicht werden kann; ja, eben ihre Ordnungen sind vornehmlich dazu geschaffen, um die Sünder, welche von Gottes Wegen abgewichen sind, immer wieder auf dieselben zurückzuführen. Nicht in einem heiligen, vollkommenen, sündenreinen Leben also besteht die Pflicht des Christen gegen seine Kirche — er würde ja diese Pflicht niemals erfüllen können — sondern vielmehr in der willigen Hingabe an die kirchlichen Ordnungen und in dem fleißigen Gebrauch ihrer Gnadenmittel. So lange er dieser Pflicht treu bleibt, kann auch die Kirche ihre segensreichen Einflüsse an ihm wirken lassen; sobald er sie vernachlässigt, wird er der Einwirkung der Kirche entzogen. Dazu kommt, daß die Mitgliedschaft der christlichen Kirche überhaupt nur aus einer genauen Beobachtung der äußeren, kirchlichen Ordnungen erkannt werden kann. Indem wir unsern Ehebund weihen lassen durch die Hand des Geistlichen, indem wir unsre Kindlein zur heiligen Taufe bringen, indem wir das heilige Abendmahl feiern, beweisen wir uns als Christen. Wer dieses alles unterläßt, wie unterscheidet sich ein solcher noch von dem Juden und dem Heiden? Etwa durch seine bürgerliche Rechtschaffenheit? Die ist bei Juden und Heiden auch zu finden. Oder durch seine christliche Weltanschauung im Herzen? Die kann die Kirche nicht sehen; sie muß vielmehr ihre Stellung zu dem einzelnen nach den äußeren, sichtbaren Thaten richten. Hieraus geht also klar hervor, daß die Kirche ihre Zuchtmittel gegen diejenigen anwendet, welche die geordneten, kirchlichen Sitten und Pflichten verachten.

Worin bestehen nun die Zuchtmittel der Kirche? An Leib und Leben oder am irdischen Gut ihrer Glieder darf sie sich nicht vergreifen. Ihre Zuchtmittel müssen vielmehr durchaus im Rahmen ihres besonderen Gebietes bleiben. Sie bestehen nur darin, daß sie die Ehrenrechte, welche sie den treuen und gehorsamen Gliedern verliehen hat, den ungehorsamen und untreuen wieder entzieht. Gefängniß oder Geldstrafe hat kein Kirchenverächter von der Kirche zu erwarten, wohl aber muß er es sich gefallen lassen, daß er vom Tisch des Herrn

zurückgewiesen, daß ihm das kirchliche Wahlrecht entzogen und die kirchliche Beerdigung verweigert wird.

Wer der Kirche das Recht der Kirchenzucht in dem von uns angedeuteten Umfange abspricht, dem fehlt überhaupt das Verständniß für Wesen, Aufgabe und Beruf der Kirche. Daß aber selbst christlich gesinnte Laien die Notwendigkeit einer geregelten Kirchenzucht anerkannt haben, mag folgende Stelle aus Riehl „Land und Leute" beweisen.

„Kirchenregiment und Kirchenzucht — wie altmodisch sind uns diese jetzt wieder ganz modernen Begriffe noch vor zehn Jahren erschienen! Viele hielten dies gerade für das beste an dem damaligen Protestantismus, daß er vom Kirchenregiment sehr wenig mehr wußte und von der Kirchenzucht gar nichts. Und das große Publikum klatschte diesem Beifall. Als dasselbe unsterbliche, große Publikum den Worten des Atheners Phocion Beifall geklatscht hatte, fragte derselbe bekanntlich erschrocken seine Freunde: ob er denn eine Dummheit gesagt habe?

Eine Kirche ohne Kirchenregiment und Kirchenzucht ist gleich einem Staatsorganismus ohne Vollzugsgewalt. Die Einbildung, daß die Summe der politischen Freiheiten durch eine möglichst schwache Vollzugsgewalt gesichert werde, ist seit einigen Jahren doch aus vielen Köpfen gründlich ausgetrieben worden. Die Konsequenz für das kirchliche Gebiet wollen aber noch die wenigsten anerkennen. Der Calvinismus mit seiner Presbyterialverfassung, als der freiesten Form im protestantischen Kreise hat von jeher die strengste Kirchenzucht gehabt. Im Gegensatz zur Konsistorialkirche wie zur römischen Hierarchie ist er republikanischen Charakters; darum bedurfte er der schärfsten Vollzugsgewalt. Wer sich als Glied eines öffentlichen Verbandes weiß, der muß diesem Verbande doch naturgemäß möglichst viel Macht und Einfluß wünschen. Es gehört zu den seltsamsten Widersprüchen, daß gegenwärtig noch immer so viele Glieder der Kirche nichts lieber sehen, als wenn diese ihre eigene Gemeinschaft möglichst wenig Macht besitzt, und beileibe keine Vollzugsgewalt."

Man muß bedauern, daß diese seltsame Meinung, als ob dies das beste am Protestantismus wäre, daß er vom Kirchenregiment sehr wenig und von der Kirchenzucht gar nichts mehr weiß, sogar von einigen protestantischen Konsistorien selber geteilt wird. So fragt z. B. der Evangelische Oberkirchenrat von Baden in seinem Bescheid über die Landessynode von 1886 mit vornehmem Pathos: „Hat denn

in den Zeiten, welche die kirchlichen und sittlichen Pflichten mit Zwangsmaßregeln umgaben, wirklich mehr Frömmigkeit geherrscht als da, wo die Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen und der Gemeinde auf den Plan gerufen wird? Ist denn in kirchlichen Gemeinschaften, welchen alle möglichen Mittel der gesetzlichen Zucht zu Gebote stehen, das Volk religiöser und sittlicher als unter dem Panier der evangelischen Freiheit"? Aehnliche Stimmen hat man auch in Sachsen zuweilen gehört; allein die Beweise, welche hier gegen die Kirchenzucht ins Feld geführt werden sollen, sind doch nicht stichhaltig. Ob die Frömmigkeit und die Religion besser unter der Kirchenzucht oder unter dem Panier der Freiheit gedeiht, das läßt sich allerdings nicht gut ziffermäßig entscheiden. Ist doch die Gelehrtenzunft noch nicht einmal darüber einig, ob die Welt im Lauf der Zeit immer besser oder immer schlechter wird. Man weiß, daß ein Mann wie Rousseau allen Ernstes das Letztere behauptet hat. Nach dieser Logik dürfen wir also die ganze Kirche fallen lassen — denn wenn es ihr nicht gelingt, die Menschheit sittlich zu bessern, wozu ist sie dann überhaupt noch vorhanden? Wer indeß seiner Kirche wirklich wohl will, der weiß, daß Ordnung ohne Zucht gar nicht bestehen kann; und Ordnung müssen wir auch in der evangelischen Kirche bei aller Anerkennung der protestantischen Freiheit durchaus verlangen.

Wenn wir in der Kirchenzucht einen Schutz der kirchlichen Sitte und Ordnung und einen Damm gegen die kirchliche Verlotterung erblicken müssen, so bildet sie zugleich auch einen Schild der Verteidigung gegen fremde Religionsgemeinschaften. Namentlich werden die Ehebündnisse und die Taufen der Kinder gern von der katholischen Kirche benutzt, um auf Kosten der evangelischen Kirche Propaganda zu machen. Neben der Weckung des evangelischen Bewußtseins durch die Predigt und Seelsorge besitzt die Kirche kein andres Mittel, um diese Einfälle abzuwehren, als daß sie diejenigen ihrer Glieder, welche ihr evangelisches Bekenntnis leichtsinnig preisgeben, unter ihre kirchlichen Zuchtmittel stellt.

Durch diesen Umstand ist denn auch die Frage entschieden, von wem die Ordnung der kirchlichen Zuchtmittel auszugehen hat. Soweit es sich um die letztgenannte Aufgabe handelt, ist die Gesammtkirche verpflichtet, die nötigen Verfügungen bis ins einzelne hinein zu erlassen. Denn der einzelne Pfarrer oder die einzelne Gemeinde ist nicht im stande, die schwierigen, kirchlichen Fragen zu entscheiden, welche hier mitspielen; auch kann die Verantwortung für derartige

Maßregeln der Selbstverteidigung gegen fremde Religionsgemeinschaften nur von der ganzen Kirche getragen werden. Wenn es jedoch darauf ankommt, die christliche Sitte gegen die Anläufe des jede eigentümliche, kräftige Form des Volkslebens vernichtenden Zeitgeistes zu schützen, so muß man Riehl entschieden recht geben, wenn er behauptet, daß die Gemeinde in der Macht der Kirche ihre eigne Macht wachsen sehen müsse, um das Recht der Kirchenzucht anzuerkennen. Die Kirche in ihrer höchsten Vertretung hat hier also nur die Mittel und Wege anzugeben, welche eingeschlagen werden müssen, um Zucht und Ordnung unter ihren Gliedern aufrecht zu erhalten, während es den einzelnen Gemeinden überlassen bleibt, von den gewährten Rechten nun auch förmlich und nach besonders aufgestellten Statuten Gebrauch zu machen. Auf diese Art entsteht allerdings eine bunte Mannigfaltigkeit der sittlichen Zucht in der Kirche; allein diese Mannigfaltigkeit ist auch in den übrigen Gebieten des kirchlichen Lebens vorhanden, ja, sie gehört gradezu zu dem eigentümlichen Wesen des Protestantismus und ist ein vorzügliches Mittel, nicht blos, um die verschiedene Entwickelung des kirchlichen Bewußtseins in den einzelnen Gemeinden zu bemessen, sondern auch, um feurige und energische Pfarrer von minder mutigen und thätigen zu unterscheiden.

Gehen wir nun auf die besondere Anwendung der Kirchenzucht etwas näher ein. Es ist klar, daß die ganze Strenge aller nur denkbaren Zuchtmittel nicht sofort in einer Gemeinde angewendet werden kann, welche an kirchliche Zucht noch gar nicht gewöhnt ist. Die christliche Weisheit gebietet vielmehr, zunächst bei dem leichteren und erreichbaren zu beginnen. Nach diesem Gesichtspunkte wird man zuerst vielleicht Ursache haben, den Besuch der neuerdings angeordneten Katechismusunterredungen seiten der konfirmierten Jugend auf eine Maßregel der Kirchenzucht zu stützen. Die jungen Burschen und Mädchen unter siebzehn Jahren stehen in einem Alter, wo sie von der Freiheit noch keinen rechten Gebrauch zu machen wissen. Hier ist Zwang durchaus nötig, wie auch auf der letzten sächsischen Landessynode von einem Synodalen offen anerkannt worden ist, nachdem dieser Gelegenheit gehabt hatte, die teilweis grauenhafte, religiöse Verlotterung der halbwüchsigen Jugend an den Insassen der von ihm geleiteten Gefangenenanstalt zu beobachten. Ohne Zwang wollen auch die Katechismusunterredungen, namentlich auf dem Lande, schlechterdings sich nicht einbürgern, zumal da gewöhnlich auch die Eltern der Katechumenen Gegner derselben sind, nach dem bekannten Spruche:

Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß. Da hält denn der Pfarrer oft genug den leeren Bänken seinen Vortrag. Es wäre aber ganz gut möglich, durch Gemeindestatut festzustellen, daß jeder Katechismusschüler, welcher die festgesetzten Unterredungen zwei oder drei mal nach einander unentschuldigt versäumt, von dem Rechte der Patenschaft bis zum Wiederbesuch der Unterredung, oder falls keine solche mehr stattfindet, für den Zeitraum des laufenden Katechismusjahres ausgeschlossen würde. Denn offenbar ist derjenige nicht würdig, an Stelle eines unmündigen Kindes den evangelischen Glauben zu bekennen und einen heiligen Lebenswandel zu geloben, welcher durch seinen Ungehorsam gegen eine von der Kirche festgesetzte Ordnung ebenso seinen Glauben verleugnet, wie seinen Christenwandel schändet. Eine Kontrole läßt sich bei der geringen Zahl der Schüler durch vorhergehendes Verlesen der Namen ganz gut führen. In großen Massengemeinden ist natürlich die angegebene Maßregel der Kirchenzucht nicht möglich. Nehmen wir z. B. eine Gemeinde von vierzigtausend Seelen an, so beträgt die Zahl von drei Jahrgängen der Katechumenen etwa dreitausend. Wollte man auch die Geschechter abwechselnd zur Unterredung heranziehen, so hätte man doch noch immer fünfzehnhundert Namen zu verlesen. Das ist natürlich rein unmöglich. Auch würde ja, wenn alle diese zum Besuch der Unterrichtsstunde verpflichteten Katechumenen wirklich erscheinen wollten, das ganze Gotteshaus mit Schiff und Empore bis auf den letzten Platz gefüllt sein. Man sieht hier wieder, daß bei unsern Massengemeinden die ganze Wirksamkeit der Kirche nachgerade fast völlig verloren gehen muß. Es ist übrigens nicht nötig, die über einen Katechumenen verhängte Maßregel der Kirchenzucht auch den Nachbargemeinden mitzuteilen, damit der Betreffende auch dort durch den Pfarrer vom Patenamt zurückgehalten werde. Die Versäumniß wird nur dort bestraft, wo sie begangen worden ist und wo sie Anstoß erregt hat; für die übrige Christenheit genügt es zu wissen, daß der die Patenschaft begehrende überhaupt konfirmiert ist.

Handelt es sich darum, die Jugend in Zucht und Ordnung zu erhalten, so richtet sich die nächste Maßregel der Kirchenzucht gegen die Keuschheitssünden. Sie spricht denjenigen Brautleuten die Ehrennamen Junggesell und Jungfrau ab, welche darauf keinen Anspruch erheben können, sie entzieht außerdem der gefallenen Braut die Ehre des Brautkranzes und dem Bräutigam die des Straußes. Wie wichtig diese Maßregel in socialer Hinsicht erscheint, wird später bei der Be-

handlung der Ehe noch näher nachgewiesen werden. Die Gegner der Kirchenzucht behaupten allerdings, daß in zahllosen Fällen die Keuschheitsbezeichnungen fälschlicherweise von den Beteiligten beansprucht werden, und halten es für eine Herabwürdigung der Kirche, wenn der Pfarrer eine solche Lüge, wenn auch unbewußt, öffentlich verkündigt. Allein abgesehen davon, daß in einem solchen Falle die ganze Schwere der Schuld einzig und allein auf den Lügner fällt, kommt der Betrug doch nicht so häufig vor, als man gemeiniglich annimmt. Da nämlich die Brautleute bei der Anmeldung zum Aufgebot die erwähnten Ehrennamen frei verlangen müssen, ohne wegen ihrer Unbescholtenheit einem Examen unterworfen zu werden, und da sie dieses ihr freies Verlangen noch ausdrücklich durch Namensunterschrift bezeugen müssen, so ziehen sie es doch in der Regel vor, den heiklen Punkt ganz mit Stillschweigen zu übergehen, statt ihre Unterschrift zu einer Unwahrheit zu geben, welche ihnen später vielleicht manche Verlegenheit bereiten könnte. Eine stattgehabte Täuschung wird nämlich am Schluß des Jahres der Gemeinde mitgeteilt; und wenn auch Namen zu nennen nicht gestattet ist, so ist doch die Gemeinde über die fragliche Persönlichkeit in kleinen Parochien nicht im geringsten im Zweifel. Die Frage der Entziehung der Ehrenprädikate, sowie des Brautkranzes ist denn auch bereits in vielen Gemeinden befriedigend gelöst; nur insoweit bedürfen die angewandten Zuchtmittel noch einer Ergänzung, als gegenwärtig der Pfarrer gezwungen ist, auch dann zu trauen, wenn trotz seines ausdrücklichen Verbotes der Brautkranz getragen wird. In diesem Falle müßte es ihm gestattet sein, die Trauung einfach zu verweigern.

Man glaubte bisher, in der Zeit der sittlichen Auflösung den besten Ausweg für alle Verlegenheiten gefunden zu haben, wenn bei der Abkündigung die Bezeichnungen Junggeselle und Jungfrau einfach weggelassen wurden. Allein die Kirche hat damit manchem ehrbaren Mädchen ein bitteres Weh zugefügt. Wie bei dem Manne in seiner Berufsstellung, so beruht beim Weibe der Schwerpunkt seiner öffentlichen Ehre in dem Verhältniß zur Familie. Wollte also die Kirche einem Mädchen, welches wirklich eine unverletzte Jungfräulichkeit bewahrt hat, dennoch bei der öffentlichen Abkündigung den Namen Jungfrau nicht gewähren, so würde sie sich desselben Mangels an Ehrerbietung schuldig machen, wie wenn sie einem Geheimrat schlechterdings den ihm zukommenden Titel weigerte. Nun aber sagt der Apostel: Thut Ehre jedermann! Es ist also die hier angegebene Ord-

nung der Kirchenzucht schon aus Rücksicht auf die christliche Ehrerbietung schlechterdings durchzuführen.

Unter den Bauern, wo die Keuschheitssünden vielleicht am meisten im Schwange gehen, ist die hier angezogene Maßregel der Kirchenzucht von ganz besonderer Wichtigkeit. Jener thüringische Landpfarrer, dessen Schrift über die bäuerliche Glaubens- und Sittenlehre wir bereits erwähnt haben, hat über die Beziehungen beider Geschlechter auf dem Lande eine Schilderung entworfen, welche zartfühlenden Kritikern einen Schrei des Abscheus entlockt hat. Wir können indessen versichern, daß die in dem angezogenen Buche gegebenen Darstellungen vollständig auf Wahrheit beruhen, und empfehlen sie jedem zu eifrigem Studium, welcher noch an der Notwendigkeit der Kirchenzucht Zweifel hegt. Nur kurz wollen wir mitteilen, daß die fleischliche Gemeinschaft der Brautleute vor der Ehe auf dem Lande in manchen Gegenden nicht zu den Ausnahmen, sondern zur Regel gehört. Außerdem geschehen dort die unehelichen Geburten so häufig, daß sie auch in den bessern Familien nicht als eine Schande angesehen werden, sondern höchstens als ein Anlaß unnötiger Sorge und Beschwerde. Mägde, welche von Gutsbesitzerssöhnen verführt worden sind, bekommen gewöhnlich von denselben eine Abfindung, und damit ist nach bäuerlichen Begriffen beiden Teilen völlig Genüge geschehen. Erst dann, wenn die uneheliche Geburt zum zweiten und dritten male erfolgte, während die Mutter den Namen des Vaters vielleicht nicht einmal kennt, spricht der Bauer mit Entrüstung von Unsittlichkeit. Man sieht aus diesen flüchtigen Andeutungen, wie unbedingt notwendig die Handhabung einer festen Kirchenzucht nach dieser Richtung auf dem Lande erscheinen muß. Als die „Leipziger Zeitung" einmal die Unsittlichkeit auf dem Lande zum Gegenstand ihrer Besprechungen machte, ward von einer gewissen Stelle vorgeschlagen, daß auch auf dem Lande Jünglingsvereine zur Förderung der Sittlichkeit und zur Veredelung der Geselligkeit gegründet werden sollten. Allein dieser Vorschlag beruhte auf einer völligen Unkenntniß der bäuerlichen Verhältnisse. Wenn nämlich Jünglingsvereine unter den Bauern nur irgend welche Aussicht hätten, so würden sie auch schon längst bestehen; denn an Versuchen, sie ins Leben zu rufen, hat es wahrlich nicht gefehlt. Allein es ist nicht möglich, der ländlichen Sitte ohne weiteres ein fremdes, modernes Gewächs aufzupfropfen. Uebrigens bemerkt auch der gründlichste Kenner des bäuerlichen Wesens, Riehl, daß einer verkommenen und verrotteten Bauernschaft schlechterdings nicht

anders als durch eine strenge Kirchenzucht wieder aufgeholfen werden kann.

Die Wiedertrauung Geschiedener ist eine Frage, welche mit dem zuletzt behandelten Gegenstande in inniger Berührung steht. Die evangelischen Kirchenordnungen bestimmen in der Regel, daß der in dem Ehescheidungsprocesse als unschuldig erklärte Teil von der Kirche anstandslos wieder getraut werden soll, während dem für schuldig befundenen Teile die Wiedertrauung nur dann zu gewähren ist, wenn er deutliche Zeichen seiner Buße gegeben hat. Mit diesen Bestimmungen erklärt sich Thiersch, dessen schönes Buch „Ueber christliches Familienleben" längst einen wohlbegründeten Ruf genießt, bei weitem nicht einverstanden. Er fordert vielmehr, daß eine Wiedertrauung Geschiedener von der Kirche unter allen Umständen verweigert werde, weil auch der von den Gerichten als unschuldig befundene Teil in der Regel eine schwere, wenn auch nicht immer deutlich wahrnehmbare Last der gemeinsamen Schuld sich aufgeladen habe. Hierbei erinnert Thiersch daran, wie schon im Anfang dieses Jahrhunderts die bekannte, französische Schriftstellerin Madame de Staël-Holstein ihre Verwunderung über die leichtsinnigen Ehescheidungen der Protestanten in Deutschland ausgesprochen habe: „Man kann es nicht leugnen, die Leichtigkeit der Ehescheidung in den protestantischen Provinzen rüttelt an der Heiligkeit der Ehe. Man wechselt dort ebenso ruhig mit den Gatten, als wenn es sich darum handelte, auf der Bühne den dramatischen Knoten zu schürzen". In der That läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die protestantischen Gegenden Deutschlands den katholischen in der Zahl der Ehescheidungen weit überlegen sind. Ebenso beruft sich Thiersch für die Strenge seiner Anschauung auf den Anspruch Luthers: „Wo aber nicht Christen, oder unschlachtige Christen sind, da wäre noch heutigen Tages gut, sich nach diesem Gesetz zu halten, und sie lassen wie die Heiden sich von ihren Weibern scheiden und andre nehmen, auf daß sie nicht mit ihrem unreinigen Leben zwo Höllen hätten, beide, hier und dort. Aber sie müßten wissen, daß sie durch Scheiden nicht mehr Christen, sondern Heiden und im verdampten Stand wären". Es fragt sich indeß doch, ob es nicht zu hart erschiene, wenn die Kirche auch demjenigen Gatten die Wiedertrauung weigern wollte, dessen relative Unschuld wenigstens von den Gerichten anerkannt worden ist. Dagegen sind wir allerdings der Meinung, daß dem schuldig befundenen Teile der kirchliche Segen zu seinem zweiten Ehebunde schlechterdings zu verweigern ist. Wer

den Mut hat, eine durch das Wort Gottes und den Segen der Kirche feierlich geschlossene Ehe freventlich zu zerstören, wer dann nicht davor zurückbebt, die Schuld seines begangenen Ehebruchs mit der Sünde einer zweiten, gegen das göttliche und menschliche Recht verstoßenden Ehe zu häufen, der mag dann auch den Mut haben, in dieser gottlosen Ehe ohne den Segen der Kirche mit seinem schuldigen Genossen die Strafen des letzten Gerichts zu erwarten. Die Kirche wird nur die Ehrfurcht und die Achtung ihrer frommen Glieder einbüßen, wenn sie die Perlen ihrer feierlichen Handlungen vor die Säue der Hurer und Ehebrecher hinwirft. Die für die Wiedertrauung geforderten, sichtbaren Zeichen der Buße und Reue sind in der Regel doch weiter nichts, als die Zeugnisse einer um so verabscheuungswürdigeren Heuchelei.

Die Gewalt der Kirche, denjenigen, welche ihre kirchlichen Pflichten nicht erfüllen, die kirchlichen Ehrenrechte abzuerkennen, hat neuerdings eine besondere Bedeutung erlangt, seitdem die kirchlichen Handlungen der Taufe und der Trauung nicht mehr vom Staate erzwungen, sondern vielmehr in das Belieben des Einzelnen gestellt werden. Demgemäß werden denjenigen Eltern, welche ihre Kinder zur Taufe zu bringen sich weigern, ferner denen, welche sie an der Konfirmation verhindern, endlich den Eheleuten, die ihren Bund nicht kirchlich einsegnen lassen, die Rechte der Patenschaft, des Genusses des heiligen Abendmahles, sowie das aktive und passive Wahlrecht zu den kirchlichen Ehrenämtern entzogen. Derartige Zuchtmittel dürfen indeß nur von den kirchlichen Oberbehörden verfügt werden. Infolge dessen werden sie dennoch in vielen Fällen nicht angewendet, weil die Gemeindekirchenräte sich vor der Mühe und dem Zeitaufwand einer langen Unterhandlung scheuen; namentlich die Ausschließung vom heiligen Abendmahl steht zumeist wohl nur auf dem Papier. Ebenso kommt die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses fast nirgends vor, außer bei den Selbstmördern, wiewohl auch hier viele Kirchengemeinden noch einer überaus laxen Praxis huldigen. Unsrer Ueberzeugung nach ist es notwendig, in den hier angegebenen Punkten dem einzelnen Gemeindekirchenrate im besonderen Falle freie Hand zu lassen, nachdem die Grenze der kirchlichen Zuchtmittel von den kirchlichen Oberbehörden im allgemeinen festgestellt worden ist. Die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses möchten wir, außer bei den Selbstmördern, sonst nur für diejenigen befürworten, welche aus der Kirche förmlich ausgetreten sind. Denn ob sonst auch ein Glied der

Gemeinde sich von der Kirche gänzlich fern gehalten und in groben Sünden dahin gelebt habe, so hat es doch die Mitgliedschaft der Gemeinde nicht ausdrücklich verloren, und sein Begräbniß wird dem Pfarrer die erwünschte Gelegenheit geben, von dem Ernst des Todes und den Schrecken des jüngsten Gerichts ein erschütterndes Zeugniß abzulegen. Dagegen wird allerdings die Beerdigung eines Selbstmörders am besten mit vollkommenem Stillschweigen übergangen; denn weil die Seele eines Selbstmörders gemeiniglich in dunkle Schatten gehüllt war, so ist eine öffentliche, ungerechtfertigte Entschuldigung seiner That ebenso bedenklich, wie etwa ein schlechtweg verdammendes Urteil. Das dumpfe, unheimliche Schweigen hingegen, welches die Beerdigung umgiebt, ist auf jeden Fall ein nachdrückliches Zeugniß der Kirche gegen die zu ungeheurer Macht angewachsene Sünde der Selbstvernichtung, und wirkt tiefer, als eine donnernde Strafpredigt.

Alles in allem genommen muß man sagen, daß die Kirchenzucht derzeit noch in den Anfängen steht, und einer kräftigen Fortentwickelung bedarf. Namentlich in den unübersehbaren Massengemeinden der Riesenparochien ist eine kräftige Handhabung der Kirchenzucht beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Müssen doch hier die Geistlichen die kirchlichen Handlungen in rascher Aufeinanderfolge an denen vornehmen, welche sie in der Regel gar nicht persönlich kennen; sie sind also in jedem Falle auf die Protokolle und Aussagen der Kirchner angewiesen. Welch ein hohes Maß von Vorsicht aber die Handhabung der Kirchenzucht unter allen Umständen erfordert, beweist ein ärgerlicher Fall in Berlin. Hier hatte ein Geistlicher einem Brautpaare am Altar eine scharfe Rüge wegen vorhergegangenem, unsittlichen Lebenswandels erteilt; leider aber war er mit seiner Strafrede an die falsche Adresse geraten, weil er etwa Paar Nr. 12 mit Paar Nr. 13 verwechselt hatte. Man kann sich leicht denken, welch ein Sturm der Entrüstung sich gegen den armen Pfarrer erhoben hat. Trotz dieser Bedenken und Gefahren besitzen einige preußische Konsistorien Schneidigkeit genug, auch für die Großstädte eine kräftige Handhabung der kirchengesetzlich feststehenden Kirchenzuchtsmaßregeln anzuempfehlen; so namentlich das Konsistorium zu Breslau, welches die Einteilung der großen Stadt in Seelsorgerbezirke anempfiehlt. Jedenfalls ist für die Beurteilung der behandelten Frage ein zweifaches festzuhalten; einmal nämlich, daß das Gebiet der Kirchenzucht nur Schritt für Schritt und mit der größten Vorsicht zurückerobert werden kann, und zum andern, daß diejenige Kirche die Zukunft be-

sitzt, welche der Kirchenzucht nicht eine vornehme Ablehnung, sondern vielmehr eine kräftige Förderung angedeihen läßt.

In socialer Beziehung ist die Kirchenzucht deswegen von der größten Wichtigkeit, weil sie nicht nur den Arbeiter, der sich selbst nicht zu beherrschen im stande ist, von zahllosen Verirrungen zurückhält, sondern ihm auch vor der Kirche den nötigen Respekt einflößt. Die strenge Handhabung der äußeren, kirchlichen Form bildet das Geheimniß jenes unüberwindlichen Einflusses, welchen die katholische Kirche auf die Massen ausübt; ja, auch die außerordentlich scharfe Parteidisciplin, welche die socialdemokratischen Führer unter den Arbeitermassen handhaben, legt ein sprechendes Zeugniß dafür ab, daß die große Masse durchaus eines strengen Regiments bedarf, wenn sie nach einem bestimmten Ziele hingeleitet werden soll. Wenn nun die evangelische Kirche wieder daran geht, die Arbeitermassen durch eine kräftig gehandhabte Kirchenzucht in Ordnung zu halten, so wird sie der socialdemokratischen Parteidressur ebenso die Spitze bieten können, wie dies der katholischen Kirche kraft ihres strengen Regiments bisher schon gelungen ist.

5. Kapitel.

Der Sonntag.

Auf dem Wege dieses zeitlichen Lebens, welchen der Erdenbürger mühselig und seufzend unter der Bürde seiner Arbeiten, Sorgen und Leiden zurücklegt, hat die Güte und Barmherzigkeit Gottes gewisse Ruhestationen gegründet. So oft mit manchem sauren Tritt eine dieser Ruhestationen wieder erreicht ist, legt die Seele einmal die Last der Erdensorgen ab, und labt sich an dem erquickenden Hauch einer seligen Himmelsfreude, welcher aus der Ewigkeit in dieses arme Erdental herabweht. Diese Ruhetage sind die Sonntage. So lange die Welt steht, so lange ein Mensch seine Hände rührt zur Arbeit, und so lange die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene, unsterbliche Seele sich sehnt nach der Gemeinschaft mit dem Urquell ihres Lebens, so lange giebt es auch einen Sonntag. Er ist eine uralte Gottesordnung. In der Wahl des Tages freilich, dem die Ehre der wöchentlichen Ruhe und der religiösen Weihe zu teil geworden ist, weichen die verschiedenen Religionsbekenntnisse von einander ab, je nachdem die wichtigsten und heiligsten Thatsachen ihrer Religionsgeschichte diesem oder jenem Tage

den Vorzug gegeben haben. Die Ordnung aber, wonach von sieben Tagen je Einer der Ruhe und dem religiösen Aufschwung des Herzens geweiht sein soll, findet sich bei allen Kulturvölkern wieder, und die französische Revolution, welche bekanntlich an die Stelle des siebentägigen Sabbathkreises ihre Dekaden einsetzen wollte, ist nicht im stande gewesen, eine tausendjährige Tradition zu zerstören.

Unendlich vielseitig ist die Bedeutung des Sonntags für das leibliche, sittliche, wirtschaftliche und sociale Leben. Man kann sagen, daß der Sonntag der vorzüglichste Träger der Kultur ist. Daß der Christ die gleichförmige Reihe der mühseligen Werkeltage durch einen seinen Bedürfnissen geweiheten Sabbathtag unterbricht, das unterscheidet ihn am deutlichsten und sichtbarsten von der Rohheit jener wilden Nationen, welche gleichgiltig und stumpfsinnig, nur ihren fleischlichen Lüsten dienend, wie die unvernünftigen Tiere dahin leben. Darum ist der Kampf um den Sonntag, der jetzt mit erneuter Heftigkeit entbrannt ist, nichts andres, als ein Kampf um die teuersten Errungenschaften und die höchsten Segnungen unsrer christlichen Kultur. Die Führer dieses Kampfes sind die ersten Geister unsres Volkes, seine Schlachtfelder die Tribünen der Parlamente und die öffentlichen Volksversammlungen, seine Waffen zahllose Petitionen, Gesetzesvorschläge, Vorträge und Schriften, deren Flut bereits kein Socialpolitiker mehr zu überschauen im stande ist. Wenn wir daher jetzt flüchtig die wichtigsten Seiten der brennenden Sonntagsfrage berühren, so geschieht dies nicht zu dem Zwecke, um neue, bisher unerörterte Gedanken auszusprechen, sondern nur, um einen Eindruck von der Bedeutung zu geben, welche dem Sonntage in der socialen Frage zukommt.

Seine religiös-sittliche Seite haben wir bereits flüchtig berührt. Soll die Seele nicht verkümmern und ersticken unter dem Druck der Erdensorgen, so muß sie von Zeit zu Zeit einen Aufschwung nehmen nach jenen lichten Höhen, wo die göttliche Freiheit wohnt. Während wir gebückt und seufzend durch die Mühsale unsres irdischen Berufs hinwandeln, setzt sich allgemach viel Staub an den Spiegel der Seele — der Staub der irdischen Sorge und der irdischen Eitelkeit. Da gilt es, sie einmal hineinzutauchen in das Stahlbad des göttlichen Wortes und rein zu waschen von dem fremden Unrat. Die Sonntage sind die Sprossen auf der Himmelsleiter: da steigen wir hinauf, Stufe für Stufe, höher und immer höher, bis wir endlich eingehen in die vollkommene Ruhe des ewigen Sabbaths. Eine Ahnung dieser ewigen

Ruhe erfüllt die Seele jedesmal, wenn sie, frei von der Drangsal und Hast der irdischen Geschäfte, die ersten Strahlen der aufgehenden Sabbathssonne begrüßt. Da dünkt ihr die Welt herrlicher, schöner, heiliger, als sonst; und unter den Vorbereitungen zum festlichen Gottesdienst und zur Feier des heiligen Sakraments wird sie reicher und reicher an süßer Sabbathsfreude. Wenn dann der Glocken heller Klang die heilige Stille des Sonntagsmorgens durchbricht, so tönt sie dem frommen Christen wie ein Gruß aus Himmelshöhen; und fröhlich macht er sich auf, um im Kreise von Weib und Kind, und in der Gemeinschaft von Freund und Nachbar, die gleich ihm im festlichen Sonntagsstaate prangen, dem Hause des Herrn entgegenzuwallen.

Dort aber im Tempel Gottes selbst, inmitten der fröhlichen Christenschaar und unter der Einwirkung des erhabenen Baues mit seinen heiligen Symbolen, werden durch die sanften Töne der religiösen Gesänge und durch das ernste Wort des Predigers nie empfundene Gefühle in der bewegten Seele erweckt, und jene heilige Sehnsucht, welche sie weit über den Kreis ihrer gewöhnlichen Sorgen erhebt, und die Pforten der Ewigkeit selber vor ihren erleuchteten Blicken aufthut. Der Sonntag ist es, der im Streite um die Güter dieser Erde einen Augenblick Waffenruhe verkündet, damit sie alle, arm und reich, vornehm und gering, sich friedlich vereinigen, um dem Geber aller guten Gaben zu danken, ohne dessen Huld und Güte ja nicht ein einziger von ihnen auch nur eines einzigen Tages Notdurft sich erwerben könnte. Anstatt der schnurrenden Räder, der rasselnden Maschine, der donnernden Hämmer hört der Arbeiter heute einmal die feierlichen Töne der Orgel; nicht der kurze, herrische Befehl seines Vorgesetzten, sondern das milde Wort des Predigers schlägt an sein Ohr. Und wenn er so am heiligen Orte weilt mit Weib und Kind mitten unter den Nachbarn und Freunden, deren Kleider ebenso festlich, deren Antlitz ebenso feierlich, deren Herz ebenso fröhlich ist wie das seine, dann überkommt auch den Gedrücktesten und Geplagtesten das fröhliche Gefühl, daß er doch auch ein Mensch ist wie andre Menschen, und nicht blos ein totes Rad im Triebwerk der ruhelos schaffenden Industrie. Die Weihe des Sonntags flößt dem Arbeiter neuen Mut und neue Kraft ein, das Joch seines geringen Dienstes mit Geduld und Demut zu tragen und sich an dem genügen zu lassen, was der Herr ihm bescheert. Die Besitzenden und Herrschenden aber werden daran erinnert, daß sie nicht über rechtlose Sklaven oder unvernünftige Geschöpfe gebieten, sondern über Menschen, welche menschliche Rechte und

Bedürfnisse haben und eine fühlende Seele, empfindlich gegen jede Härte und Ungerechtigkeit und dankbar für jedes Zeichen des Mitgefühls und der Teilnahme. Wo der Sonntag noch gefeiert wird, da lassen sich die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Besitz und Armut, welche ja nun einmal mit dieser Weltordnung unzertrennlich verbunden sind, ohne Mühe zu einem friedlichen Ausgleich führen — ist aber der Sonntag verloren gegangen, da zerreißt ein unaufhörlicher, wütender Kampf die bürgerliche Gesellschaft, und weder die höchsten Löhne, noch die größtmögliche Verkürzung der Arbeitszeit können diesem verderblichen Streite Einhalt gebieten.

Der Sonntag ist also in erster Linie der Tag des Herrn, in zweiter der Tag der Familie. In dieser Eigenschaft hat ihn besonders der Hofprediger Wilhelm Baur in Berlin gefeiert: „Zwei Ordnungen Gottes stammen aus dem Paradiese: der Sonntag und die Familie. Nirgends empfinden wir noch heute den sanften Hauch des Friedens und den frischen Tau des Segens, der vom verlornen Paradiese uns geblieben ist, so lebendig, als in der frommen Innigkeit des Familienlebens und in der heiligen Stille des Sonntags. Durch nichts wird die Glückseligkeit des Einzelnen und die Wohlfart des Volkes schwerer geschädigt, als durch den Frevel gegen die Familie und die Entheiligung des Sonntags. Darum kann, wer es mit dem Heil des Einzelnen und des Volkes wohl meint, kein heilsameres Werk anfassen, als die Pflege des reinen, frommen Familienlebens und die Wiedergewinnung und Ruhe der Feier des Sonntags“. Und jene englische Gärtnerstochter, welche in sinniger, poetischer Weise den Sonntag die Perle unter den Tagen nennt, hat wunderliebliche Bilder gezeichnet von der heiligen Weihe und Festfreude, welche der Sonntag grade in die Häuser der geringen Leute, der Bauern und Arbeiter hineinträgt. Wenn der fröhliche Morgen des Sonntags ins Haus schaut, darf sich der pflichteifrige Beamte, der eilende Geschäftsmann, der schwerschaffende Arbeiter einmal mit Ruhe und Behagen unter den Seinigen am weißgedeckten Tische niederlassen, um mit ihnen behaglich plaudernd den Frühtrunk einzunehmen. Mit Wohlgefallen ruht sein väterlicher Blick auf den blondlockigen Kindern, die er die Woche über fast nur im Fluge einmal zu sehen bekommt. Neben ihm sitzt sein Weib, fröhlich und jugendlich wie am ersten Tage ihrer Ehe, und in den Herzen beider erwacht von neuem die Zuneigung des Brautstandes. Die Mutter erzählt dem Vater alle die lustigen und merkwürdigen Ereignisse, welche den Kreislauf der wöchentlichen Familiengeschichte er-

füllt haben; sie rühmt, wie folgsam und artig die Kleinen gewesen sind, und welche wichtige Dienste sie ihr schon geleistet haben — und diesen mütterlichen Bericht unterbricht der rotwangige Krauskopf mit manchem, wichtigen Zusatz, damit von seinen Heldenthaten auch nicht die kleinste Merkwürdigkeit verloren gehe. Daneben findet allerdings auch Unart, Ungehorsam und Trägheit die verdiente Rüge, welche durch manches ernste Drohwort des Vaters wirksam gemacht wird. In diesem Kreise dünkt sich auch der gedrückteste Arbeiter ein Herr und König, der mit Ernst und Majestät sein häusliches Scepter führt. Wenn die Kinder vom Tische aufgesprungen sind, dann bleiben Vater und Mutter noch eine Weile in ernstem Gespräche sitzen: die Erfahrungen der Woche, die Sorgen des Haushaltes, die Hoffnung der Zukunft, die Erziehung der Kinder und ihr ferneres Schicksal bilden den Inhalt ihrer bedeutsamen Beratungen. Allgemach rüstet man sich zum festlichen Kirchgang. Wenn dann die Familie, die Herzen noch erfüllt von den heiligen Eindrücken des Gottesdienstes, in das sauber geputzte Haus zurückgekehrt ist, dann prangt bald reichlicher denn sonst das Mittagsmal auf dem sorgsam bereiteten Tische. Ist es vorüber, so streckt der Vater behaglich seine Glieder zum Mittagsschläfchen auf dem Polster aus. Am Nachmittag aber unternimmt die Familie einen gemeinsamen Spaziergang über Land und labt sich an dem frischen Grün des Waldes und am goldenen Gewoge der Felder. Ermüdet läßt man sich einen Augenblick am gastlichen Orte zur Ruhe nieder. Wie fröhlich plaudert sich's hier mit den Freunden, die auch der helle Sonnenschein hinausgelockt hat aus der ärmlichen Wohnung und den engen, dunklen Gassen der Stadt. Ja, es ist gewiß, der Sonntag knüpft alle Bande der Liebe, der Zuneigung, der Anhänglichkeit wieder fester und öffnet die Herzen, die unter dem Druck der Werkeltagsarbeit in sich selbst gekehrt waren, allen zärtlichen Empfindungen: da schnürt der junge Bauernknecht sein Bündel, um das alte, liebe Elternhaus im Nachbarorte aufzusuchen, da greift das weichmütige Schülerlein, dem das Heimweh am Herzen nagt, der Handwerksgesell, der kühne Zukunftspläne schmiedet, die vielgeplagte Ladenmamsell zur Feder, um den fernen Eltern das Herz einmal auszuschütten; da harrt die Braut hoffnungsfreudig des Bräutigams; da wartet endlich auch die Kranke sehnsuchtsvoll in ihrem einsamen Kämmerlein der edlen Dame, welche mit einem milden Trostwort und mit einer erquickenden Speise einem Engel des Himmels gleich zu ihr eintritt. Schafft den Sonntag ab, und ihr vernichtet fast alles, was an Liebe und Freundschaft und

heiliger, unschuldiger Freude in dieser Welt vorhanden ist; ihr erniedrigt den Arbeiter zu einer gefühllosen, mechanisch sich fortbewegenden, schnell abgenutzten Arbeitsmaschine, und ihr macht aus dieser ganzen, menschlichen Gemeinschaft nichts weiter mehr, als eine hastende, drängende, rasselnde, seufzende Fabrik.

Welche Bedeutung der Sonntag für die leibliche Gesundheit des Volkes habe, darüber findet der geehrte Leser in der preisgekrönten Schrift des Dr. Paul Hiemeyer „Die Sonntagsruhe“ eine bessere Belehrung, als wir sie hier geben könnten. Man betrachte einmal unsre Fabrikarbeiter, unsre Arbeitsmädchen und unsre Bauersleute, und man wird uns zustimmen, wenn wir behaupten, daß diese Klassen ohne den Sonntag allgemach in Schmutz und Roheit versinken müssen. Am Werkeltage drängt das Geschäft, die Arbeit viel zu sehr, als daß mehr denn eine flüchtige Katzenwäsche vorgenommen werden könnte. Langsam, unmerklich bildet sich an jenen Stellen des Körpers, welche der flüchtigen Wasserflut nicht zugänglich waren, eine dunkle Schicht von Staub und Schmutz und fettigem Oel. Da kommt der Sonntag, und mit Seife und heißem Wasser wird nun einmal eine gründliche Reinigung des ganzen Körpers vorgenommen. Ein kunstgerechter Scheitel teilt das sauber gebürstete Haar, und den sonnenverbrannten Hals schmückt ein blendend weißer Linnenkragen. Am Sonntage können alle diese armen Geschöpfe, die mit gekrümmtem Rücken, mit zusammengedrückter Brust, mit niedergebeugtem Antlitz im engen Arbeitsraum zusammengepfercht saßen, einmal die verrenkten Glieder wieder grade richten und in die vom Staub der Maschinen und der verarbeiteten Stoffe verunreinigten Lungen einen Strom frischer Waldluft hineinpumpen. Im frischen Hauch der Berge röten sich die gebleichten Wangen, und die angestrengten Augen empfangen im Anblick der grünen Wiese einen neuen Glanz. Am Sonntag schläft der Erntemann, der sich die Woche über mit vier Stunden Schlafs begnügen mußte, einmal gründlich aus. Es hieße wahrlich Raubbau treiben auf den Fluren des Volkswohlstandes, wollte man den Sonntag abschaffen, um einen Arbeitstag mehr zu haben — nur eine kurze Zeit, und die vorzeitig abgenutzten Kräfte würden überhaupt gar nichts mehr zu schaffen im stande sein.

Wenn die Wochentage für den Arbeiter die Tage des Erwerbes sind, dann ist der Sonntag der Tag der wirtschaftlichen Entwürfe und Pläne. Nur allzuwenig ist diese Bedeutung des Sonntags bisher von den Socialpolitikern ins Auge gefaßt worden. Um vor

Armut und Entbehrung geschützt zu sein, gilt es nicht blos fleißig zu arbeiten, es gilt vor allem auch gut zu wirtschaften; ja, die letzte Kunst ist vielleicht noch wichtiger und schwieriger als die erste. Was nützt dem Arbeiter der höchste Lohn, wenn er in unzweckmäßiger Weise wieder vergeudet wird? Am Sonntage findet der Bauer, der Handwerker, der Arbeiter einmal Zeit, sein häusliches Budget zu überrechnen, um zu sehen, ob es vorwärts oder rückwärts mit ihm gehe, und um die notwendigen Neuanschaffungen mit seinem Weibe zu beraten. Diese hauswirtschaftliche Arbeit ist keine Sonntagsentheiligung; während der Woche findet ja doch der Mann keine Zeit zu derartigen Dingen. Und wer sollte nicht meinen, daß es einer gründlichen Beratung zuvor bedarf, wenn es gilt, den Vorrat an Holz und Kohlen für den Winter zu beschaffen, den Kindern neue Anzüge anmessen zu lassen oder vielleicht gar eine neue Wohnung zu mieten? Unsre Arbeiter würden nicht halb so unglücklich sein, wenn sie besser zu rechnen und zu wirtschaften verständen. Die Pflichten, welche die ruhelose Hast der geschäftlichen Arbeit zurückdrängt, darf man ohne Bedenken dem Sonntage zuweisen. Da mag die Fabrikarbeiterin einmal ihre Kleider und Wäschestücke ausbessern, und der Arbeiter die Rosenstöcke vor seinem Hause beschneiden. Der Sonntag ist der einzige Tag, an dem die sonst an die Maschine gefesselten Arbeiterfrauen und Mädchen Gelegenheit finden, sich ihrer häuslichen Wirtschaft anzunehmen. So lange noch eine strenge Sonntagsordnung gehalten wird, dürfen wir nicht fürchten, daß an der Frauenfrage die edelsten Güter und Tugenden unsers Volkes zu Grunde gehen werden.

Aus den flüchtigen Andeutungen, die wir hier gegeben haben, geht hervor, daß die Sonntagsfrage einen Kardinalpunkt der ganzen socialen Frage bildet. Zugleich aber erhellt daraus, wie wenig etwa polizeiliche Anordnungen oder Staatsgesetze auf diesem Gebiete zu schaffen vermögen. Wir wollen nicht die sonderbare Stellung, welche Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung vom 9. Mai 1886 der Sonntagsfrage gegenüber eingenommen hat, als das socialpolitische Glaubensbekenntniß der deutschen Reichsregierung ohne weiteres hinnehmen. Man erinnert sich, welche Verwunderung die ganze deutsche, christliche Welt erfüllte, als Fürst Bismarck auseinandersetzte, daß dem Arbeiter sieben mäßige Arbeitstage lieber sein würden, als sechs volle Arbeitstage und ein ganz freier Sonntag. Wie irrig diese Anschauung ist, leuchtet schon aus den wenigen von uns gemachten Andeutungen zur Genüge hervor. Allein selbst als die Reichsregierung das redliche Bestreben zeigte, auf dem

Gebiet der Sonntagsruhe etwas zu thun, und zu diesem Zwecke eine umfängliche Enquète anstellen ließ, war das Resultat nur der Verzicht auf die allgemeine Regelung der Sache. Daß dies das Ende vom Liede sein würde, wußten übrigens alle erfahrenen Socialpolitiker im voraus. Die sociale Frage läßt sich schlechterdings nicht nach der Schablone behandeln, am wenigsten eine Frage, die so tief in das religiöse, sittliche und wirtschaftliche Leben eingreift, als die Sonntagsfrage. Ebendeshalb können polizeiliche Anordnungen immer nur kleine, besondere Kreise berühren. Aber auch in diesem Falle stehen sie nur auf dem Papier, wenn es nicht der Kirche gelingt, in ihren Gliedern eine klare Erkenntniß von der Heiligkeit und göttlichen Bedeutung des Sonntags zu erwecken. So lange nicht eine gute, christliche Sonntagsfeier wieder zur Volkssitte geworden ist, so lange erweisen sich die Anordnungen des Staates als machtlos. Hier erstreckt sich ein gradezu ungeheures Arbeitsgebiet vor den Augen der Kirche. Denn es läßt sich leider nicht leugnen, daß die ächte, christliche Sonntagsfeier unserm Volke in höchst bedauerlichem Maße abhanden gekommen ist. Nicht mehr ein Tag der Erholung, sondern ein Tag der Erschöpfung ist der Sonntag geworden; da wird Gott der Herr nicht mehr angebetet, sondern durch eine greuliche, heidnische Weltlust und viele böse Laster geschändet; nicht zum Aufbau, sondern zur Zerstörung ihres Glückes gereicht der Sonntag den verführten Massen; er verzehrt das erworbene Gut, statt daß er in seine Verwendung Ordnung und Harmonie bringen sollte. Es ist ein trauriges Zeugniß für die sittliche Verwüstung des Sonntags, daß die meisten Selbstmorde, die meisten Unzuchtssünden, die meisten Körperverletzungen, die meisten Beleidigungen, die meisten Ruhestörungen am Sonntage oder an dem darauf folgenden Montage geschehen. Zwiefach besonders ist die Weise, wodurch der heilige Sabbathtag geschändet wird: entweder durch eine übermäßige Vergnügungssucht oder durch eine unnötige, weltliche Geschäftigkeit. Man hat lange Zeit die Fabriken angeklagt, als ob sie es besonders wären, welche durch Sonntagsarbeit den Arbeitern ein tyrannisches Joch auferlegen. Allein genaue Beobachtungen haben vielmehr ergeben, daß in den großen, industriellen Etablissements verhältnißmäßig noch die beste Ordnung gehalten wird. Dagegen herrscht bei den kleinen Handwerkern und Krämern nicht selten die greulichste Lotterei. Da bimmelt die Ladenklingel den ganzen Sonntag hindurch, und ist kaum während der kurzen Gottesdienststunde zum Schweigen zu bringen. Die armen Lehrlinge, welche hinter dem Ladentische

stehend Kaffee und Zucker lotweise verkaufen, haben von der Schönheit des Gotteshauses, von der Majestät des Waldes, von der Blütenpracht der Wiesen kaum noch eine Ahnung. Der Kleinmeister schindet sich im Schweiße seines Angesichts, ob er vielleicht am Sonntag Morgen noch einen Fünfpfenniger verdienen kann; und wenn er sich nicht in der Werkstatt herumquält, dann zieht er hinaus aufs Feld, um sein Kartoffelbeet zu hacken. Wenn die Erdäpfel gesteckt, die Furchen gezogen und die reifen Früchte geerntet werden, so kann man am Sonntage mehr Leute auf dem Acker sehen, als in der Woche. Sehr richtig schreibt ein Korrespondent der „Leipziger Zeitung“ im Oktober 1885: „Die kleinen Tischler, Schlosser, Schmiede, Schneider u. s. w., die allein oder mit drei bis acht Gesellen arbeiten, deren Werkstätten hinten hinaus nach dem Hofe zu liegen, die kleinen, sogenannten Cigarrenfabrikanten, die einen Sortierer mit zwei Lehrjungen haben oder selber mit sortieren und packen, dieses ganze Chor, das sind die richtigen Sonntagsarbeiter“. Mit dieser Bemerkung stimmen auch die Resultate überein, welche eine im Jahre 1885 im Zwickauer Bezirke in Sachsen angestellte Erhebung geliefert hat. Hiernach erreichte die Zahl der mit Sonntagsarbeit beschäftigten Arbeiter im Handwerk $81{,}8$ %, in Handel und Verkehr 57 %, in der Großindustrie jedoch nur $29{,}8$ %. In manchen Gewerben ist die Sonntagsarbeit gradezu stehende Sitte; der regelmäßige Begleiter der Sonntagsarbeit ist dann natürlich der blaue Montag. Auch in der Hausindustrie wird zuweilen, wenn die Aufträge drängen, in fieberhafter Hast Sonntag für Sonntag gearbeitet. Ebenso plagt sich unter den Tagelöhnern mancher am Sonntage mit seinem Stückchen Feld herum, nachdem er die ganze Woche hindurch auf dem Herrenhofe gearbeitet hat. Diese Ueberreizung der körperlichen und geistigen Kräfte erfordert natürlich ein starkes Gegengewicht, welches in einem Uebermaß von Genüssen und Lustbarkeiten gesucht wird. Noch schlimmer, als die Entheiligung durch unnötige Arbeit ist die Verwüstung des Sonntags durch übermäßige, rohe und gemeine Vergnügungen. Man wird gewiß unsre Anschauung nicht zu streng finden, wenn wir behaupten, daß der Sonntag zum Teil der religiösen Erbauung, zum Teil der Erholung diene. Allein von dem ersten Zweck wollen viele Leute heutzutage gar nichts mehr wissen. Die vornehmen Kreise sind in der Regel zu bequem oder zu gebildet, um noch den Gottesdienst zu besuchen; auch finden sie, daß die Predigt sehr langweilig sei. Die Herren Beamten, Professoren, Doktoren u. s. w. sind in der Kirche selten genug zu sehen.

Am tiefsten wurzelt verhältnißmäßig die kirchliche Sitte noch unter den Handwerkern und unter den Bauern. Allein auch hier hat die moderne Bildung dahin gewirkt, daß das Kirchengehen von denen, die sich einen vornehmeren Anstrich geben wollen, als eine altväterische, überholte Sitte betrachtet wird. Wenn Gesellen und Dienstboten, wenn Knechte und Mägde zum Gottesdienste angehalten werden, so wollen sie nicht mehr recht parieren. Die Arbeiter aber sind leider zum größten Teile in die Netze der Socialdemokraten verflochten, durch welche sie gewaltsam dem Gotteshause entzogen werden. So ist denn die Feier des Sonntags mit der Zeit eine sehr unheilige geworden. Der vornehme Herr sitzt am Sonntag Morgen auf dem Sofa und studiert bei einer Cigarre das neueste Journal, die Frau Gemahlin ist den ganzen Vormittag mit ihrer Toilette beschäftigt. Der gemütliche Bürger benutzt jeden schönen Festtag, den der liebe Gott ins Land schickt, um zu Fuß oder zu Wagen, mit Dampfschiff oder Eisenbahn in die Welt hinauszueilen: bald unternimmt der Gewerbeverein eine gemeinsame Excursion, bald fährt man mit dem billigen Extrazuge zur Ausstellung, bald wird ein gemütliches Picknick im Walde angestellt. Die Arbeitermassen aber ziehen unter der Leitung ihrer Parteiführer hinaus in den Wald, um der großen, internationalen Revolution ein Fest zu feiern, wobei es manche interessante Begegnung mit der Polizei giebt. Natürlich ist der Grad des vorhandenen, kirchlichen Lebens nach den verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedener. In West- und Süddeutschland herrscht noch ein anerkennenswerter, religiöser Eifer. In Sachsen steht der Kirchenbesuch auf mittlerer Höhe, sinkt aber in manchen Gegenden namentlich in den Großstädten, an der ungeheuern Zahl der Seelen in den Massenparochien gemessen, auf eine sehr bescheidene Stufe herab. In den norddeutschen Städten scheinen die Verhältnisse am unerquicklichsten zu liegen. Berlin zählte bei einer Bevölkerung von 1,200,000 Seelen etwa 50,000 Sitzplätze in den Kirchen; die Gotteshäuser würden also etwa für 4 % der Bevölkerung Platz bieten. Dabei behaupten die Berliner fortwährend, daß ihre Gotteshäuser völlig genügen und in der Regel noch nicht einmal gefüllt seien. Als der Verfasser in Hamburg eines Sonntags die Kirche betrat, da gähnte ihm eine grausige Oede entgegen. Dafür bringt man grade an diesen Orten der Weltlust am Sonntage um so reichlichere Opfer. Von den edleren Unterhaltungen der Konzerte wollen wir gar nicht reden. Aber sonst: wie viele Tanzvergnügungen, wie viele Schaustellungen im Circus, im Vaudeville, wie viele Vogelschießen,

wie viele Wettkämpfe der Ruderer, der Turner, der Radfahrer, der Kegel- und Kartenspieler, wie viele Maskenbälle und Schmäuse! Es ist ein wildes, unruhiges, tolles Treiben, welches heutzutage am Sonntage herrscht: alles eilt und drängt, zu sehen, sich sehen zu lassen und zu genießen — und nur im einsamen Bauerndorfe oder vornehmen Bürgerhause bringt noch der willkommene Besuch des Sohnes oder der Schwiegertochter, des Onkels oder der Frau Mutter, des Freundes oder des Herrn Gevatter jene stille Festfreude ins Haus, deren unbeschreibliche Glückseligkeit diesem genußsüchtigen Geschlechte bereits völlig unverständlich geworden ist.

Was soll nun die Kirche angesichts dieser grausigen Verwüstung des Sonntags thun? Soll sie die Parlamente mit Petitionen um neu zu erlassende Gesetze bestürmen? Umsonst — die Petitionen dürften doch in der Regel in den Papierkorb wandern. Soll sie die wahrgenommenen Uebertretungen der Sonntagsgesetze zur Anzeige bringen? Damit würde sie nur Haß und Feindschaft und Verdruß erregen und ganz gewiß keinen besseren Kirchenbesuch erzielen. Was bleibt ihr also übrig? Nur jene stille, aber unermüdliche und furchtlose Arbeit, welche wir in dieser Schrift überhaupt zu schildern uns zur Aufgabe gestellt haben. In der socialen Frage muß jeder Fuß breit Landes mühsam erobert werden. Wer mit stürmischen, gewaltsamen Maßregeln rasche Erfolge erzielen will, der wird seine Mühe verloren sehen; wer sich aber mit jedem kleinen Gewinn begnügt, der wird zuletzt einen großen Sieg davontragen.

6. Kapitel.

Die kirchlichen Feste.

In besonders wirksamer und nachhaltiger Weise greift die Kirche in das geistige und sittliche Leben des Volkes durch ihre Feste ein. Die Zahl der Feste, die heutzutage gefeiert werden, ist ja gradezu Legion; allein nur von den kirchlichen Festen kann man behaupten, daß sie im wahrsten und höchsten Sinne des Wortes Volksfeste sind. Denn sie feiern in der That solche Ereignisse, welche das ganze Volk in seinen tiefsten und edelsten Empfindungen mächtig erregen müssen; sie verkünden solche Pflichten, welche dem Reichen wie dem Armen, dem Vornehmen wie dem Geringen ohne Unterschied des Standes obliegen, und sie zeigen endlich in den seligen Höhen der überirdischen Welt

solche Freuden und Herrlichkeiten, daß im Lichte derselben jeder irdische Glanz erblassen, aber auch jeder Schatten zeitlicher Trübsal weichen muß. Wenn an den schönen Festen des Herrn seine Boten den heiligen Bund des Friedens verkündigen, welcher durch den menschgewordenen Gottessohn zwischen Himmel und Erde aufgerichtet worden ist, da verstummet das wilde Getöse des socialen Kampfes. Und um diese selige Botschaft zu vernehmen, und die ihr entströmende, süße Freude zu empfinden, bedarf es keiner kostspieligen Zurüstungen, wie bei den weltlichen Festen, keiner schweren Opfer, welche den Armen seine Armut mit herbem Druck empfinden lassen; nicht verführt der Reiz irdischer Genüsse den Arbeiter zu Leichtsinn, Verschwendung und Müßiggang, und kein Festgelage der Reichen erregt in der Seele der Dürftigen die scheele Mißgunst und den giftigen Neid. Die kirchlichen Feste haben alle Vorteile der weltlichen Volksfeste im höchsten Grade, ohne von irgend einer ihrer Schattenseiten verdunkelt zu werden. Dem Volksfreunde, der sie nach ihrem socialen Gehalte prüft, bieten sie einen gradezu unerschöpflichen Reichtum der herrlichsten Gedanken dar. Davon sollen hier nur einige kurze Andeutungen gegeben werden. Im übrigen weiß der Verfasser nichts besseres zu thun, als den geneigten Leser auf die Musterwerke der Predigten und Festreden hinzuweisen, womit uns die begabtesten und erleuchtetsten Zeugen der evangelischen Kirche beschenkt haben.

Die kirchlichen Feste ordnen sich ungezwungen in eine dreifache Reihe. In der ersten stehen diejenigen Feste, die als duftige Blüten aus dem Kranze des Kirchenjahres hervorleuchten; die andre wird von denen gebildet, welche den Liebeswerken der Kirche dienen; zur dritten endlich gehören diejenigen, welche an besonders wichtige Wendepunkte im Leben der ganzen Kirche oder der einzelnen Gemeinde geknüpft sind.

Wir durchschreiten zunächst den Festkreis des evangelischen Kirchenjahres. Ohne den ganzen Reichtum schöner, socialer Gedanken, der sich uns hier in schier unerschöpflicher Fülle und dabei ganz ungezwungen darbietet, entfalten zu wollen, begnügen wir uns damit, auf den Höhepunkten unsres Weges einen Augenblick Halt zu machen.

Nachdem wir die an seligen Friedens- und Trostgedanken so reiche Adventszeit hinter uns haben, fühlen wir uns von den heiligen Schauern der Christnacht umweht. Welches sind die ernsten und erhabenen Gedanken, die zu diesem Feste das Wort des Predigers in den Herzen der andächtigen Gemeinde erweckt? Euch allen, groß und

klein, arm und reich, vornehm und gering ist heute ein wundersames Geschenk von Eurem himmlischen Vater gemacht worden. Er sahe an das große Elend der Sünde, unter welchem Ihr alle ohne Unterschied seufzen mußtet, und gab seinen einigen Sohn dahin in die Schwachheit und Niedrigkeit des irdischen Lebens, damit durch ihn die Menschheit mit der Gottheit wieder vereinigt und eine Brücke geschlagen würde zwischen Himmel und Erde. Betrachtet dieses Kindlein, Ihr Armen! Ist Euer Leben so arm, so geplagt, so reich an Schmach und Schmerz, als das dieses Kindleins, welches doch der Schöpfer Himmels und der Erde, der König aller Geister auf des Himmels Trone ist? Wollt Ihr noch über Eure Armut klagen, da doch das größte Elend, das Elend der Sünde, von Euch genommen wurde? Wollt Ihr nicht vielmehr dem Vater der Liebe gerührten Herzens danken für die Fülle des Heils, welches er den Armen und Geringen dieser Erde durch das neugeborne Jesuskindlein geschenkt hat, da sie nicht mehr, wie ehedem, als willenlose Werkzeuge, als rechtlose Sklaven verkauft, gepeinigt und getötet, sondern als freie Menschen geachtet und als die Kinder des allen gemeinsamen Vaters geliebt werden? Und Ihr, Ihr Reichen, Vornehmen und Gewaltigen! Mit allem Eurem Reichtum würdet Ihr in den Pfuhl der Hölle hineingeschleudert worden sein, wenn Euch nicht dieses Kindlein erlöst hätte von des Satans Gewalt und furchtbaren Tyrannei. Darum überhebt Euch nicht Eures Reichtums, sondern lasset vielmehr Euer Herz zu Milde und Dank gerührt werden durch das unverdiente Gnadengeschenk dieses fröhlichen Weihnachtstages! Neiget Euch in herzlicher Milde und Freundlichkeit zu denen herab, welche durch den heiligen Gottessohn Eure Brüder und Schwestern geworden sind! Ja, Ihr alle, Hohe und Niedere, Große und Kleine, lasset die Waffen des gemeinsamen Streites ruhen, denn Friede soll herrschen unter den Menschen, über welchen das Licht des göttlichen Wohlgefallens leuchtet!

Es naht das Osterfest, welches uns die Majestät des auferstandenen Lebensfürsten zeigt. Wenn die vorausgegangene Passionszeit der tiefgebeugten Gemeinde das namenlose Elend der Sünde und die furchtbare Last der gemeinsamen Schuld in den erschütternden Leidensbildern des heiligen Gottessohnes vor die Seele geführt hat, dann preist das schöne Osterfest mit unendlichem Jubel die Herrlichkeit der durch den großen Ostersieg für alle errungenen Freiheit. Wo wäre ein Schmerz, eine Klage, die nicht im Schalle der fröhlichen Osterbotschaft verstummen müßte? Welches Elend kann dann das arme Herz noch

beschweren, nachdem die Sünde mit Christo begraben ist in den Tod; welcher Feind uns noch ängstigen, nachdem die furchtbarsten Tyrannen, Hölle, Tod und Teufel von dem Könige der Lebendigen und der Toten unter die Füße getreten worden sind? Darum lasset uns eilen, daß wir allesammt eine fröhliche Auferstehung feiern, nicht blos aus der düstern Höhle unsrer Sorgen und aus den Tiefen der Verzweiflung, sondern auch aus dem Schlafe des Weltsinnes, aus dem Pfuhl der irdischen Lüste! Durch die Nacht des Todes hindurch blickt unser Auge in das selige Licht des großen Auferstehungstages hinein. Wenn einst der neue Himmel über der neuen in unvergänglicher Lenzesschönheit prangenden Erde sich wölben wird, dann wird man nichts mehr hören von Leid und Geschrei und Schmerzen; denn das erste ist vergangen. Wollt Ihr eine Vorahnung dieses Lebens auf der aus der Vernichtung des furchtbaren Weltgerichtes neu erstandenen Erde empfinden, o, so öffnet Euer Herz ganz der Wonne des jetzt neu erwachenden Frühlings, welcher dem Armen Arbeit und Brot, dem Kranken Genesung und frischen Lebensmut bringt!

Zum schönen Pfingstfest wird der Strom des heiligen Geistes von dem erhöheten Herrn ausgegossen in die sehnsuchtsvoll schmachtenden Herzen seiner Gemeinde. Das ist ein Geist der Demut, der Sanftmut, der Geduld, der brüderlichen Liebe und der seligen Hoffnung. Vor seinem heiligen Wehen fliehen die düstern Trauergeister, welche das Herz der Armen und Geplagten gefangen hielten, weicht der Geist des Hochmuts, von dem sich leider die stolzen Kinder dieser Welt aufblähen lassen. Streit und Zwietracht müssen verstummen in dem sanften Liebeswehen des göttlichen Pfingstgeistes; und selbst die wilden Geister gewaltsamen Umsturzes und blutiger Revolutionen werden bezähmt durch die heilige Gewalt dieses mächtigsten aller Geister, welcher diese ganze sichtbare Welt bildet und erhält und auch der Menschen Herzen lenket wie die Wasserbäche.

Am ernsten Bußtag führt der Prediger seiner Gemeinde ein erschütterndes Bild von den Sünden dieser Zeit vor Augen, um deren Willen so viel Leid und Streit und die ganze Verwirrung des socialen Kampfes über unser Volk hat kommen müssen. Er straft den Unglauben, der in einer zügellosen Literatur und einer falschen Wissenschaft zuerst in den oberen Regionen erschienen ist, um von da, seines wissenschaftlichen Beiwerks entkleidet und zum rohen Materialismus herabgesunken, in alle Adern des Volkslebens einzudringen; die maßlose Genußsucht und Weltlust, von der alle Kreise der Gesellschaft

beherrscht sind. Wehe über den sinnlosen, übermütigen Prunk der Reichen, welcher den Neid und den Haß des Unbemittelten aufreizt; über diese zügellose Vergnügungssucht der Arbeiter, welche sie fortwährend über die Grenzen ihres Standes hinaustreibt und zu immer neuen, immer maßloseren Forderungen anstachelt! Sehet doch zu, wie jämmerlich verwüstet der heilige Bau der Familie dasteht! Diese leichtsinnigen Ehen führen zu Sorge, Not und Unzufriedenheit; diese verwahrlosten Kinder sind die willigen Werkzeuge der Verführer; der Ungehorsam gegen die Eltern wächst später zum Ungehorsam gegen den Arbeitgeber, gegen die Obrigkeit und gegen die Diener Gottes aus. Nicht im willigen und fleißigen Dienst, im treuen Anschluß an Herr und Meister, sondern in Untreue, Verrat und rücksichtslosen Eigennutz sucht dieses Volk seinen Ruhm. Und während es weder Zucht noch Ordnung, weder Gebot noch Herrschaft mehr anerkennen will, gerät es unter die Tyrannei von allerlei unverschämten Abenteurern, welche die Betörten mit Lügen verwirren und sie schamlos ausplündern. Wahrlich, bergehoch hat sich die gemeinsame Schuld aufgehäuft; darum nieder in den Staub, daß wir Buße thun vor dem Allheiligen, dessen gerechte Strafgerichte wir in diesen beklagenswerten, socialen Kämpfen erkennen müssen.

Die unbegreifliche Güte, Huld und Barmherzigkeit des himmlischen Vaters leuchtet uns am schönen Erntefeste aus den gefüllten Speichern und den gehäuften Böden so herrlich, so rührend entgegen. Wer da nicht zu Dank und Lob und Preis hingerissen wird, der muß einen Stein im Busen tragen. Ja, der gütige Vater vergißt nicht eines Würmleins auf Erden, wie sollte er denn seiner Menschenkinder vergessen? Wozu also dieses wehleidige Murren und Klagen? Reget lieber Eure Hände fröhlich zur Arbeit, statt daß Ihr Eure Zeit mit nutzlosem Parteigezänk und Politisieren verliert! Fleißige Hand wird herrschen, aber lässige Hand wird müssen zinsen. Du Reicher, laß Dein Herz durch den gesammelten Vorrat nicht zu Geiz und Habsucht verhärten oder zu Ueppigkeit verführen, sondern denke daran, wie geschrieben steht: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb! Du Armer aber, beneide den Reichen nicht um seinen Reichtum, sondern preise Gott vielmehr, daß er zu dem Munde, der da essen will, auch ein Paar rüstige Arme geschaffen hat, die für ihn arbeiten können. Schämt Euch Eurer wehleidigen Klagen, Ihr Arbeiter! Ihr habt fürwahr viel mehr empfangen, als Ihr verdienet! Der fromme Sänger hat's auch für Euch, einen jeden ins-

besondere, gesungen: Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet!

Das Reformationsfest ist gleichsam das Geburtsfest der evangelischen Kirche. In begeisterter, schwungvoller Rede rühmt hier der Prediger die herrlichen Errungenschaften, welche wir evangelischen Christen den großen Wunderleuten unsres Gottes, den kühnen Streitern für Gewissensfreiheit und unverfälschte Wahrheit verdanken. Aber mit herzbewegenden Worten ermahnt er auch die Gemeinde, diese schwer errungenen, köstlichen Güter nun treu zu bewahren und tapfer zu verteidigen, nicht blos gegen die Angriffe der römischen Kirche, sondern vor allem gegen eine falsche Wissenschaft, welche die göttlichen Offenbarungen der heiligen Schrift und die klaren, kräftigen Zeugnisse unsres evangelischen Bekenntnisses in dem schalen Wasser ihrer Vernunftreligion auflösen möchten. Dann ruft er auf zum Kampfe gegen das rohe Heidentum und die gottlose Weltlichkeit jener schamlosen Verführer und Lügenprediger, welche die heiligen Altäre des Herrn umstürzen wollen. Und indem vor den Augen der erstaunten Gemeinde der ganze wunderbare Reichtum der evangelischen Kirche an schönen Kirchenliedern, an herrlichen Erbauungsbüchern, an erhebenden Melodien, an unübertrefflichen Schöpfungen der christlichen Kunst entfaltet wird, klingt an ihre Herzen die ernste Mahnung, acht zu haben, daß ihnen nicht unversehens das lautere Gold ihres evangelischen Glaubens gegen die trügerischen Flitter einer falschen, dämonischen Weisheit eingetauscht werde.

Wie das Reformationsfest auf den großen Wunderbau der gesammten, evangelischen Kirche, so lenkt das Kirchweihfest die Blicke hin auf das freundliche Gotteshaus, in welchem die Gemeinde ihr geistliches Heim gefunden hat. Sie soll dem Herrn der Kirche im Himmel von Herzen danken, daß sie noch immer sein köstliches, seligmachendes Wort hören und seine heiligen Sakramente in Friede und Ruhe feiern darf, und soll dieses unschätzbaren Glückes nur ja recht fleißig brauchen. Wer seine Kirche von Herzen lieb hat, der ist auch eifrig und sorgsam, alle Pflichten gegen dieselbe treulich zu erfüllen; der hält fest an den guten, christlichen Sitten seiner Väter und läßt die greulichen Mißbräuche, welche leider heute überall eingerissen sind, nicht in sein Haus kommen. Dort ist vielmehr dem Herrn ein Altar aufgebaut, um welchen sich früh, mittags und abends eine kleine Hausgemeinde sammelt, damit sie die Weihrauchopfer ihres Gebets zum Himmel aufsteigen lasse. Lasset das Wort Christi reichlich unter Euch

wohnen, und freuet Euch, daß die Füße derer, die den Frieden verkündigen, noch nicht von Euch gewichen sind. Aber denket auch der armen, verlassenen Seelen in den entsetzlichen Massengemeinden und der greulichen Verwüstung, welche wahrhaftig hier, mitten im Christenlande, ein neues Heidentum geschaffen hat. Wie könnte die evangelische Christenheit jemals ermüden, durch ihre Gebete und Gaben Stein auf Stein herzutragen, damit das zerfallene Haus des Herrn neu gebaut werde?

Am Schluß des Kirchenjahres steht das ernste Totenfest. Es geht ein Schnitter durchs Land, und mäht die Menschen nieder wie die Garben, und macht keinen Unterschied zwischen arm und reich, vornehm und gering. Er tritt in den glänzenden Palast des Fürsten wie in die Hütte des Tagelöhners — nicht Schloß noch Riegel können vor ihm schützen. Und ob jemand alle Reichtümer der Welt sein eigen genannt hätte, und ob alle Ehren auf sein Haupt gehäuft worden wären — wenn die Todesstunde kommt, dann ist diese ganze Erdenherrlichkeit nicht mehr wert, wie die Spreu, die der Wind verstreut. Gehet hinaus auf den Gottesacker und betrachtet den Totenkopf, welchen des Totengräbers Schaufel emporwirft — wer von Euch will sagen, ob er einem vornehmen oder geringen Manne angehört habe? Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht! Ihr alle, die Ihr heute noch in diesem Gotteshause versammelt seid, frisch und gesund, müsset, wer weiß wie bald, in die Todesnöte hinein. Da giebt's nur Einen, der Euch hindurchhelfen kann. Den suchet mit aller Kraft, mit allem Fleiß, und verlieret Eure Zeit nicht, die kurze, im törichten Jagen nach irdischem Gewinn und vergänglicher Lust! Drüben auf der neuen Erde wird es einmal ganz anders aussehen, als hier. Mancher, der hier stolz und glänzend daher ging, wird dort, ach, so arm, so elend, so verlassen sein; ein Glück noch für ihn, wenn er in den Hütten derer eine Zuflucht findet, die hier auf Erden klein und gering und verachtet waren, dort aber unter den Ersten stehen im Reiche Gottes. Wem tritt heute, am Tage der Toten, nicht der ganze, erschütternde Ernst des Todes und der Ewigkeit entgegen? Wer könnte darum so fühllos, so roh, so gemein sein, daß er den feierlichen Grabgang oder den wehmutsvollen Gedenktag der Entschlafenen mit ungeziemender, gottloser Weltlust entweihen sollte?

Nachdem wir so unsern Weg durch das christliche Kirchenjahr zurückgelegt haben, erschließen wir unser Herz der Freude jener heiligen Feste, welche den Liebeswerken der Kirche dienen. Und hier wollen

wir zunächst eine Bemerkung machen, welche die äußere Form und Ordnung derselben betrifft. Ueberall, meinen wir, sollten sich kleine Gruppen von Gemeinden bilden, um die Feste des Gustav-Adolf-Vereins, der äußeren und inneren Mission in regelmäßigem Wechsel zu begehen. Der Kreis, innerhalb dessen dieser Wechsel sich wiederholt, darf nicht größer gezogen werden, als so weit, daß alle, welche innerhalb desselben wohnen, an allen gefeierten Festen ohne Schwierigkeit und ohne große Opfer an Zeit und Geld teilnehmen können. Je öfter die Glieder der christlichen Gemeinden mit den ernsten Aufgaben der Kirche beschäftigt und den verderblichen Einflüssen der ausgearteten, weltlichen Feste entzogen werden, um so sicherer bleiben sie vor der Ansteckung des socialistischen Giftes bewahrt. Und welch ein Hunger regt sich doch bereits allenthalben nach einer Speise, die da besser ist, als diese geistlosen, unsittlichen Vergnügungen! Man hüte sich nur streng, etwa vor einem Turnerfeste oder Schützenfeste zurückzuweichen — noch niemals hat die Kirche bei ihren Festen über Mangel an Gästen zu klagen gehabt. Kann man einen erfahrenen Berufsarbeiter der äußeren oder inneren Mission heranziehen, damit er der gespannt lauschenden Versammlung die merkwürdigen Erlebnisse seiner Arbeit unter den Heiden draußen oder hier im eigenen Lande erzähle — um so besser. Aber auch aus anderem Munde wird ein lebendiger, frischer, volkstümlicher Vortrag jederzeit gern gehört. Nur, daß alles hübsch vorbereitet und wohl geordnet sei und dem Hörer ja nicht zu viel zugemutet werde!

Das Gustav-Adolf-Fest weckt ebenso wie das Reformationsfest in dem Herzen des evangelischen Christen das Bewußtsein der kostbaren Güter, welche die evangelische Kirche oft mit schweren Opfern an Gut und Blut gegen ihre Feinde hat verteidigen müssen. Und indem es mit ergreifenden Zügen und anschaulichen Bildern den Kampf der kleinen, verlassenen Gemeinden in der Diaspora um ihren teuren, evangelischen Glauben malt, übt es eine doppelte Wirkung in socialer Richtung aus: einmal erweckt es in der Seele des Zuhörers einen edlen Idealismus, der einen höheren Preis des Kampfes kennt, als gesteigerte Löhne und verkürzte Arbeitszeit; und zum andern beschämt die kirchliche Opferfreudigkeit der oft dürftigen Gemeinden in der Zerstreuung die Knauserei unsrer Heimatgemeinden gegen ihr eigenes Kirchenwesen.

Das Missionsfest ist heute überaus volkstümlich geworden, nachdem der Erwerb der deutschen Kolonien das Interesse für ferne Länder und Völker in unserm Vaterlande außerordentlich belebt hat. Und

man kann sagen, daß die Schilderungen der Missionare eben deshalb mit so gespannter Aufmerksamkeit angehört werden, weil sie die Gemeinden weit hinweg in die Welt des Unbekannten, Seltsamen und Wunderbaren abführen. Bei dem Gedanken an die armen Heiden, die ohne Gotteswort und Sakrament, ohne Glaube und Hoffnung, wie die unvernünftigen Tiere dahin leben, vergessen die Armen ihrer wehleidigen Klagen und opfern mit Freuden ein Scherflein für die noch viel Aermeren, während die Reichen zu der Erkenntniß kommen, welch einen unschätzbaren Wert eine einzige Menschenseele besitze, und welche Opfer für ihre Rettung von treuen Jüngern des Herrn noch allezeit dargebracht werden. Welch eine Fülle segensvoller Anregungen strömt also auch von diesem Feste in das sociale Leben ein!

Das Fest der inneren Mission stellt uns endlich mitten hinein in den Kreis der socialen Fragen. Nachdem es dem erschreckten Blicke des Zuhörers das furchtbare Elend enthüllt hat, welches hinter dem Glanz und Schimmer stolzer Großstädte verborgen ist, zeigt es auch, daß die Arznei des göttlichen Wortes und der Balsam der christlichen Liebe ganz allein die eiternden Wunden des kranken Volkskörpers zu heilen vermag. Wie Schuppen fällt es da dem Arbeiter von den Augen; es wird ihm klar, daß nichts anderes als die Sünde die Ursache der furchtbaren Leiden ist, welche seine falschen Freunde auf die Verkehrtheit der staatlichen Ordnungen zurückführen wollen; und daß es für alle sociale Schäden zuletzt doch keine andre Hilfe giebt, als die versöhnende und heilende Macht des Christentums.

Zu den besonderen Anlässen des kirchlichen Lebens, welche Gelegenheit zu einer religiösen Feier geben, rechnen wir die Ordination des Geistlichen, die Grundsteinlegung oder Einweihung des neuen Gotteshauses, die Weihe der Glocken u. s. w. Man müßte das Ungeschick des Geistlichen beklagen, der sich die Gelegenheit entgehen ließe, diese Feierlichkeiten, welche von vorn herein überall offene, fröhliche und empfängliche Herzen finden, so würdig und festlich als möglich auszugestalten. Nichts kann das öffentliche Ansehen der Kirche in dem Grade schmälern, als wenn bei den genannten Gelegenheiten Gleichgiltigkeit, Unordnung oder Formlosigkeit hervortritt. Namentlich gilt es, die zahllosen, nichtsnutzigen Vereine, welche sich leider heutzutage mit einer unerhörten Dreistigkeit überall hinzudrängen und nur allzu oft den Ernst der Feier durch unziemende Belustigungen stören, zurückzuhalten. Dagegen soll die Kirche ihrerseits nichts versäumen, um zu der geistlichen Weihe auch den erforderlichen, äußeren Schmuck

hinzuzufügen. Wer heutzutage nichts repräsentiert, der gilt auch nichts — und sind nicht alle Dinge geschaffen zur Ehre Gottes? Es läßt gar zu dürftig, wenn etwa der neugewählte Pfarrer nur so ganz verstohlen sich in seine Gemeinde hineinstiehlt, wie der Fuchs in des Bauern Hof. Man sehe doch einmal zu, wie die Katholiken ihren Geistlichen empfangen. Wenn ein katholischer Pfarrer seine Primiz feiert, dann hält die ganze Gemeinde hernach ein großes Festmahl! Es ist diese allgemeine Festfreude jedenfalls der Sache viel würdiger, als jene nachlässige und geizige Art protestantischer Gemeinden, welche oft nicht einmal zu dem Festessen die Gemeindekirchenräte heranziehen mögen, obgleich diese doch wahrlich von ihrem Amte mehr die Bürde als die Würde fühlen. Wer soll denn noch nach dem Dienste der Kirche begehren, wenn ihm auch nicht ein einziges mal ein Zeichen der Anerkennung und des Dankes gegeben wird? Pflegt man doch sonst wahrhaftig jedes Spritzenhaus und jede neue Turnhalle mit einem Commers oder Festessen auf Kosten des Gemeindesäckels für ihre wichtige Bestimmung zu weihen. Freilich kann man den Gemeinden nicht zumuten, daß sie jedes Jahr wieder einen Pfarrer mit Weib und Kind und Hausrat feierlich einholen und mit großer Festtafel ehren. Gewiß würde man ihm ja mit aller Freundlichkeit und Opferwilligkeit entgegen kommen, sofern man nur sicher sein könnte, daß er sich nicht bei nächster Gelegenheit wieder weiter meldet. Darum schaffe man so bald als möglich diese unglückliche Pfarrwahl ab, denn sie ruiniert nachgerade alles, was noch an Liebe und Anhänglichkeit, an Vertrauen und Treue, an Ehrerbietung und Opferfreudigkeit gegen die Kirche im Volke vorhanden ist.

Endlich werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die großen, allgemeinen Gedenktage, welche das Gedächtniß der wunderbaren Fortschritte und der gnadenvollen Zeiten in der evangelischen Kirche erneuern. Noch klingt der Jubel des Lutherfestes fort in unserm bewegten Herzen. Wenn jemals ein Volksfest im besten Sinne gefeiert worden ist, so war es der große Luthertag des Jahres 1883. Die Kirche sollte noch mehr Eifer zeigen, wenn es gilt, das Gedächtniß ihrer großen Helden in der Seele ihrer Glieder zu erneuern. Das wäre ein heilsames Gegengewicht gegen jene Liebedienerei, wodurch dieses Geschlecht sich entehrt und namentlich die gebildeten Kreise den Unmut und die Verachtung der untern Klassen erregen. Welch eine Fülle von Anregung und Förderung des kirchlichen Lebens verdanken wir diesem einzigen Lutherfeste! Wie manche schöne Kirche trägt den

Namen des großen Reformators, wie manche edle Stiftung verkündet seine gesegneten Thaten den späteren Geschlechtern! Und in den parochialen Familienabenden und ähnlichen volkstümlichen Feierlichkeiten religiösen Charakters verbreitet sich der Strom der Begeisterung, der dem großen, einzigen Feste entquoll, in tausend kleinen Bächlein, allenthalben segnend und befruchtend, fort und fort über die weiten Auen des evangelischen Volkslebens.

7. Kapitel.

Die Armenpflege.

Bevor wir von den Aufgaben des geordneten, geistlichen Amtes Abschied nehmen, müssen wir hier noch einer Pflicht desselben gedenken, welche allerdings heutzutage der Kirche vielfach streitig gemacht worden ist, auf welche dieselbe jedoch einen unbestreitbaren Anspruch besitzt. Wir meinen die Armenpflege. Wenn es feststeht, daß das heidnische Altertum eine eigentliche Armenpflege noch gar nicht besessen hat, daß vielmehr erst das Christentum das neue Gebot der Liebe gegeben und die Grundsätze einer wahren Wohlthätigkeit aufgestellt hat; wenn weiter die Geschichte bezeugt, daß in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung und noch während des ganzen Mittelalters die Armenpflege von der Kirche ausgeübt worden ist, wie ja auch noch heute zahllose, wohlthätige Stiftungen auf dieses ihr geschichtliches Recht hinweisen; wenn man endlich berücksichtigt, daß die theologischen Schriftsteller alter und neuer Zeit die gründlichsten, ausführlichsten und vorzüglichsten Werke über die Armenpflege geliefert haben, wer kann daran zweifeln, daß noch heutzutage der Kirche das Recht zusteht, diese schöne und heilige Aufgabe durch ihre verordneten und berufenen Diener allenthalben zu erfüllen? Und um so dringender muß sich die Kirche veranlaßt sehen, das Werk der Armenpflege wieder in die eigne Hand zu nehmen, als sie sich überzeugen kann, daß diese so unverständige, so planlose und ungeschickte Wohlthätigkeit, wie sie leider heutzutage so oft von den unkundigen Laien geübt wird, viel mehr Schaden als Segen zu stiften geeignet ist. Um diese Behauptung zu beweisen, wollen wir hier zunächst mit aller Aufmerksamkeit den Gesetzen einer ächt evangelischen Armenpflege nachspüren.

Als Gott der Herr die ersten Menschen geschaffen hatte, da sprach er zu ihnen: Erfüllet die Erde und machet sie Euch unterthan, und

herrschet über die Fische des Meeres und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet. Die Herrschaft also über die Erde ist der hohe Beruf, der einem jeden unter uns in dem diesseitigen Leben gegeben ist. Auf welche Weise aber üben wir diesen Beruf aus? Durch unsere Arbeit. Indem wir die wilden Tiere erlegen und die zahmen ins Joch spannen, indem wir aus den Stoffen der Erde unsere Nahrung, Wohnung, Kleidung und allerlei nützliche Gebrauchsgegenstände bereiten, indem wir die Kräfte der Natur in unsern Dienst zwingen, behaupten wir unser königliches Amt auf dieser Erde. Niemand ist von dieser königlichen Herrschaft ausgeschlossen, der seine Hände zur Arbeit rührt, und bestände seine Thätigkeit auch nur darin, die Steine zum Straßenbau zu zerklopfen oder die Schleusen der Stadt zu reinigen. Es kommt wenig darauf an, wie hoch oder wie gering der Beruf eines Menschen ist: so lange er nur noch durch seiner Hände Arbeit so viel erwirbt, als er für sich und seines Hauses Unterhalt bedarf, wird er seiner irdischen Bestimmung gerecht, und fühlt die ganze Würde und den Stolz seiner königlichen Macht. Ist jedoch durch irgend einen Umstand seine Arbeitskraft in dem Maße geschwächt, daß sie zu seiner Selbsterhaltung nicht mehr ausreicht; ist der im Vollbesitze seiner Kraft befindliche Mann auf die Unterstützung seines Nächsten angewiesen, dann fällt ihm die Krone seines Königtums vom Haupte; er wird zum Knechte dessen, dem er die Erhaltung seines elenden Daseins verdankt, und Schmerz und Bitterkeit ob der verlorenen Menschenwürde bemächtigt sich seines fühlenden Herzens.

Hiermit ist schon angedeutet, daß wir nicht gleich bei unserm Eintritt in diese Erde unsre Herrschaft antreten können, sondern vielmehr erst nach und nach zur Ausübung unsres Berufes heranreifen. Allein sobald der herangewachsene Mann zu der vollen Entwickelung seiner geistigen und körperlichen Kräfte gelangt ist, dann fühlt er auch das Bedürfniß nach wirtschaftlicher Selbständigkeit, Freiheit und Unabhängigkeit. Und mit dem Wunsche, sich durch seiner Hände Arbeit eine Erwerbsquelle zu erschließen, welche ihm die Erhaltung eines standesgemäßen Daseins sichert, erwacht auch die Sehnsucht im Herzen, in der Verbindung mit einem liebenden Weibe das Glück des eignen Herdes zu genießen. Wird ihm dieser Wunsch nicht befriedigt, so liegt die Gefahr nahe, daß Mißmut über seine sociale Stellung und Mißmut über die bestehenden Zustände, denen er diese schuld giebt, sich seines Innern bemächtige. Vielleicht dürfen wir nun sagen, daß das

25. Lebensjahr in Deutschland denjenigen Abschnitt im Leben des Mannes bezeichnet, bei welchem der Wunsch, von der Unterstützung anderer unabhängig zu sein, und von der eignen Hände Arbeit zu leben, nicht mehr wohl unterdrückt werden kann. Wenn es also in unserm Lande viele Leute giebt, die in der Vollkraft des Mannesalters stehen, ohne doch so viel zu erwerben, um den Ansprüchen ihres Standes gemäß zu leben; die nicht daran denken können, sich einen eigenen Herd zu gründen, oder, nachdem sie eine Ehe geschlossen haben, doch nicht in der Lage sind, sich und die Ihrigen durch ihrer Hände Arbeit zu erhalten, so ist der Schluß zu ziehen, daß die größte Zahl dieser hilflosen Menschen, wofern nicht etwa Gleichgiltigkeit oder Stumpfsinn das Ehrgefühl schon völlig erstickt hat, einen Haß auf die bestehende Ordnung werfen werden.

Nun hat es die Weisheit und Güte des Allmächtigen so geordnet, daß die Erde genug der Schätze und Gaben liefert, um alle, die auf ihr wandeln, zu beschäftigen und zu nähren. Ja, je enger die Menschen zusammenwohnen, je leichter der Austausch ihres Arbeitsproduktes vor sich geht, um so größer ist die Menge der Güter, welche ihre gemeinsame Arbeit schafft, und um so leichter wird es einem jeden, sein Leben zu erhalten. Auch hat Gott der Herr die Gaben unter seine Menschenkinder so verteilt, daß sich für jede Fähigkeit auch eine Beschäftigung findet. Wenn also nur jeder denjenigen Beruf ergreift, auf welchen ihn sein Stand, seine Familie, sein Vermögen hinweisen, und die ihm verliehenen Talente mit Eifer ausbildet, so wird einerseits keine nützliche und notwendige Arbeit ungethan, andrerseits keine willige und fleißige Hand unbeschäftigt bleiben. Nur dann, wenn die Verkehrtheit der Menschen die Harmonie der Arbeit stört, wenn Ehrgeiz oder Habsucht oder künstliche Einflüsse hier ein Arbeitsgebiet seiner Kräfte entblößen, um sie dort auf ein anderes zu häufen, so entsteht jene Disharmonie des socialen Lebens, welche hunderte von Arbeitern hilflos auf den Strand wirft, und bei hundert andern den Eintritt in die Reihe der Erwerbenden ungebührlich verzögert.

Wir wollen das reiche Gewebe von Folgerungen nicht ausspinnen, welche sich aus diesem Gesetz ergeben. Darin stimmt der Leser uns jedenfalls bei, daß die beschriebene, ungleichmäßige Verteilung der Arbeitskräfte, wie in allen Kulturländern der Erde, so auch bereits in unserm deutschen Vaterlande zahllose Mißstände heraufbeschworen hat. Während die Bauern auf dem platten Lande für die höchsten Löhne keine Viehmägde mehr auftreiben können, wimmelt die

große Stadt von Frauen und Mädchen, welche vor die furchtbare Entscheidung gestellt sind, entweder zu darben oder ihren Leib der Schande preiszugeben; während tüchtige Maurer und Eisenbahnarbeiter fortwährend vom Auslande bezogen werden müssen, haben wir Künstler, Gelehrte, Beamte u. s. w., die nicht in der Lage sind, einen eigenen Hausstand zu gründen, obwohl sie schon hoch in den Dreißigern stehen. Die socialen Gefahren, welche sich aus diesem unnatürlichen Zustande ergeben, liegen auf der Hand: jene Männer und Frauen, die nicht dazu gelangen können, ihren menschlichen Beruf zu erfüllen, obwohl sie sich im Vollbesitz ihrer Arbeitskraft fühlen und im gereiften Alter stehen, sind nur allzu leicht dem Mißmut, der Unzufriedenheit und dem Groll über die bestehenden Zustände zugänglich. Aus ihnen rekrutiert sich jenes zahllose Heer der Proletarier der geistigen und materiellen Arbeit, welches die hungernden Künstler und die gehaltlosen Beamten ebenso umschließt, wie die von der Dampfmaschine aufs Trockene gesetzten Handweber, oder die in der Sklaverei des jüdischen Kapitals schmachtende Konfektionsdamen. Wir dürfen uns eine nähere Beschreibung dieses Proletariats erlassen; wir brauchen nur nochmals auf die vortreffliche Darstellung von Riehl in seiner „bürgerlichen Gesellschaft" zu verweisen, welches Buch leider noch lange nicht diejenige Beachtung zu finden scheint, auf die es doch in dieser Zeit der socialen Wirren einen vollberechtigten Anspruch hat.

Wie der geschilderten, beklagenswerten Verschiebung der Arbeitskräfte abzuhelfen sei, das zu entscheiden ist hier nicht der Ort. Hier handelt es sich nur um die Frage, wie denn nun jene Bedauernswerten am Leben erhalten werden sollen, deren wirtschaftliche Kraft soweit gelähmt erscheint, daß sie sich auf die Gnade und Barmherzigkeit ihrer glücklicheren Mitmenschen angewiesen sehen — also um die Armenpflege.

Es giebt Socialpolitiker genug, welche mit Stolz die ungeheuern Summen nennen, die in unserm Vaterlande alljährlich für die Armen ausgegeben werden, und behaupten, daß es dieser großartigen Wohlthätigkeit doch endlich gelingen müsse, die Unzufriedenheit zu bekämpfen. Allein aus unsrer bisherigen Untersuchung ist bereits klar geworden, daß keine Meinung irriger sein kann, als eben diese. Der Mensch fühlt den hohen Beruf in sich, über diese Erde zu herrschen. Kann er diesen Beruf nicht erfüllen, dann ist er der Unzufriedenheit und dem Mißmute zugeneigt. Diese Gefühle können durch die aus der Armenkasse dargereichten Gaben nur verstärkt werden; denn jene

Gaben sind ja grade die sichtbaren Zeugnisse, welche dem Bedauernswerten seine Schwachheit und Hilflosigkeit unzweifelhaft vor Augen stellen. Man darf also ganz im Gegentheil sagen: je größer die Summen sind, welche in einem Lande für die Armenpflege aufgewendet werden müssen, desto höher beläuft sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Zahl der Unzufriedenen; desto krankhafter müssen die socialen Zustände jenes Landes gestaltet sein, und desto näher steht es den Gefahren der Revolution.

So lange nicht Gott der Herr in seinem Zorn ein Land mit Kriegsnöten und anderen furchtbaren Landplagen heimsucht, so lange nicht die naturgemäße Verteilung der Arbeitskräfte durch irgend welche menschliche Verkehrtheiten und Torheiten gestört wird, so lange sind es erfahrungsmäßig immer nur einige wenige, welche in ihrer Arbeitskraft gebrochen und außer stande, sich selbst zu erhalten, sich auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen sehen. Dahin gehören die Gebrechlichen, die Verunglückten, die Siechen, die verlassenen Wittwen und die kraftlosen Alten. Diese hat Gott gewissermaßen wie den armen Lazarus vor die Tür der Reichen gelegt, damit sie durch den Anblick solchen Elends sich das Herz rühren lassen und den Darbenden von ihrem Ueberflusse mitteilen. Die Pflicht der Barmherzigkeit ist eine heilsame Uebung für das Herz; ohne dieselbe würde der Glaube tot bleiben und die Kraft der christlichen Liebe könnte nicht in edlen Blüten hervorbrechen. Darum soll es auch nach dem Worte unsres Heilandes allezeit Arme geben; ja, nach dem Ausspruche eines alten Kirchenvaters sind die Armen gradezu die wahren Schätze der Kirche, weil durch ihre Pflege die lieblichsten Tugenden, die Demut, die Geduld, die Barmherzigkeit in den Herzen der Christen erweckt werden. Andrerseits ist auch die Trübsal eine heilsame Prüfung für die Armen selbst; ihre Herzen werden in dem Schmelztiegel der Leiden gereinigt von allen Schlacken des Weltsinnes, der Selbstsucht, des Trotzes und der Trägheit, bis das lautere, unverfälschte Gold des Glaubens hell und lieblich hervorleuchtet.

Man begreift indeß, daß diese heilsamen und segensreichen Wirkungen der Armut allenthalben nur dann erzeugt werden können, wenn das Werk der Armenpflege in ächt christlicher Weise genau nach den Worten der heiligen Schrift geübt wird. Schon eine leichte Abweichung von diesem Worte zerstört den Segen der Armut; wird aber die Armenpflege gar in plumper, roher und rücksichtsloser Manier getrieben, dann säet sie nicht Friede und Liebe und Dank, sondern

sie pflanzt vielmehr die Keime zu allen nur denkbaren Untugenden in die Furchen der vom Pfluge des Leidens aufgerissenen Herzen: die Bitterkeit, den Haß, die Verzweiflung, den Trotz, die Stumpfheit, den Leichtsinn, die Trägheit. Wie notwendig ist es darum, daß nur fromme, weise und wohlerfahrene Männer diese wichtige Thätigkeit ausüben, und welch ein Schaden kann entstehen, wenn sie in die plumpen Hände unverständiger Stümper gerät!

Hierbei sei bemerkt, daß wir unter der Armenpflege, wie sie hier in Frage kommt, immer die Wohlthätigkeit im großen Stile verstehen. Denn wenn es sich etwa darum handelt, nur einem kranken Nachbar eine Suppe hinüberzutragen, so ist zu diesem Geschäfte ein tieferes Studium und eine größere Uebung allerdings nicht erforderlich; ein gläubiges, christliches Herz wird hier schon die rechte Art und Weise finden, wie die Gabe dargebracht werden muß. Allein wenn es darauf ankommt, die Armen eines ganzen Bezirks oder einer ganzen Gemeinde mit Weisheit und Liebe zu pflegen, dann ist diesem schwierigen Geschäfte nur ein Mann gewachsen, der, wie der Geistliche, ebenso die Tiefen der heiligen Schrift erforscht, wie in die Tiefen des menschlichen Lebens und des menschlichen Herzens hineingeschaut hat.

Leider aber ist das Werk der Armenpflege in letzter Zeit mehr und mehr aus den Händen der Geistlichen gerissen worden. Teilweise hat sich der Staat ihrer bemächtigt. Er hat die Armenpflege gradezu als eines seiner unveräußerlichen Rechte bezeichnet und durch umfängliche Gesetzesvorschriften genau geregelt. Soweit seine Thätigkeit noch nicht ausreicht, haben Privatpersonen und Vereine eingegriffen, nachdem ein jeder von ihnen sich eben zur Armenpflege berufen fühlte und sich die erforderliche Kraft und Weisheit zutraute. Und nun haben sie alle gearbeitet, so gut sie es vermochten. Wir wollen nicht leugnen, daß unter diesen Umständen von den Laien manches wirklich edle und segensreiche Werk vollbracht worden ist; allein die Kirche hat auch schon sehr viel Stümperei und Pfuschertum mit ansehen müssen, und das rasche Wachstum der Socialdemokratie in den letzten Jahren beweist, daß die bisher geübte Wohlthätigkeit allerdings nicht im stande gewesen ist, die zwischen arm und reich breit klaffende Spaltung zu überbrücken. Der Fehler, welchen die gegenwärtige Armenpflege begeht, beruht in der Hauptsache darin, daß man auf die Eigenschaften der menschlichen Seele nicht die gebührende Rücksicht nimmt. Man behandelt die Armen mehr wie die unvernünftigen Tiere, und meint, es genüge schon, ihre leiblichen Bedürfnisse zu stillen, um sie zu be-

friedigen. Allein das ist ein ungeheurer Irrtum. Bei einem fühllosen Tiere freilich hat man weiter nichts zu thun, als daß man ihm den Trog mit Futter vollschüttet; es frißt und wird fett dabei und fragt nicht, woher das Futter kommt oder wer es ihm giebt. Ein Mensch aber hat in seiner Brust ein Herz mit den feinsten Empfindungen, und wenn man seine sittliche Persönlichkeit nicht mit ächt christlicher Weisheit und Schonung behandelt, dann geht die äußere Gabe der heilsamen, erzieherischen Wirkung verlustig. Wer überhaupt von der Armenpflege bedacht werden soll, wie die zur Ausübung derselben nötigen Mittel aufzubringen sind, in welcher Form sie den Unterstützten zugehen und in welcher Weise die Gabe verabreicht wird — das alles sind Fragen, die auf das genaueste untersucht werden müssen, wenn anders die Armenpflege eine gedeihliche Wirkung ausüben soll.

Wer soll überhaupt von der Armenpflege bedacht werden? Die Humanität antwortet: jeder, der sich nicht selbst zu helfen im stande ist. Der Staat schließt sich mit seiner Armenordnung diesem Grundsatze an. Allein hier hat die christliche Weisheit schon manche bedenkliche Einwendung zu machen. Ein unbedingtes Recht auf Unterstützung steht nach der Ordnung Gottes keinem Armen zu. Die Gabe ist durchaus ein Werk der freien Liebe. Wer nicht arbeiten will, spricht Paulus scharf und schneidig, der soll auch nicht essen. Die Armut ist die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit für die Trägheit, den Ungehorsam, das Laster; und ein rechter Christ denkt nicht daran, dem göttlichen Richter in die Arme zu fallen. Allerdings vermag es die Liebe nicht, mit gleichgiltigem Blick den Bruder leiden zu sehen, selbst wenn er sein Elend offenbar selbst verschuldet hat; sie bietet ihm vielmehr eine Hand der Rettung dar. Allein wenn er diese Hand trotzig von sich stößt, sein Herz der Buße verschließt und in seinen Sünden beharrt, dann bleibt ihr nichts übrig, als sich von ihm zu wenden und ihn dem Gerichte des Ewigen zu überlassen. Ebenso wenig kennt die heilige Schrift eine äußerliche, gesetzliche Pflicht der Unterstützung des Nächsten. Sie fordert nur die freie That der christlichen Liebe, aber sie weiß nichts vom Zwang. Der Staat dagegen fordert die Mittel, welche die von ihm geordnete Armenpflege in Anspruch nimmt, unerbittlich von seinen Bürgern ein, und legt ihnen eine Steuer auf, die oft einen gradezu erschreckend hohen Anteil des öffentlichen Wohlstandes verschlingt. Welche Uebelstände sich aus dieser staatlichen Armenpflege ergeben, brauchen wir nicht des weiteren aus-

einanderzusetzen. Die Gewißheit, auf jeden Fall vor dem Hunger geschützt zu sein, befördert die Trägheit der Arbeitsscheuen. Die wohlgefüllten Armenkassen der Großstädte locken eine Menge träger, leichtsinniger und lasterhafter Leute dahin, welche das großstädtische Proletariat mit reißender Schnelligkeit vermehren. Dazu kommt noch dieses famose Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, welches die einzelnen Gemeinden gewissermaßen aufmuntert, solcher Elemente, die möglicherweise einmal der Armenkasse zur Last fallen könnten, sich um jeden Preis zu entledigen. Dieses unselige Unterstützungswohnsitzgesetz ist es, welches den Armen unstät von Ort zu Ort treibt, welches alle Bänder der Liebe, der Anhänglichkeit, des Heimatsgefühles zerreißt, welches die christliche Liebe bestraft und auf die Hartherzigkeit und die Selbstsucht eine Belohnung setzt. Könnte man nachrechnen, wieviel Socialdemokraten allein durch das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz geschaffen worden sind, man würde eine ungeheure Summe bekommen.

Wir sagten, daß in der Auswahl derer, welche mit Gaben bedacht werden sollen, die Humanität den gleichen Fehler mit dem Staate begeht. Sie streut allen Dürftigen ihre Gaben in den Schooß, ohne ihren Wandel einer strengen Prüfung zu unterwerfen, und ohne die sittliche Kraft der Empfänger zu eigner Thätigkeit anzuspornen. So wird die Faulheit unterstützt, das Laster ermuntert, der Leichtsinn in seinen verkehrten Wegen bestärkt. Besonders schädlich wirkt diese unchristliche Humanität dann, wenn sie ihre Gaben über unmündige Kinder ausschüttet. Wer will das Unheil ermessen, welches in diesen jungen Herzen angerichtet wird, wenn sie schon frühzeitig zu der Ueberzeugung geführt werden, daß die Gaben der Reichen eine selbstverständliche Sache sind, und daß der Arme, der eben nicht genug zum Leben zu haben meint, nur die Hand auszustrecken braucht, um sie sich von den Vermögenden füllen zu lassen?

Die nächste Frage, welche sich nun erhebt, lautet: Durch welche Mittel sollen die Gaben der Armenpflege herbeigeschafft werden? Der Zwang, sahen wir, den der Staat durch das Gesetz auf seine Bürger ausübt, ist entschieden zu verwerfen. Wenn die Gabe, welche dem Elenden verabreicht wird, nicht eine freiwillige ist, dann hat sie überhaupt keinen sittlichen Wert. Und wer da meint, daß die Tausende und Abertausende, die alljährlich von den Armenkassen des Staates bedacht werden, die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Bemittelten empfinden, aus deren Taschen jene Gaben mit Gewalt gezogen werden,

der irrt sich. Die Armen betrachten die Armenunterstützung des Staates als ihr gutes Recht; ja, sie sehen darin nur eine Abschlagszahlung, denen gewährt, die eigentlich auf das völlig gleiche Maß von Ehren und Gütern, wie die andren Bürger, Anspruch hätten. Durch die Armenunterstützung des Staates ist noch kein guter Bürger geschaffen worden; und wenn jenen Almosenempfängern nicht die Wahlrechte abgeschnitten wären, so würde man sehen, daß sie zum größten Teile der socialdemokratischen Partei angehören. Eine berühmte Prophetin des Socialismus, Louise Michel, hat denn auch bei ihren Vorträgen in London vor ein paar Jahren offen gestanden, daß England an seinem Armengesetz gradezu eine socialistische Einrichtung besitze, welche in Frankreich noch fehle. Nicht an die Mildthätigkeit habe sich der Unbemittelte und Arbeitslose zu wenden, wenn er die Bestimmungen des Armengesetzes anrufe, sondern das sei sein Bürgerrecht. Die Arbeiter freilich erkennen die Schranke nicht an, welche der Staat diesem Bürgerrechte zu geben für gut findet; sie begnügen sich nicht mit einem Almosen, durch welches sie vor dem Hungertode notdürftig geschützt werden, sondern sie verlangen mit stürmischer Entschiedenheit die volle Gleichheit des Besitzes, der Genüsse und der Ehren.

Einen andern Weg, Geld für Armenzwecke zusammenzubringen, schlagen die humanitären Vereine ein. Sie benutzen den Ehrgeiz und die Vergnügungssucht als die Hebel ihrer Thätigkeit. Und man kann sagen, daß sie ihre Ziele mit einer ungemeinen Rohheit und Rücksichtslosigkeit verfolgen. Die Spekulation auf die Gewinnsucht, welche mit den Wohlthätigkeitslotterien getrieben wird, ist noch die mildeste Form dieser Art, Geld zu machen. Die bekannten „Fechtschulen“ benutzen Theaterpossen, Tanzvergnügungen, Trinkgelage, Maskenbälle, um ihre Kassen zu füllen. In vielen, namentlich protestantischen Großstädten wird zum besten der Armen mit einem wahren Feuereifer Karte gespielt. Wenn die Kugeln tagelang auf der Kegelbahn rollen, oder die Zweiräder die Rennbahn entlang sausen, so kann man hören, daß diese Ausdauer und diese Hingabe des Spiels nur der Wohlthätigkeit gilt. In Wien stellt eine Dame fürstlichen Geblüts ein Wohlthätigkeitsfest nach dem andern an; ja, sie steigt von der Höhe ihres Fürstentrones auf die Schaubühne des Dilettantentheaters herab, um selbst in allen möglichen Possen und Operetten zum besten der Armen zu mimen. Und doch wird es ein feines, sittliches Gefühl höchstens dem Berufsschauspieler zu Gute halten, wenn er seine Kunst

der Wohlthätigkeit dienstbar macht. Auch der Gebrauch der sonst zulässigen Wohlthätigkeitskoncerte wird, selbst wenn diese nur Schönes und Edles bieten, durch das Uebermaß zum Mißbrauch. Es giebt aber heutzutage überhaupt kein Mittel mehr, welches die Humanität nicht schon angewendet hätte, um ihren menschenfreundlichen Trieben huldigen zu können. Natürlich verfehlt diese Art von Wohlthätigkeit fast regelmäßig ihrer Wirkung. Die Armen erblicken in den Lustbarkeiten der Vermögenden nur ein übermütiges Spiel mit ihrer Armut, und werden viel eher zum tiefsten Ingrimm, als zur Dankbarkeit angereizt. Auch hat die Gabe selbst, die ihnen in die Hände gelegt wird, nichts von jener heiligen Majestät, welche die Gabe ächter Christenliebe umgiebt. Das mit Lüsten und Freuden erworbene Geld wird auch mit Lüsten und Freuden wieder umgebracht. Davon hat die Humanität schon die allerbittersten Erfahrungen machen müssen. Wo diese Vergnügungswohlthätigkeit das Feld behauptet, da ist auch jedesmal Leichtsinn, Trägheit, Arbeitsscheu und Verschwendung zu Hause; und im engen Freundschaftsbund mit all diesen lieblichen Tugenden hat die Socialdemokratie ihr Zelt aufgeschlagen. Mit Recht haben Witzblätter aller Art über die vergnügte Wohlthätigkeit unsrer höhern Kreise schon hundertmal die schärfste Lauge ihres Spottes ausgegossen. Mit dumpfer Resignation sitzt ein alter Haudegen im Koncerthaus und läßt den brausenden Wogenschwall der Wohlthätigkeitsmusik über sich ergehen. Eine neben ihm sitzende Dame wendet sich an ihn mit der erstaunten Frage: Lieben Sie die Musik, Herr Oberst? Ich fürchte sie nicht, erwidert er mit todesmutiger Miene. Eine zärtliche Mutter erblickt die jugendlichen Gestalten ihrer Töchter in der Verkaufshalle des Wohlthätigkeitsbazars. Mit mütterlichem Stolze ruft sie aus: ei, wie hübsch Euch die Wohlthätigkeit ansteht! Als im November 1887 jene vielbesprochene Versammlung beim Grafen Waldersee in Berlin stattfand, in welcher hochangesehene Persönlichkeiten über die Beschaffung der notwendigen Geldmittel zur Unterstützung der berliner Stadtmission Beratung pflogen, da wurde alsbald bekannt gegeben, man habe zuerst die Absicht gehabt, die erforderlichen Summen durch verschiedene größere Festlichkeiten zu beschaffen, dieser Entschluß sei jedoch durch besondere Umstände durchkreuzt worden. Sofort bemächtigte sich der „Kladderadatsch“ dieser Sache und witzelte: die beabsichtigten Festlichkeiten würden dennoch stattfinden; es sei schon ein halbes Hundert glattgescheitelter, frommer Jünglinge für die Wohlthätigkeitstänze eingeschult worden. Hoffentlich nimmt die innere

Mission die Mahnung, sich ja nicht in die verwerflichen Bahnen der unchristlichen Welt hineinziehen zu lassen, ernstlich zu Herzen!

In welcher Form, fragen wir weiter, sind die Gaben der Armen zu verabreichen? Soll man ihnen baares Geld geben oder soll man sofort ihre Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung u. s. w. selbst versorgen? Manche, und darunter Vertreter der positiven Theologie behaupten, daß man den Armen nie Geld in die Hände geben dürfe. Diese Ansicht ist indessen unrichtig. Vielmehr fordert das Gesetz einer guten Volkserziehung, welches überall die oberste Regel der Armenpflege bilden muß, daß der Armenpfleger sich freundlich mit seinen Armen über ihre Bedürfnisse bespreche und sie so wenigstens zu Mitverwaltern ihrer Angelegenheiten mache. Es ist wahr, daß die Armen oft das Geld, welches man in ihre Hände legt, leichtsinnig verschwenden oder unzweckmäßig anlegen. Daher ist es allerdings geboten, ihnen bei der Regelung ihrer Verhältnisse ratend zur zu Seite stehen, und ihre Lebensweise aufmerksam zu kontrolieren. Allein die christliche Armenpflege betrachtet den armen Mann stets in seiner männlichen Würde und Reife und hütet sich, ihn wie ein kleines Kind zu bevormunden, weil sie weiß, daß eine solche hochmütige Bevormundung ihn nicht blos aufs bitterste kränkt, sondern daß sie auch den Zweck einer wahren Armenpflege vereitelt. Denn dieser besteht darin, dem Hilflosen seine sittliche ebensowohl wie seine wirtschaftliche Selbständigkeit zurückzugeben. Dieser Gesichtspunkt ist es auch, welcher es als Hauptaufgabe einer christlichen Armenpflege erscheinen läßt, den Arbeitsfähigen unter den Armen vielmehr Arbeitsgelegenheit zu verschaffen, als ihnen nur Gaben in den Schooß zu schütten. Die Humanität greift auch in diesem Punkte unzählige male fehl. Sie begnügt sich einfach damit, dem Hilflosen die Gabe in die Hand zu legen, ohne die Wünsche seines Herzens zu erkunden, ohne ihn in seiner Lebenshaltung zu beraten und ohne auf seine wirtschaftliche Selbständigkeit bedacht zu sein. Daher verfehlen ihre Wohlthaten gemeiniglich ihres Zweckes, in welcher Gestalt sie auch immer gegeben werden mögen. Geld wird in leichtsinniger, unzweckmäßiger Weise vergeudet, Kleidungsstücke wandern zum Trödler. Der Gabenregen befruchtet nur das Unkraut der Trägheit, der Sorglosigkeit, der Begehrlichkeit, ohne die edlere Pflanze des Fleißes, der Thatkraft und der Dankbarkeit zu bewässern.

In welchem Falle, fragen wir weiter, ist es geraten, helfend einzugreifen? Die Antwort scheint durch die bisherige Ausführung schon gegeben zu sein. Wo der Notstand eine solche Schärfe erlangt hat,

daß der davon Betroffene offenbar ein menschenwürdiges Dasein nicht mehr führt, da muß die Mildthätigkeit eingreifen. Wo jedoch genügende Mittel noch vorhanden sind, um dem Hunger und dem Frost zu wehren, ist ein solcher Eingriff nicht nötig. — Allein so einfach liegt die Sache doch nicht. Denn da viele Proletarierfamilien niemals aus dem Elende herauskommen, so würde aus den aufgestellten Grundsätzen folgen, daß sie bleibende Kostgänger der christlichen Armenpflege sein müssen. Die christliche Armenpflege greift indessen nie ohne besonderen Anlaß ein, und nie ohne einen bestimmten Zweck. Die heilige Schrift spricht: Arme und Reiche müssen sein. Sie predigt den Armen, daß sie ihre Armut als eine unabänderliche Schickung Gottes hinnehmen und mit Geduld und Demut ertragen sollen. Nur dann, wenn durch irgend welche Ursachen besondere Notstände eintreten, denen die Betroffenen nicht aus eigner Kraft begegnen können, springt die christliche Liebe ihnen zur Seite. Es ist ihr nicht etwa darum zu thun, die Armen aus dem Stande ihrer Armut überhaupt herauszuheben, sondern vielmehr darum, jeden möglichst in seinem Stande zu erhalten. Der vielgebrauchte Begriff eines menschenwürdigen Daseins, welcher unter den Händen seiner Verfechter jede nur irgendwie beliebte Dehnbarkeit annimmt, ist für sie überhaupt nicht vorhanden. Sie beugt also vor allem dem wirtschaftlichen Rückgange vor, und wo die Gefahr eines solchen droht, greift sie ein, auch wenn der Bedrohte eben nicht zu den äußerlich Aermsten gehöret. Die christliche Liebe hilft nicht blos dem Fabrikarbeiter, sondern auch dem Handwerker, der unverschuldet in Not geriet, dem Lehrer, Beamten oder Geistlichen, der von besonderen Schicksalsschlägen getroffen wurde. Ohne besondern Anlaß greift sie nicht ein; wenn sie aber eingreift, dann hilft sie so kräftig, daß dem Unglücklichen auch wirklich geholfen ist. So tritt der Geistliche in die Hütte des Arbeiters, wenn Krankheit oder Tod in dieselbe eingezogen sind; und indem er die betrübten Herzen teilnehmend mit dem Worte Gottes tröstet, fragt er zugleich auch, ob wohl noch Mittel genug vorhanden sind, um den Arzt und die Arzenei zu bezahlen, um eine kräftige Speise zu bereiten oder für ein würdiges Begräbniß des Entschlafenen Sorge zu tragen. Dem Beamten, dessen Haus von langer Krankheit heimgesucht ward, dem siechen Lehrer, der einer Badekur benötigt ist, reicht die Liebe ihre helfende Hand. Ganz anders die Humanität. Sie beschränkt ihre Hilfe fast nur auf das Proletariat und streut hier blind und ohne besonderen Anlaß und Zweck ihre Gaben aus. Reiche Leute glauben sich ein ganz besonderes

Verdienst zu erwerben, wenn sie von Zeit zu Zeit Geld unter die Armen verteilen. Allein diese Wohlthätigkeit verfehlt ihres wohlgemeinten Zweckes. Stumpfsinnig, als ein kränkendes Zeichen ihrer Erniedrigung, wird das Geld von den Beschenkten entgegengenommen und gemeiniglich bald wieder vergeudet. Zu einem wahren Unfug sind die Weihnachtsbescheerungen der Armen ausgeartet. Als ob das heilige Evangelium des Weihnachtsfestes, welches den Reichen predigt, daß sie die Armen und Hilflosen mit brüderlicher Liebe umfassen sollen, auch nur für das Weihnachtsfest gälte, überschüttet man die Armen zur Weihnachtszeit mit einem wahren Platzregen von Geschenken, der natürlich auch, wie jeder Platzregen, bald wieder ohne große Wirkung verlaufen ist. Die ganze übrige Zeit des Jahres aber kümmern sich diese Wohlthäter nicht ein einziges mal um ihre Pflegebefohlenen. Es ist ein wahrer Jammer, was man an manchen Orten in unserm Deutschland mit der Zeit aus dem schönen Weihnachtsfeste gemacht hat: es ist ein Fest, wo der Ehrgeiz prunkt, wo die Heuchelei ihr verächtliches Wesen treibt, wo die Vereinsmeierei blüt und die Habsucht ihre Triumphe feiert. Man möchte den Veranstaltern dieser zahllosen Weihnachtsfeste den Rat erteilen, sich doch einmal zu den neubekehrten Christen nach Indien zu begeben, damit sie dort wieder lernen, wie eigentlich eine ächte Christfeier gestaltet sein muß.

Die christliche Liebe fordert ferner, daß die natürlichen Gemeinschaften, in welche Gott den Menschen hineingestellt hat, von den Pflegern der Armen stets mit Zartheit berücksichtigt werden. Daß nicht der Gatte von der Gattin, nicht das Kind von seinen Eltern, nicht der Lehrling von seinem Meister losgerissen werde! Befestigen will die christliche Weisheit die Bänder der Familienliebe, aber nicht zerreißen. Die grausame Humanität aber zerreißt sie mit kecker Hand. Besonders scheut sie sich nicht, den Eltern der Kinder Herzen zu stehlen, wie einst Absalom dem Könige des Volkes Herzen stahl, indem er sich zwischen den Vater des Vaterlandes und seine Landeskinder eindrängte, und diese mit Geschenken und bestrickenden Schmeicheleien an sich lockte. Man versammelt die Kinder der Armen auf dem erleuchteten Festsaal und führt sie an den gedeckten Weihnachtstisch, während man die Eltern beiseite schiebt. Ob sie zur Bescheerungsfeierlichkeit eingeladen werden, das ist gleichgiltig; es fragt sich hier, wer dem Kinde die Gabe reicht, und ob nicht die armen Eltern tief gedemütigt werden, wenn ihnen in so kränkender Weise vor Augen geführt wird, daß sie ihren Kindern nicht einmal soviel Wohlthat und

Pflege angedeihen lassen können, wie selbst die unvernünftigen Tiere ihren Jungen. Ueberhaupt — welcher Vater, der seine Kinder lieb hat, wünscht denn, fremde Leute zu Zeugen zu haben, wenn er mit dem Kinde sich des gütigen Weihnachtsmannes freut? Diese Humanität aber geht wahrhaftig mit den Kindern der Armen um, als ob es ihre willenlosen Spielwerke wären. Man veranstaltet ihnen ein Fest, man fährt sie auf der Eisenbahn ins Land hinaus, man führt sie in die Ausstellung, man stellt allerlei Schauspiele mit ihnen an, und man findet es ganz selbstverständlich, daß die Eltern mit dieser Willkühr einverstanden sind, ja, dieselbe auch noch als eine besondere Gnade betrachten. Die Armen schweigen freilich zu diesem Unfuge still, sie lassen sich auch die Geschenke der Kinder gefallen — aber der Stolz und die Würde ihres Elternamtes wird ihnen durch diese rücksichtslose Verachtung ihrer Rechte geraubt, und wenn der Stumpfsinn noch nicht jedes bessere Gefühl in ihnen erstickt hat, dann empfinden sie die Herabwürdigung ihrer Person in den Augen der Kinder mit tiefer Bitterkeit.

Auf welche Art und Weise sollen endlich die Gaben den Armen verabreicht werden? Auf diese Frage antwortet unser Herr und Heiland selbst in seinem bekannten Ausspruche über das Almosengeben Matth. 6, 1—4. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß Almosen in der Stille gegeben werden müssen. Allein welche Gaben sind denn überhaupt als ein Almosen zu betrachten? Hier müssen wir versuchen, die verschiedenen Arten von Geschenken, welche unter Christenleuten gegeben zu werden pflegen, in eine gewisse Ordnung zu bringen, damit wir den wahren Begriff des Almosens finden, und uns zugleich über die Art und Weise klar werden, wie dieselben zu verabreichen sind.

Zuerst kennt man in der Welt der Gebildeten jene reichen Geschenke, welche als Ehrengabe bezeichnet werden. Eine Ehrengabe hat z. B. das deutsche Volk dem Fürsten Bismarck überreicht, als es den Tisch seines siebzigsten Geburtstages mit einer namhaften Geldsumme bedeckte. Eine Ehrengabe wird dem glücklichen Empfänger geboten nur mit Rücksicht auf seine außerordentlichen Verdienste, ohne Rücksicht auf seine Bedürftigkeit. Mit einer Ehrengabe beschenkt der Fabrikant seinen treuen Arbeiter, wenn er z. B. zum fünfundzwanzigjährigen Arbeitsjubiläum ihm eine ansehnliche Geldsumme in die Hand legt oder sein Haus mit allerlei zierlichen Gerätschaften schmückt. Es ziemt sich, daß eine solche Ehrengabe mit dem Glanze einer öffent-

lichen Feier umgeben werde, damit sie die Verdienste ihres Empfängers verkünde und die Andern zur Nacheiferung seiner Treue ansporne.

Ein wenig andrer Art ist die Gratifikation. Diese dient allerdings auch zur Belohnung treuer Dienstleistungen, allein sie nimmt zugleich auf die Bedürftigkeit des Empfängers gebührend Rücksicht; sie dient also ebenso der Anerkennung, wie der Unterstützung. Beamte, die sich treu gezeigt haben und die eine Extragabe wohl brauchen können, bekommen eine Gratifikation. Beim Feste der Bauhebe pflegt man den Bauleuten eine Gratifikation zu geben. Lehrer und Geistliche, die mit Sorgen zu kämpfen haben, erhalten ab und zu durch die Gunst ihrer Behörde ein Gratifikation. Wie ist nun diese Gabe zu verabreichen? Wir sagen: nicht ganz in der Stille, aber auch nicht öffentlich. Es soll im Kreise der Berufsgenossen bleiben, wer eine Gratifikation empfangen hat. Auf diese Weise wird das Ehrgefühl der Empfänger den Draußenstehenden gegenüber geschützt und doch zugleich den Berufsgenossen ein Ansporn zu gleicher Treue gegeben. In diesem Punkte begehen nun schon Fabrikanten, Handelsherren u. s. w. sehr oft einen Fehler. Wenn sie nämlich zu Weihnacht ihre Arbeiter mit einer Gratifikation bedacht haben, so sorgen sie auch dafür, daß diese Mildthätigkeit in den Zeitungen verkündet werde. Dieser Ehrgeiz trägt keine guten Früchte. Denn welcher Mensch, fragen wir, läßt sich gern von Andern in die Tasche gucken? Der Arbeiter ärgert sich, wenn jedermann erfährt, was er bekommen hat, und läuft außerdem noch Gefahr, von irgend einem guten Freunde auf seine Gratifikation hin angeborgt zu werden.

Endlich das Almosen. Ein Almosen ist eine Gabe, welche nur mit Rücksicht auf die Bedürftigkeit des Empfängers gegeben wird, und zu seiner Arbeit in keinerlei Beziehung steht. Das Almosen sucht ja eben jene Bedürfnisse zu befriedigen, welche eigentlich durch die Arbeit des Empfängers gedeckt werden sollten. Es ist ein Zeugniß seiner Schwäche und Ohnmacht, und ganz geeignet, ihn tief zu demütigen. Von dieser demütigenden Wirkung behält das Almosen unter allen Umständen etwas, auch wenn der Empfänger sich das Zeugniß geben darf, daß er ohne Schuld in Not geraten ist. Aber eben, weil es sich hier um ein Zeugniß der menschlichen Schwäche handelt, fordert die Rücksicht auf das Gefühl des Empfängers, daß Almosen ganz in der Stille gegeben werden. Dann hat auch die Not einen Segen, wenn etwa der Geistliche den Armen, der sich nicht selbst helfen kann, in seiner Hütte aufsucht, ihn über seine Armut tröstet, mit ernster

Freundlichkeit ihn auf die Fehler seines Lebenswandels oder seiner Wirtschaft aufmerksam macht, ihm eine Handreichung darbietet und ihn ermahnt, Gott dem Vater der Barmherzigkeit herzlich Dank zu sagen, daß es noch mildthätige Menschen giebt, welche des Armen in seiner Not gedenken. Bei diesen stillen, feierlichen Scenen brechen gewöhnlich die Tränen aus den Augen des Armen, die Zeugen seines gerührten und beschämten Herzens; da sind die Gaben wahrlich die heilende Arznei für die Wunden des Elends und die Samenkörner aller schönen Christentugenden.

Allein auf welche Weise giebt nun die Humanität ihr Almosen? Sie liebt auf jeden Fall die Oeffentlichkeit ihrer Bescheerungen. Zwar leugnet sie, daß Ehrgeiz die Triebfeder ihrer Handlungen sei, zwar behauptet sie, daß nur die größere Feierlichkeit die Oeffentlichkeit ihrer Liebeswerke veranlasse, zwar läßt sie es an guten Ermahnungen der Armen nicht fehlen, allein sie täuscht uns mit allen diesen Ausflüchten doch nicht. Wenn das Ehrgefühl des Armen beleidigt wird, so können alle schönen Ermahnungen die geschlagene Wunde nicht wieder heilen. Und die prunkvolle Feierlichkeit einer öffentlichen Bescheerung ist lange nicht so heilig, wie die ernste Feierlichkeit der stillen Scenen in der Hütte der Armen, die wir soeben geschildert haben. Es ist also unzweifelhaft, daß die öffentlichen Bescheerungen der Humanität trotz ihrer Gebete und Gesänge, trotz ihrer künstlerischen Ausstattung und ihrer Rührscenen einen socialen Schaden anrichten, welchen nochmals zu schildern wir uns wohl ersparen können.

Allenthalben sehen wir also, daß die Humanität den erzieherischen Gedanken, welcher doch eben das wertvollste an der christlichen Armenpflege ist, ganz und gar aus den Augen setzt. Das Gesetz der göttlichen Weltordnung, wonach jedem Menschen von seinem Schöpfer durch seine Geburt in einer bestimmten Familie eine bestimmte Stufe auf der Leiter der menschlichen Gesellschaft angewiesen ist, wird von der Humanität hundertmal umgestoßen. Sie scheut sich nicht, den Armen fortwährend mit Bedürfnissen bekannt zu machen, die weit über seinen Stand hinaus gehen. Namentlich die Kinder werden von ihr in einer Weise verwöhnt, aus welcher die unheilvollsten Früchte für das aufwachsende Geschlecht entsprießen müssen. Man traktiert die Kinder der Arbeiter mit Pfannkuchen und Chokolade und anderen Leckerbissen, von denen das Kind eines bescheidenen Handwerkers nichts weiß; man führt sie auf die Eisbahn oder in die Ausstellung, während die Eltern gar nicht daran denken können, sich die Herrlichkeit der

letzteren zu erschließen. Man giebt ihnen zum Christfeste Gaben, wie sie der einfache Beamte seinen Kindern nicht reichen kann. Welches ist nun anders die Folge dieser gedankenlosen Humanität, als daß sie ein Geschlecht groß zieht, dessen Ansprüche mit der Zeit so ungeheuer wachsen, daß sie überhaupt nicht mehr befriedigt werden können?

Wir wiederholen, daß der Hauptzweck der christlichen Armenpflege darin besteht, die Armen zu sittlicher und wirtschaftlicher Selbständigkeit zu erziehen. Es gilt also vor allem, die moralischen Eigenschaften des Arbeiters zu pflegen, wenn man ihm Gutes erweisen will. Die sittliche Erziehungsanstalt des Volkes ist die Kirche; daneben fördern noch Schule und Haus die sittlichen Eigenschaften ihrer Glieder. Man muß also verlangen, daß eine verständige Wohlthätigkeit vor allem daran denkt, für die notwendige, geistliche Verpflegung der Armen durch die Kirche zu sorgen, ihren Kindern eine Schule zu bauen und ihnen zu einer geordneten Häuslichkeit zu verhelfen. Von der Humanität dagegen werden alle diese notwendigen Erziehungsmaßregeln gründlich vernachlässigt. Man schaue einmal im Lande umher! Wir haben Ortschaften von zehntausend Seelen, die noch nicht einmal eine Kirche besitzen. Hat etwa die Humanität sich dieses beklagenswerten Zustandes jemals angenommen? Nie. Oder man betrachte die Wohnungen der Armen. Wir werden später beweisen, daß die Wohnungsnot der Arbeiter eine der Hauptquellen ihrer Unzufriedenheit ist. Hat die Humanität bis heute auch nur ein einziges Arbeiterhaus gebaut? Sie hat für diese wichtige, sociale Aufgabe keinen Sinn. In Leipzig ist in den Jahren 1870—1886 an 15166 Kinder „würdiger Armer“ die Summe von 146219 Mk. in Weihnachtsgaben verschwendet worden. Der Gabenregen ist vorbeigeflutet, und wenn wir heute nach seiner Wirkung fragen, dann wird man sie uns schwerlich zeigen können. Für dieses Geld hätte man gut und gern acht Arbeiterhäuser bauen können, welche von vierundzwanzig glücklichen Arbeiterfamilien bewohnt worden wären. Man hätte für die verschwendete Summe beinahe ein ganzes Gotteshaus errichten können. Wer hat die zahllosen Arbeiter herangezogen, welche Leipzigs Vorstädte bevölkern? Wer anders als die reichen Industriellen und Handelsherren dieser Stadt? Nun wohl, fühlen sie nicht die Pflicht, dafür zu sorgen, daß diese Leute, von deren Arbeit sie reich geworden sind, nun auch gesunde und ausreichende Wohnungen, hinlängliche Schulen und würdige Gotteshäuser haben? Statt dessen muß die Kirche — Gott sei es geklagt — mit dem Klingelbeutel im ganzen Lande umherziehen, um einem Arbeiter-

orte von 15000 Seelen endlich eine Kirche zu bauen. Man weiß, daß die Bauern auf dem Lande niemals eine Weihnachtsbescheerung für arme Kinder anstellen. Warum können nun die Tagelöhner der fremden Hilfe entraten? Warum? Und warum sind sie zumeist zufriedene, fleißige Leute, während in den Großstädten das socialdemokratische Proletariat sitzt? Weil der ländliche Tagelöhner noch unter einer festen, sittlichen Ordnung steht, während die großstädtischen Arbeiter in gradezu unverantwortlicher Weise sittlich und kirchlich vernachlässigt worden sind.

Das Wort Gottes ist die notwendigste und höchste Gabe, welche den Armen überhaupt dargebracht werden kann. Der Arzt, welcher die Wunde ihres Elends wahrhaftig heilt, heißt Jesus Christus. Die wichtigste und erste unter allen Anstalten christlicher Liebe ist das Gotteshaus. Dies ist die bedeutungsvolle Wahrheit, welche uns durch jene liebliche Erzählung des Evangeliums Matthäus Kap. 28, V. 6—13 gepredigt wird. Die Humanität hat an diese Predigt nicht glauben wollen. Wenn treue Geistliche sie anriefen und baten, sie möge doch mit ihren Gaben vor allen Dingen den armen Leuten erst eine Kirche bauen, da antwortete sie stolz mit Judas: Wozu dient dieser Unrat? Was soll denn diesen Leuten eine Kirche helfen? Was sie brauchen, ist Brod, Kleidung, Feuerung, Geld, wohl auch einmal ein Fest, aber keine Kirche. — Und man hat den Armen Geld und Brod und Kleidung und Feuerung gegeben, Jahr für Jahr, in immer größeren Massen, und meinte, nun müsse die Armut doch einmal aufhören. Aber siehe da, das Ungeheuer sperrte nur seinen Rachen um so weiter auf, je mehr man in denselben hineinwarf. Und indem man die Armut groß fütterte, nährte man zugleich die Revolution. Trotz des raschen Aufschwungs, den der Volkswohlstand genommen hat, klopft das sociale Gespenst allenthalben vernehmlich an die Pforten der kirchenlosen Großstädte, und die Polizei versucht vergeblich, seiner Herr zu werden. In Berlin betrug die Summe, welche zur Erhaltung der Armen im Jahre 1885 verwendet werden mußte, mehr als acht Millionen Mark. Fast der zehnte Teil der gesammten Steuerkraft, etwa 6 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, wird allein von den Armenkassen verschlungen. In Dresden wendet die städtische Armenpflege alljährlich eine volle Million Mark für ihre Pfleglinge auf, während die in 78 Vereinen arbeitende, freiwillige Armenpflege die gleiche Summe noch einmal verausgabt. Wenn eine verhältnißmäßig gleich hohe Armenlast von unsern Bauerndörfern getragen werden

sollte, die Bauern würden sammt und sonders binnen kurzem bankerott sein. Hätten die Berliner jährlich nur Eine Million für die erforderlichen Kirchen aufwenden wollen, wahrlich, die Armenlast wäre nicht halb so hoch. Auch den reichen Leuten in Sachsen muß man den Vorwurf machen, daß sie die Armenkassen mit ihren Schenkungen überschüttet haben, während sie die Kirche leer ausgehen ließen. So blieb die religiöse Pflege der Arbeiterklassen vernachlässigt, dem Leichtsinn und der Faulheit aber wurden gradezu Prämien ausgesetzt. Viel klüger sind die evangelischen Christen in der Rheinprovinz gewesen. Dieselben haben der evangelischen Kirche von 1884 bis 1887 an Schenkungen und Vermächtnissen nicht weniger als $1^{1}/_{2}$ Millionen Mark zufließen lassen. So weiß man dort nichts von der Kirchennot, und die Arbeiter sind bei weitem nicht in dem Maße von der Socialdemokratie angesteckt, wie in Sachsen.

Sind nicht diese Thatsachen eine dringende Mahnung für die evangelische Kirche, sich endlich wieder ihrer Pflicht zu erinnern und der Armenpflege eine eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden? Wir sagen nicht, daß etwa die staatliche Armenpflege durch die Kirche einfach aufgehoben werden sollte. Allein weil jener, wie wir gesehen haben, doch noch immer, und zwar mit Recht, etwas ehrenrühriges anhaftet und weil sie nicht im stande ist, in socialer Richtung versöhnend zu wirken, so sollte ihr nur mehr die Fürsorge für die offenbaren Lumpen und die unverbesserlichen Trunkenbolde bleiben, während die Pflege der bußfertigen und arbeitswilligen Armen die Aufgabe der Kirche sein sollte. So mag sie sich alle Mühe geben, die Leitung der Privatwohlthätigkeit der Humanität zu entreißen, die ihr nun einmal nicht gewachsen ist. Der Verfasser hat einen großen Respekt vor der Regsamkeit der Herren Großindustriellen, welche unser Land reich gemacht hat, und vor der Wissenschaft der Herren Juristen, deren Scharfsinn die schwierigsten Verwickelungen streitiger Rechtsfragen mit Leichtigkeit löst — aber was sie einmal nicht verstehen können, davon sollen sie billig ihre Hand lassen. Die Leitung des Wohlthätigkeitsvereins ist die Sache des Geistlichen; denn der Geistliche hat die Pflicht, den religiösen und sittlichen Gedanken in der Ausübung der Wohlthätigkeit zu vertreten, — und ohne die religiöse und sittliche Grundlage ist jede Schöpfung der Humanität von vorn herein dem Untergange geweiht. Daher denn die traurige Erscheinung, daß ein ungeheurer Teil der Opfer, welche die Kinder unsres Volkes, oft in der besten Meinung, den humanitären Wohlthätigkeitsunter-

nehmungen gespendet haben, vollständig nutzlos vergeudet worden sind. Viele dieser Unternehmungen sind schon durch die innere Zwistigkeit wieder zerstört worden, weil sie nicht auf dem Grunde des christlichen Glaubens erbaut sind und nicht durch das Band ächter Christenliebe zusammengehalten wurden. Man erinnert sich, wieviel ärgerlicher Hader sich bereits im Schoße der deutschen Reichsfechtschule entsponnen hat. Und viele von den sächsischen Frauenvereinen, welche vor der „streng konfessionellen Richtung“ einen Abscheu haben und einer freieren Anschauung huldigen, scheinen auch bereits auf jener schiefen Ebene angekommen zu sein, auf welcher man immer tiefer und tiefer hinabgleitet. Ihre Mitglieder gehören zum guten Teil zu jenen von Adolf L'Arronge verspotteten wohlthätigen Frauen, welche von ihrer Humanität wenig persönliche Opfer und wahre Herablassung zu den Armen, dafür aber um so mehr Ehre und Amüsement erwarten.

Die evangelische Kirche hat sich leider auf dem Gebiet der Armenpflege manche schwere Pflichtversäumniß zu schulden kommen lassen. Nicht nur, daß sie die Leitung der Wohlthätigkeitsvereine allzu gleichgiltig den Laien überließ, so hat sie all den Greueln gegenüber, welche die Humanität mit ihren menschenfreundlichen Werken getrieben hat, das Auge geschlossen; ja, sie hat offenbar Fehlgriffe der Armenpflege nicht selten auch noch unterstützt. Wozu aber, fragen wir, die gründlichen Werke der theologischen Schriftsteller über die Armenpflege, wozu die geistvollen Vorträge der Herren Professoren auf dem akademischen Katheder, wenn die Pfarrer nachher im Amte dem Unfug der Humanitätsapostel thatenlos zusehen? Die evangelische Kirche ist sehr streng in ihren sittlichen Theorien, aber leider sehr vorsichtig und sehr weitherzig in ihrer Praxis. Die katholische Kirche lehrt umgekehrt ohne Scheu die Verdienstlichkeit des Almosengebens schlechthin, ohne Rücksicht auf die Gesinnung — allein wer sich im deutschen Lande umschaut, der wird finden, daß die Vergnügungswohlthätigkeit und der Prunk der öffentlichen Bescheerungen in den protestantischen Ländern viel ärger ist, wie in den katholischen. Die Fechtschulen, die Kreuzbrüder, die Wohlthätigkeitskartenspieler und anderes dergleichen Gewächs gedeiht, wie es scheint, in der Atmosphäre des Protestantismus besser, als in derjenigen des Katholicismus. Und fast nie hat ein evangelischer Geistlicher es gewagt, seine Stimme laut und vernehmlich gegen den unchristlichen Unfug zu erheben. Einer rühmenswerten Ausnahme sei hier gedacht. Der Vereinsgeistliche des schlesischen Provinzial-Vereins für innere Mission,

Pfarrer Goebel, hat unter dem Titel „Beiträge zum Verständniß der Innern Mission" vier Vorträge veröffentlicht, in welchen er die Gesetze einer ächt christlichen Armenpflege entwickelt und die Mißgriffe der Humanität mit Entschiedenheit zurückweist. Indem wir diese Vorträge angelegentlich empfehlen, schließen wir dieses Kapitel mit der freundlichen Bitte: der geneigte Leser wolle für seine Liebeswerke an den Armen künftighin in jedem zweifelhaften Falle den Rat seines Pfarrers einholen; auch dahin wirken, daß der Vorsitz des von ihm freundlichst unterstützten Wohlthätigkeitsvereins baldmöglichst in geistliche Hände gelegt werde.

2. Die besondere, sociale Thätigkeit der Kirche durch die innere Mission.

8. Kapitel.

Die innere Mission überhaupt.

Die evangelischen Theologen, welche bisher die sociale Arbeit der Kirche behandelt haben, beschränken dieselbe gewöhnlich auf dasjenige Gebiet, dem das vorliegende Kapitel gewidmet sein wird. Diese enge Auffassung rührt daher, daß ihnen die Bedeutung und der Umfang der socialen Frage überhaupt gar nicht völlig zum Bewußtsein gekommen ist. Wenn es sich nämlich um die Lösung der socialen Frage handelt, so verstehen sie darunter in der Hauptsache den Ausgleich der Streitigkeiten, die zwischen den Arbeitgebern und Arbeitern über die Höhe der Löhne und die Dauer der Arbeitszeit ausbrechen. Von diesem Gesichtspunkte behaupten sie dann, daß die Kirche sich in den socialen Streit nicht einzumischen habe, weil derselbe das wirtschaftliche und nicht das religiös-sittliche Gebiet berühre; ihr Anteil an der socialen Arbeit dieser Zeit beschränke sich vielmehr darauf, die leiblichen und geistlichen Nöte zu heilen, die durch den socialen Kampf verursacht worden sind. Daß bei dieser Anschauung grade die wichtigsten, socialen Aufgaben der Kirche ganz übersehen werden, ist bereits aus unsern bisherigen Besprechungen zur Genüge deutlich geworden. Gleichwohl wollen wir nicht zögern, zuzugestehen, daß allerdings die evangelische Kirche mit der innern Mission eine sociale Arbeit von größter Tragweite unternommen hat, deren Umfang und Vielseitigkeit

bereits bis ins Unübersehbare sich erstreckt. Es kann deshalb nicht entfernt daran gedacht werden, hier eine erschöpfende Darstellung der innern Mission zu geben; wir müssen vielmehr auf die Flut von Schriften verweisen, welche über diesen Gegenstand bereits erschienen sind. Allein eine kurze Besprechung dieser noch ziemlich neuen Arbeit der christlichen Liebesthätigkeit kann hier allerdings nicht unterbleiben, um so weniger, als die Laien unter den socialpolitischen Schriftstellern gemeiniglich noch des Verständnisses der innern Mission in bedauerlicher Weise ermangeln.

Auf dem ersten Wittenberger Kirchentage im Jahre 1848 eröffnete der unvergeßliche Wichern in einer zündenden Rede den in der alten Lutherstadt versammelten Freunden des evangelischen Bekenntnisses einen furchtbaren Blick in den Abgrund von Elend und Laster, in welchen die dämonischen Gewalten der Revolution das arme Volk hineingestürzt hatten; dann aber zeigte er auch, wie das Erbarmen mit den Mühseligen und Beladenen die heiligste und edelste Pflicht der evangelischen Kirche sei, und zugleich die Brunnenstube, in welcher ihr eigenes Leben immerfort erfrischt und erneuert werden müsse. Von dieser merkwürdigen Versammlung ist der Name „innere Mission" für den ganzen Umfang der wohlgeregelten Unternehmungen und Anstalten christlicher Liebesthätigkeit allgemein geworden; auch hat sich ein besonderer Centralausschuß für die innere Mission der deutschen, evangelischen Kirche gebildet, welcher die Sache derselben in regelmäßig wiederkehrenden Kongressen fördert. Wenn irgend etwas, so hat die innere Mission dazu beigetragen, nicht blos das Vertrauen der Armen und Unterdrückten, sondern auch die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf die lange verkannte und verächtlich beiseite geschobene Kirche wieder hinzulenken. Andrerseits aber hat es auch nicht an heftigen Angriffen auf die innere Mission gefehlt. Da dieselben vorzüglich von der Theologie selbst ausgehen, und zwar von der freisinnigen Richtung derselben, so erachten wir es für angezeigt, darauf etwas näher einzugehen. Der von uns bereits erwähnte, schweizer Pfarrer Kambli macht der innern Mission in seinem Buche „Die socialen Parteien und unsre Stellung zu denselben" folgende Vorwürfe:

1. Sie übe einen dogmatischen Zwang sowohl gegen die aktiv Mitwirkenden, wie gegen diejenigen aus, welchen geholfen werden soll. — Ist dieser Vorwurf berechtigt? Man weiß, daß jedes edle und große Werk die Frucht eines kräftigen und geheiligten Willens ist. Es ist also notwendig, daß diejenigen, die sich die Hand zu

gemeinsamem Liebeswerk reichen, in den innersten Gedanken und Empfindungen ihrer Herzen übereinstimmen. Nun steht die evangelische Kirche auf den Bekenntnissen der Reformation; darum können auch alle ihre Werke nur auf diesem Grunde auferbaut werden. Wer nun diesen gemeinsamen Grund noch anerkennt, dessen Mitarbeit wird auch von der innern Mission jederzeit willkommen geheißen; er braucht nicht zu fürchten, daß man über einen unbedeutenden Lehrunterschied mit ihm rechten werde. Allein wer, wie der Pfarrer Kambli, nicht einmal mehr bekennt, daß Jesus Christus Gottes Sohn, wahrer Gott von Ewigkeit sei, sondern in ihm nur einen idealen Menschen erblickt, dem können wir positive Theologen allerdings nicht die Hand zum Liebesbunde reichen. Der Zwiespalt der Glaubensrichtung würde nur die Quelle zahlloser Streitigkeiten sein, und das Liebeswerk gründlich zerstören. Setzen wir z. B. den Fall, es handle sich darum, ein Rettungshaus einzuweihen. Soll nun in der Weihrede dieses Haus geschildert werden als ein Weg zu Jesu Christo, dem Lamme Gottes, das aller Welt Sünde getragen hat, oder soll hier das Bekenntniß der freisinnigen Theologie laut werden, daß jeder Mensch sich selbst erlösen müsse durch den Aufschwung zum Reich der Ideale? Doch der Zwiespalt erstreckt sich nicht blos auf das religiöse Bekenntniß; es tritt vielmehr auch auf dem praktischen Gebiete hervor. Denn die Anschauung der Freisinnigen über die Mittel, womit die Liebe arbeitet, ist in der Regel von der unsrigen grundverschieden. Jene scheuen sich nicht, mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Humanität einzulenken, wogegen wir im vorigen Kapitel unsern vollberechtigten Abscheu ausgesprochen haben. Es ist unmöglich, daß wir mit den freisinnigen Theologen gemeinsame Sache machen sollten; darum schiedlich, friedlich! Es arbeite jede Partei auf ihrem eigenen Gebiete; man wird ja sehen, wer das größere leistet.

Ebenso grundlos ist der Vorwurf, daß ein dogmatischer Zwang auf diejenigen geübt werde, an denen die innere Mission ihr Werk thut. Allerdings das muß festgehalten werden, daß es ihr nicht blos um die Hebung der leiblichen, sondern vor allem der sittlichen Not zu thun ist. Die innere Mission weiß, daß die Seele der Armenpflege die Pflege der armen Seelen ist. Allein sie geht hier mit aller Liebe und Geduld zu Werke und ist weit entfernt, ihre Hand von denen sofort zurückzuziehen, welche etwa noch nicht zur Erkenntniß der Wahrheit hindurchgedrungen sind. Stößt sie allerdings auf eine verstockte Gottlosigkeit, dann bleibt ihr nichts übrig, als zuletzt auch ihre leib-

lichen Gaben zurückzuhalten, gedenkend des Wortes: Ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen.

2. Die Hilfe werde nur als Almosen geboten und bleibe darum stets nur eine ungenügende Abschlagszahlung. — Dieser Vorwurf ist im Grunde ächt socialdemokratisch. Auch die Socialdemokraten haben jedesmal, so oft ein gemeinnütziges Unternehmen ins Leben gerufen wird, sofort den Vorwurf zur Hand: das sei nur eine ungenügende Abschlagszahlung, ein Palliativmittel. Wenn wir nicht alles Elend der Welt auf einmal heilen können, sollen wir darum nicht versuchen, wenigstens hier und da den Druck der Not ein wenig zu mildern? Was hat denn die freisinnige Theologie bisher gethan, um die sociale Frage aus der Welt zu schaffen? Mit weltumstürzenden Reformplänen, mit neuen, mühsam zusammengeklaubten, socialen Systemen ist in der socialen Frage gar nichts geschafft. Und übrigens bietet die innere Mission ihre Hilfe gar nicht als Almosen dar; im Gegenteil, grade sie hat zuerst und vor allem den Grundsatz geltend gemacht, daß alle Armenpflege den Zweck haben müsse, den Armen wieder auf seine eigenen Füße zu stellen. Ja, der gründlichste Kenner der innern Mission, Abt Uhlhorn in Hannover, erklärte sogar in einem Vortrage, den er den zu einem Instruktionskursus über innere Mission in Hannover im August 1887 Versammelten hielt, daß die innere Mission die Aufgabe habe, sich selbst überflüssig zu machen, nämlich um einen Teil ihrer Arbeit dem geordneten geistlichen Amte und einen andern dem Staate zuzuführen, während ein dritter Teil durch die beseitigten Nöte von selbst überflüssig werde. Es ist also ganz und gar nicht darauf abgesehen, die Armen zu dauernden Almosengängern der innern Mission zu machen. Aber allerdings aufhören, wie Uhlhorn meint, wird die innere Mission voraussichtlich niemals; denn einmal erfordern ihre meisten Werke soviel Opfer an Zeit und Mühe und so viel Specialstudium, daß sie von dem geordneten, geistlichen Amte gar nicht ausgeübt werden können; und zum andern zeigt sich jedesmal, wenn die eine Not beseitigt worden ist, sofort wieder eine neue.

3. „Die Liebe selber wird leider von der innern Mission meist blos als willkührliches, gnädiges Belieben geübt, statt als bindende Pflicht anerkannt zu werden.“ — Es scheint, daß Kambli die Entstehungsgeschichte der innern Mission gar nicht kennt; sonst würde er diesen Vorwurf nicht ausgesprochen haben. Hat nicht Wichern die helfende und rettende Liebesthätigkeit gradezu als eine dringende, all-

gemeine Pflicht der ganzen, evangelischen Kirche hingestellt? Und wer die Thätigkeit der innern Mission beobachtet, der wird finden, daß nicht sie es ist, welche von ihren Wohlthaten ein lautes Geräusch macht, und sich im Lichte ihrer Werke öffentlich spiegelt, sondern vielmehr die Humanität. Wenn irgendwo im Stillen und ohne selbstsüchtige Hintergedanken Gutes gethan wird, dann geschieht es in der innern Mission. Daß sich auch in dieses Arbeitsgebiet hier und da ein Mietling eindrängt, wollen wir nicht leugnen. Die Anklagen der Gegner müssen darum die innere Mission zu verschärfter Aufmerksamkeit auf sich selber anspornen. Im allgemeinen aber wird nirgends soviel zarte Rücksicht auf die Gefühle der Armen, Elenden und Gefallenen genommen, als grade in der innern Mission. Wenn aber Kambli schon in dem Namen selber, und dann in dem Namen „Rettungsanstalt für Verwahrloste, Magdalenenasyl" u. s. w. eine Beleidigung und Herabwürdigung des Menschen erblickt, so ist das einfach wunderlich. Die gefallenen Mädchen müssen sich allerdings erst als Sünderinnen fühlen, ehe sie zur Besserung ihres Lebens gelangen können. Es ist nicht die Aufgabe der christlichen Kirche, die Sünde zu verschleiern und den Sünder von jeder Strafe seiner Sünde zu befreien, sondern das ist ihre Aufgabe, den Sünder zur Erkenntniß seiner geistlichen Not zu bringen, damit er die dargereichte Rettungshand um so williger ergreife.

4. Schließlich erhebt Kambli als schwersten Vorwurf gegen die innere Mission den, daß sie die wahre Selbsthilfe eher hemme als fördere. — Daß nichts ungerechter sein kann, als diese Anklage, wird ein kurzer Blick in die Werke der innern Mission, wie wir ihn nachher thun werden, klar machen. Grade die innere Mission strebt danach, die sittliche Kraft des Elenden neu zu beleben, indem sie ihm die Kraft des heiligen Geistes durch das Wort Gottes zuführt. Aber allerdings muß demjenigen, der im Schlamme der Sünde und des Elends steckt, zunächst eine helfende Hand gereicht werden, ehe von Selbsthilfe die Rede sein kann. Soweit die Arbeiter sich selber zu helfen versuchen, werden sie gewiß nicht von der innern Mission gehindert; aber eben darum sah sich diese gezwungen, einzugreifen, weil sie sich überzeugte, daß das Volk sei wie die Schafe, die keinen Hirten haben, und nimmermehr von selber aus der Wüste seines Elendes sich herausfinden könne.

Nachdem wir so die ungerechten Vorwürfe, welche der innern Mission von ihren Gegnern gemacht worden sind, kurz widerlegt haben,

können wir uns um so unbefangener nun der Betrachtung dieses schönen Werkes widmen.

In den großen Städten hat die innere Mission ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Hier waltet der Stadtmissionar wie ein Feldherr, umgeben von seinem Generalstabe, den Diakonen und Diakonissen. Er ordnet die Vorstöße und Angriffe an, welche gegen die Burgen des Lasters und die Schlupfwinkel des Elends gerichtet werden. Wenn der Romanschreiber des großstädtischen Journals die Sündengreuel der dunklen Seitengassen, das grausige Elend der feuchten Kellerwohnungen, die Seufzer und Flüche der Gefängnißzellen in nervenaufregenden Bildern dem blasierten Lesepublikum vorführt, so erzählt er dem Stadtmissionar nichts neues. Dieser kennt die dunklen Geheimnisse der Millionenstadt schon längst; ja, wenn er die Notizen seiner Verzeichnisse und den Inhalt der von ihm gesammelten Schriftstücke zu Schauerromanen verarbeiten wollte, er könnte dicke Bände damit füllen. Allein es ist ihm nicht darum zu thun, der abgestumpften Bildungswelt einen neuen Nervenkitzel zu bieten; er denkt vielmehr nur daran, wie er in die Nacht des geistlichen und leiblichen Elends einen Strahl himmlischen Lichtes und Trostes hineinfallen lassen könne; und wenn er das Resultat seiner stillen Gänge überschaut, so darf er manchen schönen Sieg verzeichnen. Seine Thätigkeit ist eine erstaunlich vielseitige. Er macht sich von Zeit zu Zeit Auszüge aus den Verzeichnissen der Standesämter, um sie mit den Eintragungen der Kirchenbücher der verschiedenen Parochien zu vergleichen. Die Eltern, welche die Taufe ihrer Kinder versäumt, die Ehepaare, welche die Trauung vor dem Altar des Herrn noch nicht begehrt haben, werden von ihm sorgfältig angemerkt. Dann sucht er mit seinen Diakonen die Säumigen auf, um sie an ihre Pflicht zu erinnern. Oft wird er mit Spott und Hohn zurückgewiesen, oft ist er Zeuge eines verzweifelten Kampfes zwischen dem frömmeren Weibe, welches nach den Segnungen der Kirche begehrt, und dem verstockten Manne, welcher getreu der Parole der Partei der Kirche ewige Feindschaft geschworen hat. Wenn die Zahl der ungetauft gebliebenen Kinder in Berlin auf 13 % herabgesunken ist, so ist dieses verhältnißmäßig günstige Resultat nur der ungemeinen Rührigkeit der dortigen Stadtmission zu verdanken. Der Stadtmissionar empfängt den heimatlosen Wanderburschen, erkundigt sich teilnehmend nach seinem Schicksale und giebt ihm eine Anweisung auf Arbeit und dafür zu gewährende Herberge. Des Morgens und des Abends versammelt er die Fremd-

linge zu gemeinsamer Andacht. Er kennt alle Kranken und Armen seines Bezirks, und ist unermüdlich thätig, bald ein wärmendes Kleidungsstück, bald eine kräftige Nahrung, bald eine heilende Arznei zu beschaffen. Er tröstet den unverschuldet ins Elend Geratenen mit dem Trost des göttlichen Wortes und straft den Trägen und Leichtsinnigen scharf über seine Sünde. Er besucht die Gefangenen in ihren Zellen, hält ihnen Andachtsstunden und vermittelt ihnen, sobald sie das Gefängniß verlassen haben, Arbeit und sicheres Obdach in einem christlichen Hause. Er sorgt dafür, daß dem abgehärmten Weibe des Gefangenen und den verlassenen Kindern durch milde Hände eine kleine Weihnachtsfreude bereitet wird. Er sucht sich einen Weg zu dem Herzen der verwahrlosten Straßendirne zu bahnen, welche ihr schändlicher Erwerb ins Gefängniß gebracht hat; und wenn sie ihres Lasterlebens sich schämt, dann legt er ein fürbittendes Wort bei ihren Eltern ein, oder er vermittelt ihr den Eintritt in das rettende Asyl. Er schlägt mit dem Hammer des göttlichen Wortes auf das verstockte Herz des Mörders, und weicht nicht von seiner Seite, bis sein schuldiges Haupt unter dem Richtbeil fällt. Er begiebt sich auf irgend einen Bauplatz oder an die neu angelegte Eisenbahnstrecke, um den dort versammelten Arbeitern mündlich oder schriftlich das Wort Gottes darzureichen. Er tritt am Sonntag Nachmittag auf dem Gottesacker mitten unter die Schaar der Trauernden und Neugierigen und hält ihnen eine erschütternde Predigt über den Ernst des Todes und die Schrecken des jüngsten Gerichts. Er versammelt im größten Saale der Stadt die socialdemokratischen Arbeiter um sich und hält ihnen einen packenden Vortrag über die Sonntagsruhe oder die Frauen- und Kinderarbeit — und ob sie in lautes Toben und Schreien ausbrechen, er bleibt ruhig und gelassen. Wo irgend im Lande ein blödes oder mißratenes Kind oder ein trunksüchtiger Gatte und Vater ihrer Umgebung Sorge machen, da wendet man sich an ihn. Seine Korrespondenz ist eine gradezu erstaunliche. Was auf diese Weise in Städten wie Berlin, Hamburg oder Magdeburg geleistet wird, entzieht sich völlig dem Urteil der Fernerstehenden. Das Jahresbudget der berliner Stadtmission allein beträgt nicht weniger als 100,000 Mk. Und immer neue Arbeitsgebiete werden von dem Netze der innern Mission umspannt.

Da es also völlig unmöglich ist, eine auch nur einigermaßen vollständige Uebersicht über die Werke der innern Mission zu geben, so wollen wir uns damit begnügen, hier wenigstens noch einige ihrer

Hauptbestrebungen herauszugreifen, damit der geneigte Leser einen kleinen Begriff von der socialen Wichtigkeit dieser neuen, kirchlichen Thätigkeit bekomme. Vielleicht können wir die Unternehmungen der innern Mission nach folgender Ordnung scheiden:

I. Anstalten und Unternehmungen, welche vorzugsweise die sittliche Bewahrung der Gefährdeten anstreben.

Die Krippen und Kleinkinderschulen nehmen die unterschulpflichtigen Kinder derjenigen Eltern auf, welche durch ihren Beruf verhindert sind, ihrer elterlichen Pflicht Genüge zu leisten. Von den Kleinkinderschulen wird weiter unten noch des näheren die Rede sein.

Die Kindergottesdienste und Sonntagsschulen versammeln die schulpflichtigen Kinder zu gottesdienstlicher Erbauung. Die innere Mission hat diese besonderen Kindergottesdienste eingerichtet, einesteils, um den verlorenen Einfluß auf die Erziehung der Kinder wieder zu gewinnen, zum andern, um die Kinder, welche an den geordneten Gottesdiensten wegen Mangel an Platz und wegen ungenügenden Verständnisses nicht teilnehmen können, dennoch frühzeitig an die Sitte des Kirchganges zu gewöhnen.

Die Lehrlings-, Gesellen- und Jünglingsvereine machen sich die sittlich-religiöse Bewahrung der konfirmierten, männlichen Jugend zur Pflicht. Ihnen wird später noch eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Die Jungfrauen- und Nähvereine verfolgen einen ähnlichen Zweck für die konfirmierte, weibliche Jugend. Man versammelt die jungen Mädchen in der Regel des Sonntags nachmittags, unterrichtet sie in allerlei weiblichen Arbeiten und bietet ihnen zur Erbauung und Belehrung neben dem Worte Gottes eine gesunde Lektüre dar.

Die Lehranstalten für konfirmierte Mädchen und Dienstbotenschulen stellen sich die Aufgabe, tüchtige Dienstboten durch Unterricht in allen weiblichen und häuslichen Beschäftigungen heranzubilden.

Die evangelischen Männer- und Arbeitervereine richten ihre Aufmerksamkeit auf die den Fangnetzen der Socialdemokratie ausgesetzte Männerwelt. Die ersteren werden oft zu besonderen Hilfeleistungen der innern Mission herangezogen; die letzteren werden später den Gegenstand einer eingehenden Besprechung bilden.

Die Herberge zur Heimat öffnet ihre Pforten den heimatlosen Wanderburschen, um ihnen eine leibliche Verpflegung verbunden mit dem Segen einer christlichen Hausordnung zu gewähren. Sie ist

gemeiniglich mit der Naturalverpflegungsstation vereinigt, welche den Unbemittelten die erforderliche Verpflegung gegen eine mäßige Arbeitsleistung gewährt, und mit einem Arbeitsnachweis.

Das Daheim für Arbeiterinnen nimmt ebenso wie die Herberge für weibliche Dienstboten junge Mädchen, welche nach der großen Stadt arbeitsuchend kommen, bei sich auf, um sie vor den Nachstellungen der Verführer zu schützen. Es gewährt ihnen gegen mäßige Sätze Verpflegung und in der Regel auch Beschäftigung, bis sich ein anderweites Unterkommen gefunden hat.

Die Traktat- und Schriftenvereine, die Volksbibliotheken und die Kolportage vermitteln dem Volke eine gesunde, unterhaltende und erbauliche Lektüre. An die Arbeiter bei den Eisenbahnen und Kanälen, an die zahllosen Glieder aller Berufszweige, welche des sonntäglichen Gottesdienstes entbehren müssen, werden gegenwärtig bereits Hunderttausende, wenn nicht Millionen von Predigten und Erbauungsschriften allwöchentlich verteilt.

Die Vereine für Auswanderer arbeiten mit den Hafenmissionaren Hand in Hand. Man giebt den Auswanderungslustigen die Adresse des Pfarrers, an dessen Gemeinde er sich in seiner neuen Heimat anzuschließen hat, und weist ihn an den Hafenmissionar, der den Ankommenden empfängt und ihm mit Rat und That zur Seite steht.

II. Anstalten und Unternehmungen, welche vorzugsweise die Pflege der leiblich und geistlich Elenden anstreben.

Die Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder nehmen solche Kinder auf, die auf dem Wege sind, leiblich und sittlich zu verwahrlosen, sei es nun, daß die Eltern derselben gestorben sind, sei es, daß sie, dem Laster oder dem Blödsinn verfallen, außer stande sind, ihre Kinder selbst zu erziehen.

Mit der Seelsorge an den Gefangenen arbeitet gemeinsam der Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge. Er empfängt die nach ihrer Heimat zurückkehrenden Strafgefangenen, steht ihnen mit Rat und That zur Seite, hilft ihnen durch Geldunterstützung über die ersten Sorgen hinweg und vermittelt ihnen Arbeit.

Die Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht bearbeiten das nämliche Gebiet, auf welches zahllose, humanitäre Vereine ebenfalls ihre Mühwaltung erstrecken. Man strebt die Verminderung der vorhandenen Schankstätten auf dem Wege der Gesetzgebung an, eröffnet

Kaffeestuben u. s. w., um die Arbeiterwelt der Schnapsschenke zu entziehen, und richtet Trinkerasyle ein.

Die Armenpflege bringt den Armen leibliche und geistliche Hilfe und bemüht sich, ihre Selbständigkeit und Erwerbsfähigkeit wieder herzustellen.

Ein äußerst wichtiges und schwieriges Werk ist der Kampf gegen die Prostitution. Das Gift dieses Lasters hat sich ungemein tief in die Adern des Volkes eingefressen. Oeffentliche Vorträge und zahllose Schriften schildern die Verwüstung jenes unsittlichen Gewerbes und rufen die Christenheit auf, durch das Gesetz die Brutstätten des Lasters zu bekämpfen und der von der Verführung bedrohten Unschuld schützende Asyle zu errichten; die Diener der innern Mission fassen abends an den Eingängen berüchtigter Straßen Posto und suchen die junge Männerwelt von der Bahn des Lasters zurückzuhalten, wobei sie ihr warnendes Wort mit dem gedruckten Traktat unterstützen.

Die Magdalenenasyle nehmen die Mädchen auf, welche ihre Keuschheit verloren haben, bemühen sich, sie von den Bahnen der Sünde zurückzuführen und zu christlicher Zucht und Ordnung zu gewöhnen, führen sie ihren Eltern zu oder vermitteln ihnen eine Beschäftigung, wo sie vor Verführung möglichst geschützt sind.

Die Diakonissenhäuser entfalten in der Pflege der Kranken eine großartige Thätigkeit. Auch entsenden sie ihre Diakonissen nach großen Städten und volkreichen Industriedörfern, damit sie dort als Gemeindediakonissen den Familien der Armen ihre Krankenpflegerdienste zur Verfügung stellen. Welch hohes Verdienst die Diakonissen sich als Krankenpflegerinnen im Kriege bereits erworben haben, bedarf hier keiner näheren Ausführung.

Eine ähnliche Wirksamkeit haben auch die Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger im Auge, welche ihre Mitglieder besonders aus Studentenkreisen rekrutieren.

Die Fürsorge für Epileptische wird neuerdings mit erhöhtem Eifer in Angriff genommen. Schon sind eine Reihe von Anstalten entstanden, welche solche Unglückliche bei sich aufnehmen, um ihnen Erziehung, Schutz und Pflege zu gewähren.

Die Arbeiterkolonien öffnen den Beschäftigungslosen ihre gastlichen Pforten, und gewähren ihnen so lange Arbeit und Verpflegung, bis sie wieder eine anständige Kleidung und Handwerkszeug erworben haben; auch weisen sie den Abgehenden nach Möglichkeit Arbeitsgelegenheit zu.

Hier hat der Leser eine gedrängte Zusammenfassung nur der wichtigsten Thätigkeit, welche die innere Mission entfaltet. Wenn er nun z. B. bedenkt, daß die Schnapskneipen gemeiniglich die wahren Pflegestätten der Socialdemokratie sind, daß die in diesen Schnapskneipen verkehrenden Wanderburschen den Samen des socialistischen Unkrauts von Ort zu Ort weiter tragen, daß die aus ihrer Haft entlassenen Strafgefangenen ohne den Schutz der Kirche gemeiniglich alsbald wieder die Bahn des Verbrechens einschlagen, sicher aber die Massen der Unzufriedenen vermehren, daß zwischen Prostitution und Socialdemokratie ein enger, nachweisbarer Zusammenhang besteht, daß eine zügellose, unsittliche, oft revolutionäre Literatur unser Volk dem christlichen Glauben entfremdet und allerlei wilde, revolutionäre Gedanken in seinem Herzen erweckt, daß die überall lauernde Verführung der Unkeuschheit Schaaren von Jünglingen und Jungfrauen schon in den Abgrund des Lasters gestürzt hat, so wird er die ungeheure sociale Wichtigkeit der innern Mission begreifen, und wird von ganzem Herzen ein Werk segnen und unterstützen, welches schon zahllose Schmähungen hat erdulden müssen, welches wahrlich der Mühen, Sorgen und schmerzlichen Enttäuschungen eine reichere Fülle bietet, als der fröhlichen, ermutigenden Erfahrungen, welchem aber doch schon zahllose Kinder unsres Volkes die Rettung aus dem Pfuhl des leiblichen und des geistlichen Elendes verdnken.

9. Kapitel.

Die besondere Thätigkeit der innern Mission in der Volkserziehung.

Bei der Betrachtung der Liebeswerke der innern Mission, wie sie im vorigen Kapitel kurz dargestellt worden sind, wird man die Beobachtung gemacht haben, daß die meisten derselben sich nicht auf die regelmäßige, normale sittliche Entwickelung des Menschen erstrecken, sondern es vielmehr vorzugsweise mit Anomalien und Ausnahmefällen zu thun haben. Die Pflege der Epileptischen, die Heilung der Trunksüchtigen, die Bekehrung der Magdalenen u. s. w. sind gewiß sehr anerkennenswerte Liebesdienste, welche die Kirche der Allgemeinheit leistet, allein einen weitergehenden Einfluß auf die Erziehung des christlichen Volkes überhaupt übt sie mit diesen Werken allerdings nicht aus. Dagegen finden sich unter den aufgezählten Bestrebungen auch einige, welche ganze Gruppen des Volkes zu umfassen und ihrer

besonderen Pflege zu unterwerfen trachten, nachdem die sociale Entwickelung der Neuzeit neue Pflegestätten der Volkserziehung neben den seit alter Zeit bestehenden notwendig gemacht hat. Es handelt sich hier also um eine förmliche Erweiterung der erzieherischen Thätigkeit, wie sie die berufenen Erzieher, Eltern, Lehrer, Meister, Pfarrer, Gesetzgeber u. s. w. bisher ausgeübt haben.

1. Zunächst ist zwischen die Erziehung der Familie und diejenige der Schule eine ganz neue Erziehungsanstalt eingeschoben worden in der Kleinkinderschule und im Kindergarten. Da der letztere nicht eigentlich ein Werk der innern Mission ist, so soll er sammt der Frage über das Recht eines solchen Erziehungsinstitutes im allgemeinen der späteren Besprechung vorbehalten bleiben; hier handelt es sich zunächst um die Kleinkinderschule. Diese verdankt allerdings ihre Entstehung der Fürsorge evangelischer Geistlicher für die verwahrloste Kinderwelt und wird noch jetzt von der Kirche als eine Domäne ihrer allgemeinen, seelsorgerlichen Arbeit betrachtet. Die Kirche stellt den Kleinkinderschulen in der Regel die in ihren Diakonissenanstalten gebildeten Kleinkinderlehrerinnen zur Verfügung und hält es für ihre Pflicht, nicht blos die Pädagogik der Kleinkinderschule wissenschaftlich durchzuarbeiten und zu begründen, sondern auch selbst unmittelbar zu überwachen.

Die Kleinkinderschulen haben also den Zweck, die unterschulpflichtigen Kinder solcher Eltern, welche durch die Arbeit abgehalten sind, ihre Sprößlinge selbst zu verpflegen, Tags über bei sich aufzunehmen, damit sie in der Anstalt vor den leiblichen und sittlichen Schäden des Gassenlebens bewahrt, beschäftigt und soweit nötig auch leiblich verpflegt werden. Indem die innere Mission diesem heilsamen und segensreichen Werke sich unterzieht, muß sie doch streng auf ihrer Hut sein, um nicht in Irrwege hineinzugeraten, welche man ihr allerdings schon oft zum Vorwurf gemacht hat.

Erstens nämlich ist die Kleinkinderschule nicht etwa als eine völlig regelrechte und dauernde Einrichtung, sondern vielmehr nur als Notanstalt zu betrachten. Nur darum, weil die Eltern jener Kinder wirklich nicht im stande sind, ihrer Pflicht voll nachzukommen, nimmt die Anstalt einen Teil derselben auf sich. Allein die Kirche denkt nicht daran, sich nun für alle Zeit mit der übernommenen Bürde zu belasten, sondern sie strebt vielmehr darnach, daß die Eltern mit der Zeit wieder in den Stand gesetzt werden, ihre Pflichten selbst zu übernehmen. Wenn irgendwo, so gilt hier Uhlhorns Ausspruch, daß

die innere Mission die Aufgabe habe, sich selbst überflüssig zu machen. Wer etwa denkt, daß die Kleinkinderschule die regelrechte, zukünftige Erziehungsanstalt vorschulpflichtiger Kinder der Fabrikarbeiter sein soll, der ist sehr im Irrtum. Wir werden später bei der Behandlung der Familie näher nachweisen, wie jede weitere Beschränkung derselben gradezu dem Socialismus in die Hände arbeitet. Hier wollen wir uns damit begnügen, als Gesetz für den evangelischen Geistlichen die Regel aufzustellen, daß er nicht eher die Hand zur Gründung einer Kinderbewahranstalt zu bieten hat, als bis die Notwendigkeit einer solchen unzweifelhaft nachgewiesen ist, und in diesem Falle auch nur dann, wenn ihm ein maßgebender Einfluß auf die pädagogische Leitung derselben von vorn herein eingeräumt wird. Denn wenn eine solche Anstalt, wie es häufig geschieht, etwa in die Hände von Leuten kommt, welche der zu ihrer Leitung erforderlichen, wissenschaftlichen und praktischen Bildung völlig ermangeln, dann ist leicht der Schaden größer als der Segen.

Ferner hat die Kleinkinderschule alles zu vermeiden, was nicht notwendig in den Kreis ihrer Aufgabe gehört. Es ist einzig und allein ihre Pflicht, die anvertrauten Kinder vor dem Bösen zu bewahren; sie ist also verbunden, dieselben ihren Eltern jedesmal zurückzugeben, sobald diese ihre Pflicht selbst wieder zu erfüllen im stande sind. Die Kleinkinderbewahranstalt darf also weder mit ihren Zöglingen Feste anstellen, noch darf sie ihnen einen Weihnachtstisch decken, wenn auch eine religiöse Feier des Weihnachtsfestes ihnen gern gestattet ist, u. dergl. Es ist ohnedies ein trauriger Jammer, daß diese Kinder von ihren Eltern nicht einmal mehr das Mittagsbrod em-empfangen. Wer da sieht, wie Arbeiter und Arbeiterfrauen das schöne Vorrecht, ihre Kinder selbst zu speisen, so gleichgiltig dahin geben, und gern ein paar Groschen opfern, wenn sie nur die Kinder los werden können, der muß an das Wort unseres Heilandes denken: Wer ist unter Euch, so ihn sein Sohn um Brot bittet, der ihm einen Stein biete? Das glückliche, gesegnete Haus, wo die Kindlein sind wie die Oelzweige um ihrer Eltern Tische her, verschwindet immer mehr, um der socialistischen Massenerziehungsanstalt Platz zu machen. Es ist darum ein sonderbarer Ehrgeiz, wenn einzelne, evangelische Geistliche alles daran setzen, nur so bald wie möglich eine Kinderbewahranstalt in ihrer Gemeinde zu haben. So hoch man den Segen dieser Anstalten auch schätzen mag, so bleiben sie dennoch die wehmütigen Zeugnisse der immer mehr in Trümmer fallenden Familie

sie verdienen darum viel eher unsre Tränen, als unsre Ruhmeshymnen.

Endlich haben sich diese Anstalten strenge vor jenem Methodismus zu hüten, der die Seele mit Gewalt zum Christentum bekehren will. Wenn die Kleinkinderlehrerin auch etwa den Kindern einmal eine biblische Geschichte erzählt, so ist doch eine öffentliche Besprechung und Prüfung der Kinder jedenfalls zu vermeiden. Solche Dinge müssen der Schule vorbehalten bleiben. Ueberhaupt darf die Erziehung zarter Kinder niemals aus jener keuschen Stille hervortreten, welche das Heiligtum einer christlichen Familie umgiebt. Im Uebrigen ist alles Wissenswerte über die Geschichte, die Verbreitung und die Einrichtung der Kleinkinderschule bereits in vorzüglicher Weise von dem Hilfsgeistlichen am Diakonissenhause zu Dresden Johannes Hübener zusammengestellt worden, so daß eine weitere Besprechung dieses Gegenstandes hier überflüssig erscheinen möchte.

Da indessen die Kleinkinderschule in der That oft in falsche, ungeistliche Bahnen hineingeraten ist, so darf man sich nicht wundern, wenn selbst hochberühmte und ausgezeichnete Theologen absprechend über dieselbe geurteilt haben. Jeremias Gotthelf ist einer der tüchtigsten Pfarrer, die jemals wirkten, und dabei ein Volksschriftsteller ersten Ranges. Wer eine von seinen Erzählungen liest, z. B. „Dursli, der Branntweinsäufer“, der muß gestehen, daß niemals ein christlicher Prediger tiefere Blicke in die Hütte der Armen mit ihren Freuden und Leiden, ihren Lastern und ihren Glaubenssiegen hineingeworfen hat, als dieser ausgezeichnete Volkskenner. Wie aber urteilt Jeremias Gotthelf über die Erziehungsanstalten der innern Mission? „Ich habe auch in Anstalten Kinder mit sogenannten, demütigen Gesichtern gesehen, mit dem bekannten Niederschlag und Aufschlag der Augen. Aber eben da kam mich Traurigkeit an. Da sah ich, daß nur auf die Gesichter, nicht auf die Herzen gewirkt worden, daß man das Unnatürliche den Kindern wohl auf die Gesichter prägen, aber damit keine gesunde Kraft in den Herzen erwecken könne. Ich sah hinter der neuen Tünche die alte Sünde wohnen. Wenn ich scharf in die übertünchten Gesichter sah, so erblickte ich hinter denselben ein wüstes, giftiges Tändeln mit Lust und Sünde, aber keine Lust und Kraft zur Arbeit, zum Sichselbständigstellen in der Welt, wohl aber Lust und Glauben, auf anderer Leute Kosten fortzuleben in der Welt. Ich sah hinter den neuen Gesichtern den alten, schmählichen Bettlergeist, der nach jedem Genuß gierig hascht, aber von der Gnade leben

will und diese Gnade als ein Recht fordert. Ja, wir leben durch Gottes Gnade in der Welt, aber eben diese Gnade hat uns mit Kräften ausgestattet. Wie wir nun an Gott glauben, so sollen wir auch an unsre Kräfte glauben, sollen glauben, daß sie uns durch das Leben zu tragen vermögen, daß es eine der größten Sünden, eine Verleugnung der Gnade von Gott sei, das erhaltene Pfund zu vergraben und als Schmarotzerpflanze das eigne Leben nur aus fremdem Leben saugen zu wollen.... Aufrichten muß man die armen Kinder, nicht noch tiefer drücken in den Schlamm hinein, um dann seine, oder, wie man sagt, Christi Kraft an ihnen zu erpröbeln; das scheint mir Gott versucht, und hundert Beispiele rechtfertigen mein Meinen. Aufrecht hat Gott den Menschen erschaffen, vorwärts, aufwärts soll er schauen, das scheidet ihn von der ganzen Tierwelt. Aufrecht muß man zu stellen wissen, wenn man versunkene Menschenkinder zu Gotteskindern machen will. Das ist das Erste." Indem wir bemerken, daß andere, bedeutende, christliche Schriftsteller, z. B. Riehl und Thiersch, sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen haben, können wir uns nicht verhehlen, daß auch in dem Herzen eines treuen Freundes der innern Mission manches wehmütige Gefühl und manches sittliche Bedenken aufsteigen mag, so oft er die in der Kinderbewahranstalt zusammengepferchte, kleine Schaar betrachtet. Wie glücklich dürfen wir uns schätzen, daß unsere Kindheit unter der treuen Obhut von Vater und Mutter im Schutze des lieben Elternhauses sich entfalten durfte, und daß dem kleinen Forscher nicht blos ein engummauerter Garten, sondern die ganze Weite der heimatlichen Flur offen gestanden hat.

2. Der Jünglingsverein schließt sich an die Erziehung der Volksschule an. Derselbe ist lange Zeit in der unglücklichen Lage gewesen, seinen eigentlichen Begriff und seinen eigentlichen Zweck nicht recht finden zu können. Bald hat man die religiöse Erbauung, bald die christliche Geselligkeit, bald gewisse kirchliche Dienstleistungen, bald die gegenseitige Unterstützung, bald die wissenschaftliche und technische Fortbildung als die Hauptaufgabe der evangelischen Jünglingsvereine bezeichnet, bald wieder alle diese Zwecke kombiniert. Wir unsrerseits können nicht im Zweifel sein, welches der eigentliche Charakter der evangelischen Jünglingsvereine sei: es sind Erziehungsvereine auf religiöser Grundlage. Demgemäß findet auch die religiöse Unterweisung bei ihnen Eingang; allein es ist wohl zu merken, daß die Jünglingsvereine nicht etwa eine Kirche neben der Kirche oder eine besondere Kirche für die Jünglinge sein sollen. Die geordneten Auf-

gaben der Kirche also, Predigt und Katechismusunterricht, Bibelstunde und Missionsstunde dürfen dem regelmäßigen Gottesdienste nicht zu Gunsten des Jünglingsvereins entzogen werden. Sie sind zwar von diesem nicht ausgeschlossen; allein sie bilden nur den religiösen Rahmen für die Erziehungsaufgabe des Vereins überhaupt. Im Uebrigen hat der Jünglingsverein seinen Mitgliedern alle diejenigen Bildungsstoffe zuzuführen, welche geeignet sind, ihre sittlich-religiöse Bildung zu fördern. Diese werden nun je nach dem Bildungsstande derselben verschieden gewählt: Vorträge aus der Kirchengeschichte und Profangeschichte, aus dem Gebiete der christlichen Kunst oder der socialen Frage wechseln mit allerlei unterhaltender und belehrender Lektüre. Daneben huldigt man fleißig der geselligen Unterhaltung, selbstverständlich nur einer edleren Geselligkeit, wie sie einem Erziehungsvereine auf religiöser Grundlage geziemt. Man singt Lieder ernsten und heitern Inhalts, übt fleißig das Posaunenblasen, vergnügt sich mit Rätselspielen und andern geselligen Unterhaltungen, und macht gemeinsame Ausflüge; auch führt man wohl hier und da einmal ein Theaterstück auf, natürlich nur ernsten Charakters, wobei Damenrollen überhaupt nicht vorkommen. Gewöhnliche Lustbarkeiten, wie Tanzvergnügungen sind vom evangelischen Jünglingsverein ausgeschlossen, obgleich es den Mitgliedern nicht verwehrt wird, dergleichen außerhalb des Vereins in anständiger Gesellschaft zu suchen. In diesem Punkte unterscheiden sich die evangelischen Jünglingsvereine deutlich von den katholischen Gesellenvereinen, welche auch dem Tanze ihre Pforten öffnen. Denn die katholische Kirche ist der Meinung, daß sie das öffentliche Leben des jungen Mannes ganz und uneingeschränkt beherrschen muß; die Ungereimtheit, daß in einem Erziehungsverein religiösen Charakters gemeine Vergnügungen veranstaltet werden, macht ihr kein Bedenken. Aus dem hier dargestellten Charakter der evangelischen Jünglingsvereine ergeben sich auch die Gesetze ihrer Bildung. Nichtevangelische Jünglinge können zwar als Gäste den gemeinsamen Unterhaltungen beiwohnen, allein das Mitgliedsrecht können sie nicht erlangen. Diejenigen jungen Leute, welche das Glück haben, in einer gebildeten, christlichen Familie zu leben, und dort bereits Schutz vor den Verführungen des Lasters und edle Geselligkeit finden, sind nicht die Objekte der Erziehungsthätigkeit unsrer Vereine; ebensowenig diejenigen, welche der Zucht einer wohlgeordneten Anstalt genießen. Daher suchen die Jünglingsvereine weder Gymnasiasten noch Offiziere in ihren Kreis zu ziehen, sondern sie richten ihr Augenmerk

vielmehr auf die Lehrlinge und Gesellen, die Fabrikarbeiter und Bergarbeiter, die Kaufleute und Studenten, welche ohne Anschluß an eine gebildete Familie leicht der Verführung anheimfallen. Allein die christliche Weisheit denkt nicht daran, diese verschiedenen Klassen alle in den gleichen Verein zusammenzuwürfeln; vielmehr wirft jeder Verein seine Netze eben nach derjenigen Klasse aus, welche seiner Hilfe am meisten bedarf. So nimmt er in der Fabrikstadt besonders junge Fabrikarbeiter in seinen Kreis auf; anderswo lädt er in erster Linie die jungen Bergleute zu sich ein; in der großen Handelsstadt sammelt er die jungen Kaufleute um sich, und in der Universitätsstadt die evangelischen Studenten. Der Name, welchen man wählt, entspricht der herrschenden Sitte und dem besonderen Charakter des Vereins: es giebt Knabenvereine, Bubenvereine, Lehrlingsvereine, Gesellenvereine, Vereine christlicher Kaufleute, evangelische Studentenvereine, Vereine christlicher Kellner u. s. w. Nach dem verschiedenen Bildungsstand der Mitglieder richtet sich natürlich auch die Art ihrer Unterhaltungen; während man hier über Domino und Dammspiel nicht hinauskommt, bringt man es dort bis zu einem kunstvollen Quartett, treibt an einem dritten Orte Stenographie und übt in einem vierten Vereine die französische Konversation. Ueberall aber bilden Vorträge und Unterweisungen religiösen Charakters die Grundlage des Ganzen.

Der Fehler, den man anfangs bei der Bildung dieser Vereine beging, war der, daß man die natürlichen, socialen Unterschiede nicht genug berücksichtigte. Es sollte alles, was evangelischer Jüngling hieß, zugleich in den Verein hinein. Allein es giebt nur einen einzigen Ort, wo die socialen Unterschiede nicht berücksichtigt werden sollen, das ist die christliche Kirche. Bei einem geselligen Verein, wie der Jünglingsverein doch sein will, müssen auch die Gesetze der Geselligkeit, wie wir sie auch später aufstellen werden, Geltung haben. Eine Ahnung von diesem Gesetze hat Dietrich von Oertzen, wenn er schreibt: „Will man nicht mit den Gebildeten, sondern an den Gebildeten arbeiten, so darf man nicht mit einer Zumutung beginnen, die nur der geförderte Christ freudig erfüllt, mit der Zumutung, social tiefer Stehende als Brüder zu behandeln". Dieses Wort ist richtig und auch nicht richtig. Brüder in Christo sind natürlich Bergarbeiter, Handwerksgesellen, Kaufleute, Studenten alle unter einander, wie ja auch die bekehrten Parias in Indien unsre Brüder sind; aber wenn wir allzumal an Einen Gott glauben und zu demselben Gotteshause wallen, folgt denn nun daraus, daß wir auch alle mit einander einen

Ausflug machen oder einen Musikverein bilden sollen? Nein, das verlangt das Christentum auch von dem geförderten Christen nicht. In der Bildung und der Geselligkeit müssen die socialen Unterschiede durchaus gewahrt bleiben; nur im socialdemokratischen Staate wird alles in den gleichen Topf geworfen. Uebrigens spukt die Meinung, als ob der Jünglingsverein gewissermaßen eine eigene Kirche neben der Kirche sei, auch sonst in den Köpfen der Theologen. Ließ sich doch sogar der Hofprediger Stöcker auf dem internationalen Jünglingskongreß in Berlin zu der Aeußerung hinreißen: „Wenn ich mir die Jünglingsvereine auf der ganzen Welt als die große christliche Internationale denke, bestimmt, die große Internationale des Unglaubens und der Gottlosigkeit zu bekämpfen, dann freut sich mein Herz". Mit Verlaub, Herr Hofprediger! Die große, christliche Internationale ist die ganze, christliche Kirche mit allen ihren Gliedern, und nicht blos diese Jünglingsvereine mit ihren paar tausend Mitgliedern. Und was an den Jünglingsvereinen international ist, nämlich der Glaube und die Liebe, dürfen sie gar nicht als ihr besonderes Eigentum in Anspruch nehmen, sondern das haben sie vielmehr als Glieder der christlichen Kirche überhaupt. Soweit sie indessen über die allgemeine Aufgabe der christlichen Kirche hinausgehen, und sich zu Pflegestätten der Bildung, der Geselligkeit und der Kunst erheben, müssen sie die nationale Grundlage durchaus festhalten. Denn wer Erziehung, Bildung, gesellige Form u. s. w. international machen will, der schwimmt schon flott im socialistischen Fahrwasser, wenn er es auch selbst vielleicht gar nicht weiß. Deshalb muß man auch schon den Versuch, internationale Jünglingskongresse zu berufen, als einen Irrtum bezeichnen. Die Erziehung des amerikanischen Jünglings ist eine andre als die des deutschen. Vieles, was die Amerikaner durch ihre Jünglingsvereine erreichen, wird bei uns durch die geordneten Schulanstalten, und noch dazu viel besser, besorgt. Deshalb haben natürlich in Deutschland die Jünglingsvereine nicht die gleiche Ausdehnung und Bedeutung, wie in Amerika, und sollen sie niemals haben. Ueberhaupt werden wir gut thun, so wir anders unser Volk zu ächter, deutscher, christlicher Art wieder erziehen und der Socialdemokratie entreißen wollen, wenn wir uns mit Engländern, Franzosen und Amerikanern so wenig wie möglich einlassen, sondern vielmehr in die Schätze deutscher Bildung hineingreifen. Wer fremde Bildungselemente dem eignen Volke gewaltsam einimpft, der zieht nur den revolutionären Geist groß. Was ist der Nihilismus in Rußland anders, als die

Frucht jener modernen, europäischen Civilisation, welche einem halbbarbarischen Volke künstlich aufgepfropft wurde?

Die evangelischen Jünglingsvereine haben bei weitem nicht diejenige Ausdehnung gewonnen, wie die ähnlichen Vereine der katholischen Kirche. Gleichwohl stellen die evangelischen Jünglingsvereine ebenfalls schon eine sehr respektable Macht dar, und dürfen um so mehr die Hoffnung der Kirche sein, als sie sich in einem raschen Aufschwunge befinden. Es giebt jetzt in Deutschland ca. 700 Vereine, mit 40000 Mitgliedern, welche sich in fünf verschiedene Bünde scheiden. Man darf erwarten, daß durch die Wirksamkeit dieser Vereine allmählich die kirchliche Gleichgiltigkeit, welche das Hauptleid der evangelischen Christenheit bildet, überwunden und ein regeres Interesse für kirchliche Fragen in allen Ständen erweckt werden wird. In den ächten Bauerndörfern haben sie freilich keinen Boden; dagegen sollten sie in keiner Stadt und in keinem Industriedorfe fehlen. Der Pfarrer, welcher einen Jünglingsverein zu begründen gedenkt, wird am sichersten zum Ziele kommen, wenn er zunächst die Neukonfirmirten um sich sammelt, und so jahrgangweise den Verein allmählich aufbaut. Der Jünglingsverein bildet gewissermaßen die Ergänzung zu der Fach- und Fortbildungsschule; und da die Schüler dieser Bildungsanstalten noch an eine gewisse Schuldisciplin gewöhnt sind, so besuchen sie auch den Jünglingsverein gern, wofern dieser nicht gerade ungeschickt geleitet wird.

Gleichwohl wird vielleicht auch einmal an diesen Vereinen die Weissagung Uhlhorns sich erfüllen, daß die innere Mission dereinst nach wohlvollbrachter Arbeit vom Schauplatz abtreten dürfe. Denn nach unsern deutschen Begriffen hat die Kirche nur die Aufgabe, die sittlich-religiöse Erziehung des gesammten Volkes zu leiten, während die darüber hinausgehende, besondere Berufsbildung den einzelnen Berufskreisen überlassen werden muß. Wenn das Handwerk wieder seine alten, wohlbewährten Innungen zurückgewonnen haben wird, dann wird es voraussichtlich auch die Erziehung seines jungen Nachwuchses wieder selbst übernehmen und dabei, wie jetzt die Gymnasien u. s. w. die Mitwirkung der Kirche in seinen Erziehungsplan hereinziehen. Denn besondere, religiöse Erziehungsvereine neben den alten, wohlbewährten, socialen Ordnungen sind eigentlich nicht deutsch; auch beweist der ganze Apparat der Jünglingsvereine mit seinen Agenten, Präsidenten, Delegirten, Kongressen u. s. w., daß hier nicht unverfälschter, deutscher Geist waltet. Meister, Gesell, Lehrling,

Innung — das klingt dagegen ächt deutsch. Zunächst aber behaupten die evangelischen Jünglingsvereine ein sehr wichtiges Gebiet der Volkserziehung, und es ist unmöglich, daß die Samenkörner, welche hier ausgestreut werden, jemals verloren sein sollten.

3. Schließlich müssen wir hier in aller Kürze des evangelischen Arbeitervereins gedenken. Derselbe weist mit seinem Ursprunge nach Westfalen. Am 29. Mai 1882 stifteten einige fünfzig evangelische Arbeiter in Gelsenkirchen den ersten, evangelischen Arbeiterverein. Es galt hauptsächlich, ein Gegengewicht gegen die zahllosen, christlich-socialen Vereine der katholischen Kirche zu schaffen, welche ihre Netze immer begehrlicher nach den evangelischen Arbeitern auswerfen, sowie gegen die revolutionären Einflüsse der Socialdemokratie. Der evangelische Arbeiterverein steht also auf dem Boden der Liebe zu Kirche und Königtum, und erachtet es für seine Pflicht, das kirchliche Bewußtsein seiner Mitglieder ebenso wie ihre patriotische Gesinnung zu pflegen. Insbesondere treibt er dieselben an, die Pflichten gegen die Kirche jederzeit pünktlich zu erfüllen; er wehrt also den Versäumnissen und Verzögerungen der kirchlichen Handlungen und schließt diejenigen Väter, welche sich von der gegnerischen Kirche das Versprechen der katholischen Kindererziehung abdringen lassen, aus seiner Mitte aus. Neben der religiös-sittlichen verfolgt der Verein auch sociale Aufgaben. Er will bei seinen Mitgliedern diejenigen Tugenden erwecken, welche einen tüchtigen Arbeiter besonders auszeichnen müssen: die Arbeitsamkeit, die Sparsamkeit, die Treue, die Bescheidenheit, die Höflichkeit. Ebenso wirkt er auch auf das häusliche Leben der Arbeiter ein, indem er sie vor frühzeitigen und übereilten Ehen warnt, indem er ihnen Unterricht über eine verständige Anordnung des Haushaltes, über zweckmäßige Einrichtung des Lebens und christliche Kindererziehung erteilt. Eine gemeinsame Kasse gewährt denen, die sich in augenblicklicher Not befinden, Darlehen gegen mäßigen Zinsfuß und hilft den Kranken über die Nöte und Drangsale der Krankheit hinweg. Gewöhnlich ist mit dem Arbeiterverein auch noch ein Arbeitsnachweis verbunden. Die Leitung des Ganzen bleibt durchaus in den Händen der Arbeiter selbst, wenn natürlich auch der Rat und die Mithilfe der Gebildeten nicht verschmäht wird. Namentlich pflegt man diese zu Vorträgen in den regelmäßigen Versammlungen des Vereins heranzuziehen, und arbeiterfreundliche Fabrikherren und wohlwollende Pfarrer benützen die Gelegenheit mit Freuden, um den unteren Klassen persönlich näher zu treten, und mit ihnen die Schätze ihres Wissens und ihrer Erfahrungen

auszutauschen. Vergnügungen gemeiner Art sind ausgeschlossen; dagegen versäumt es der Verein nicht, sein jährliches Stiftungsfest mit einer religiösen Feier zu begehen. Das große Verbandsfest der evangelischen Arbeitervereine zu Dortmund am 26. Juli 1885 wird unzweifelhaft bei allen Teilnehmern einen unverlöschlichen Eindruck zurücklassen.

Die Zahl der evangelischen Arbeitervereine in Rheinland und Westfalen beträgt jetzt bereits 52 mit ca. 17000 Mitgliedern. Außerdem giebt es noch evangelische Arbeitervereine in Breslau, Zwickau, Nürnberg, Hersbruck, Freiburg u. s. w. Besondere Zeitschriften vermitteln den geistigen Verkehr der Vereine unter einander. Dieser ungemein rasche Aufschwung einer verhältnißmäßig so jungen Sache verbürgt derselben eine große Zukunft. In der That ist der evangelische Arbeiterverein auf vollkommen richtiger Grundlage aufgebaut. Er verliert sich nicht in jene unbestimmte Verschwommenheit, wie die evangelischen Männervereine, sondern er richtet sein Absehen auf eine ganz bestimmte, sociale Gruppe, nämlich auf die Lohnarbeiter, welche bisher allein noch einer festen Organisation entbehren mußten. Ist es aber nicht offenbar, daß die Arbeiter das Recht und die Pflicht haben, ebenso eine Vereinigung zur Vertretung ihrer Standesinteressen zu bilden, wie sie die Beamten in ihrer Beamtenhierarchie, die Soldaten in der Verfassung des Heeres, die Lehrer im Lehrerverein, die Handwerker in der Innung, die Bauern im landwirtschaftlichen Vereine besitzen? So geben die evangelischen Arbeitervereine dem Arbeiterstande den festen Rahmen, innerhalb dessen eine gesunde Entwickelung eines guten Arbeitergeistes und einer gesunden Arbeitersitte gesichert erscheint, während der religiöse Charakter zugleich die doppelte Gefahr abwehrt, welcher die Schulze-Delitzsch'schen Arbeiterbildungsvereine unterlegen sind: nämlich jene Vielwisserei, welche nur den Hochmut und die Ansprüche der Arbeiter fördert, ohne ihre sittliche Bildung zu heben, und die Vergnügungssucht, welche die Arbeitermassen der Socialdemokratie zutreibt. Endlich bilden die evangelischen Arbeitervereine auch eine vorzügliche Brücke zwischen den Besitzenden und den Nichtbesitzenden. Angesichts dieser Umstände ist die Form des evangelischen Arbeitervereins derjenigen des christlich-socialen Vereins weit vorzuziehen. Der letztere kann nicht als eine Organisation des Arbeiterstandes bezeichnet werden. Er achtet überhaupt die socialen Gesetze nicht, indem er die Angehörigen der verschiedensten Stände zu belehrenden und geselligen Versammlungen vereinigt; er ist denn auch bisher über die Diskussion

socialer Fragen und über gelegentliche Feste noch nicht viel hinausgekommen. Wenn trotzdem in Berlin der christlich-sociale Verein unleugbar schon großes geleistet hat, so ist dieser Erfolg wesentlich der imponierenden Persönlichkeit Stöckers zu verdanken. Wo man sonst etwa einen christlich-socialen Verein zu gründen versucht hat, da hat sich dieser bald als ein ziemlich wirkungsloser Abklatsch des Stöckerschen erwiesen. Bedenkt man zugleich, daß dem christlich-socialen Verein auch ein ziemlich mißliebiger politischer Beigeschmack anhaftet, so ist diese sociale Bildung gewiß weit weniger zu empfehlen, als diejenige des evangelischen Arbeitervereins. Von dem letzteren aber ist kaum zu zweifeln, daß er mit der Zeit den Felsen bilden wird, an welchem sich die Arbeiterbewegung teilen muß. Der eine Teil der Arbeiter, der vom Glauben gewichen ist und den Mächten der Tiefe sich ergeben hat, wird nach wie vor die Vertretung seiner Interessen in der socialdemokratischen Partei suchen, während der andere im evangelischen Arbeiterverein auf den verlassenen Boden der Vaterlandsliebe und der Religiosität zurückkehren wird, um Hand in Hand mit den übrigen Ständen an dem sittlichen und materiellen Fortschritt des Volkes zu arbeiten. Es giebt also kaum eine wichtigere Aufgabe für die sociale Arbeit der evangelischen Kirche, als die Gründung und Förderung solcher Arbeitervereine. Diese Aufgabe ist leider in dem industriereichsten Lande des deutschen Reiches, im Königreich Sachsen, ebenso wie in Ost- und Norddeutschland noch über Gebühr vernachlässigt worden. Einen gewissen Ersatz finden wir hier zuweilen in den parochialen Familienabenden. Da versammeln pflichteifrige Geistliche die erwachsenen Gemeindeglieder um sich, damit sie ihnen durch unterhaltende und belehrende Vorträge und religiöse Gesänge Gelegenheit zu einer edlen Geselligkeit bieten. Diese parochialen Familienabende rekrutieren ihre Besucher gleichfalls vornehmlich aus den Arbeiterklassen, und haben sich binnen kurzer Zeit eine ungeteilte Sympathie bei denselben erworben. Wieder anderswo benutzt man die evangelischen Männervereine, um in ähnlicher Weise erzieherisch auf den Arbeiterstand einzuwirken; kurz, die evangelische Kirche entfaltet auf allen Gebieten der Volkserziehung einen Eifer, von welchem sie dereinst die schönsten Früchte erwarten darf.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Die sociale Bedeutung der evangelischen Kirche

in der Gegenwart

von

Guido Wächter,

Diakonus in Annaberg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Dörffling & Franke.
1888.

Inhalts-Uebersicht.

III. Theil.

Die Stellung der evangelischen Kirche zu den übrigen Kulturmächten.

III. Teil.

Die Stellung der evangelischen Kirche zu den übrigen Kulturmächten.

1. Die Familie.

1. Kapitel.

Die Ehe.

Die unmittelbare Einwirkung der Kirche auf die Erziehung des Volkes ist bisher der Gegenstand unsrer Betrachtung gewesen. Neben der Kirche giebt es jedoch noch eine Reihe andrer Mächte, welche gleichfalls einen erzieherischen Einfluß auf den Menschen ausüben. Die weitere, sociale Aufgabe der Kirche geht nun dahin, diese Kulturmächte in ihrem Verhalten zu überwachen und von den Irrwegen, in die sie etwa geraten sind, zurückzuführen. Denn die Kirche ist nicht nur jene Festung, welche mit Munition hinlänglich ausgerüstet und mit tüchtigen Kämpfern besetzt, den Angriff des Feindes wohlbereitet erwartet. Man weiß, daß der Kommandant einer Festung sich wenig darum kümmert, ob auch die Bürger, die unten im Flachlande wohnen, auf die Drangsale des Krieges gerüstet sind; ihr Haus und Hof sind ihm gleichgültig. Die Kirche ist vielmehr die Stadt Gottes auf dem Berge; alle, die unter ihrem heiligen Schutze wohnen, heben die Augen vertrauensvoll zu ihr auf, und es ist keine Gemeinschaft auf Erden, die nicht der Kirche das Beste verdankt, was sie hat. So steht sie über der Familie, der Schule, der bürgerlichen Gesellschaft und dem Staate, nicht etwa, um sich in deren besonderes Gebiet einzumischen, oder irgend eines ihrer Rechte an sich zu reißen, sondern vielmehr, um die sittlichen Ordnungen aufrecht zu erhalten, denen auch jene Gemeinschaften unterworfen sein müssen, damit der Sauerteig des göttlichen Wortes in Wahrheit alle Tiefen des Volkslebens durchdringe.

Indem wir nun die Stellung der Kirche zu den übrigen sittlichen Mächten betrachten, beginnen wir billig mit der Gemeinschaft der Familie. Denn im Schoße einer Familie wird jedes ehrliche Christenkind geboren, und die Familie ist es, unter deren Schutz und Schirm

es seine ersten Fähigkeiten entwickelt. Allein wir können von der Familie nicht reden, ohne auf deren Grundlage, die Ehe, zurückzugehen. Wir wollen darum zunächst die Ehe nach ihrer Wahrheit und Wirklichkeit unter das Licht des göttlichen Wortes stellen.

Aus den Fernen der Urzeit schallt das Wort des allmächtigen Schöpfers zu uns her: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Da wurde dem Manne das Weib zugesellt als eine Gehilfin, die um ihn wäre, gleichen Adels wie er selbst; und als Gott der Herr den Segen über das erste Paar sprach: Seid fruchtbar und mehret Euch und erfüllet die Erde und machet sie Euch unterthan — da entschied er auch, daß aus dem Ehestande durch die Familie die Menschheit zu ihrer Größe, Macht und Würde emporwachsen sollte. So lange also der Ehestand noch das ist, was er nach Gottes heiliger Ordnung sein sollte, die auf religiöser Grundlage ruhende, auf alle Lebensgebiete sich erstreckende, persönliche Verbindung zwischen Mann und Weib, so lange wird auch die Größe und das Glück des Volkes blühen und gedeihen; wird aber erst die Ehe in ihrer Heiligkeit verletzt, dann bricht das Verderben mit Macht herein, und unaufhaltsam reißt es Volk und Vaterland in seinen Strudel.

Das Christentum hat neues, höheres Licht über die Ehe ausgegossen. Indem der Apostel Paulus die Verbindung zwischen Mann und Weib der Verbindung zwischen dem erhöhten Herrn und seiner Kirche auf Erden vergleicht, bezeugt er, daß die Gemeinschaft der Ehe an Innigkeit, Zartheit und Heiligkeit nicht ihres Gleichen habe. Und die heiligen Geschichtsschreiber, welche uns den neugepflanzten Garten der christlichen Kirche in der jungfräulichen Schönheit des ersten Lenzes beschreiben, zeichnen uns wunderliebliche Bilder von dem ehelichen Leben frommer Christenleute: „Was für ein Joch zweier Gläubigen, die Eine Hoffnung haben, Eine Lebensregel, die Einem Herrn dienen. Beide sind sie Bruder und Schwester, beide Mitknechte; da ist keine Trennung des Fleisches oder des Geistes. Da sind wahrhaftig zwei in Einem Fleisch, wo aber Ein Fleisch ist, da ist auch Ein Geist. Zusammen leben sie, zusammen knien sie, zusammen fasten sie, eines das andre belehrend, eins das andre ermahnend, eins das andre tragend. Miteinander sind sie in der Kirche, miteinander beim Mahle des Herrn, miteinander in Trübsalen, in Verfolgungen, in Zeiten der Ruhe und Erquickung. Keins verbirgt dem andern etwas, keins meidet das andre, keins ist dem andern zur Last. Ungehindert werden die Kranken besucht, die Armen unterstützt. Da werden ohne Zwang

Almosen gegeben, ohne Bedenklichkeiten Opfer gebracht, ohne Hinderniß wird die tägliche Andacht gehalten. Keine verstohlene Bezeichnung mit dem Kreuze, kein Gruß mit Zittern, keine stumme Segnung. Im Wechselgesang erschallen Psalmen und Lieder; sie wetteifern mit einander, wer am besten seinen Gott lobt. Christus freut sich, wenn er solches sieht und hört, ihnen sendet er seinen Frieden. Wo zwei sind, da ist auch er, da ist der Böse nicht."

So war es einst in der Christenheit zu des alten Kirchenvaters Tertullian Zeit; aber breit ist jetzt der Strom des Verderbens in den Ehestand hereingebrochen. Tertullian entwirft jene liebliche Schilderung von einer Ehe, „welche die Kirche zusammengefügt, das dargebrachte Opfer bestätigt und der Segen besiegelt, welche die Engel verkündigen und der Vater für giltig erklärt". Nun, von der Kirche werden ja Gott sei Dank noch die meisten Ehen in der Christenheit zusammengefügt. Denn wenn es in Berlin unter hundert geschlossenen Ehen etwa vierzig giebt, die nicht von der Kirche eingesegnet werden, so fällt dieser Umstand eben nur mit in die schlimme Ausnahme, welche die Reichshauptstadt in religiöser Beziehung leider unter den Städten des deutschen Landes bildet. Allein ob auch nur wenige, ungetraute Ehen in den deutschen, protestantischen Ländern sich finden, so giebt es um so mehr Ehen, von denen man nicht sagen kann, daß die Engel sie verkündigen und der Vater sie für giltig erklärt. Und wer die Häuser der Christen im Lande hin und her besucht, um die aufgerichteten Opferaltäre frommer Gottesverehrung, wie sie Tertullian beschreibt, zu finden, der wird sich manchmal vergeblich umschauen. Denn wenn wir sehen, wie viele Ehen heute geschlossen werden, so können wir uns nicht darüber verwundern, daß der Geist der Heiligkeit und der Zucht, der Liebe und der Eintracht nicht in ihnen Wohnung machen will.

Warum, fragen wir zuerst, wird so mancher Ehebund heute geschlossen? Hat man wirklich das ewige Ziel im Auge, wohin die Ehe als eine Schule aller christlichen Tugenden Mann und Weib leiten soll? Nein, es sind vielmehr allerlei fleischliche Gedanken und Triebe, denen der Ehebund sein Dasein verdankt: hier ist es die vergängliche Schönheit des Leibes, dort Gold und Silber, welche das Auge verblenden. Vielmals ist der Ehebund zu einem Geschäft, zu einem Rechenexempel herabgesunken. Warum soll ich allein weiterwirtschaften — so fragt sich der junge Arbeiter. Wenn ich wöchentlich fünfzehn Mark verdiene, so kann es meine Frau gut und gern auf neun Mark

bringen, das giebt zusammen vierundzwanzig Mark. Eine gemeinsame Wirtschaft kostet nicht so viel als eine doppelte: also heirate ich. Daß die kommenden Tage sehr bald einen dicken Strich durch dieses Exempel machen, daran denkt man weiter nicht. Die vornehmen Herren haben dem Arbeiter diesen brutalen Eigennutz, der blank und blos, flink und frei in die Ehe hineinsegelt, und sich auf den Verdienst der Frau verläßt, oft zum schweren Vorwurf gemacht. Allein sie sind um kein Haar besser, ja, sie scheuen sich sogar nicht, öffentlich in den Zeitungen die Frau mit dem großen Geldbeutel zu suchen, von dessen Zinsen beide gemächlich und ohne Sorge leben können. Wir stimmen durchaus nicht jenen romantischen Schwärmern bei, die da meinen, ein Ehepaar müsse wie ein Paar spielende Schmetterlinge durchs Leben gaukeln und vom Sonnenschein der Liebe leben. O nein, wer einen eigenen Herd gründet, der muß vor allem das Rechnen gut verstehen. Allein der entworfene Wirtschaftsplan soll sich dem Plane einfügen, welchen der allmächtige Schöpfer für die sittliche Ordnung dieses Erdenlebens entworfen hat. Des Mannes Loos ist es, den dornigen Acker seiner Berufsarbeit zu bebauen und im Schweiße des Angesichts das Brot herzuzuschaffen, dessen das Haus bedarf; des Weibes Aufgabe dagegen, dem Manne nahe zu sein in hilfreicher, dienender Liebe, und den Gewinn zu mehren mit ordnendem Sinn, aber nicht in einem unnatürlichen Wettkampfe neben dem Manne auf dem Felde des Erwerbslebens zu stehen. Wenn der Mann nicht die Bürde seines Berufes auf sich nehmen will, dann verliert er auch seine Manneswürde vor dem Weibe; er wird zum Sklaven derer, von deren Arbeit er sich nähren läßt. Das Gefühl dieser unwürdigen Abhängigkeit ist es, welches heutzutage eine peinigende Unzufriedenheit in den Herzen vieler Ehemänner, namentlich des Arbeiterstandes, erweckt.

Wie wird ferner so mancher Ehestand begründet? Etwa im eifrigen Umgange mit Gott, dem väterlichen Berater seiner Menschenkinder? Unter dem Rat und Segen derer, die Gottes Stellvertreter sind? Mit Ernst und Nüchternheit und in freudiger Glaubenszuversicht? O nein, so ernst nimmt man die Sache schon längst nicht mehr. So ceremoniell mochten vielleicht unsere frömmeren Vorahnen ihre Ehebündnisse behandeln, heute aber lebt man in der Zeit des Dampfes. In einer lustigen Gesellschaft, im Eisenbahncoupé, auf der Reise, auf dem Ballsaal wird das Jawort gegeben, welches über das Schicksal zweier Herzen für immer entscheiden soll. Wenn der Verlobung nicht ein Schein von Pikanterie und märchenhafter Romantik

beiwohnte, dann wäre der Ehestand doch auch allzu langweilig! Daß ein solches im Fluge gegebene Wort sehr oft auch im Fluge wieder zurückgenommen wird, ist leicht erklärlich. In Berlin, berichtet man uns, ist es ein abgebrauchtes Witzwort geworden: Für diese Saison bin ich verlobt. Es wird kaum einen jungen Mann in der Mitte der Zwanziger geben, der nicht schon irgend eine kleine Liebesaffaire gehabt hätte. Wir leben in einer Atmosphäre, in welcher die unangenehmen Bilder und Scenen, die ehedem wohl ein Herz jahrelang verfolgt und gequält haben, sehr schnell vergehen. Allerdings, wenn die gebildeten Herren das Gelübde, welches sie in einer trunkenen Stunde eingegangen sind, in einer nüchternen wieder auflösen, etwa, weil der strenge Papa sein unerbittliches Veto einlegt, oder weil die Möglichkeit einer Heirat in nebelhafte Ferne hinausgerückt erscheint, oder weil näher eingezogene Erkundigungen hier und dort allerlei mißliche oder unsaubere Dinge ans Licht fördern, oder endlich, weil man sich sagt, daß man doch ein rechter Tor sein würde, wollte man sich ganz unnötiger Weise ein schweres Bündel Sorgen anhängen, so pflegen die Arbeiter derartige Betrachtungen und Berechnungen nicht anzustellen. Dort wird einfach geheiratet; was daraus folgt, das überläßt man ruhig dem lieben Gott und wohlthätigen Menschen. (Hier soll indeß bemerkt werden, daß Handwerksgesellen, Fabrikarbeiter, Soldaten u. s. w. durchaus noch nicht eine förmliche Verlobung eingehen, wenn sie sich unter den bekannten Mädchen einen „Schatz" aussuchen. Dieses Verhältniß begründet vielmehr zunächst nur einen zeitweiligen Vertrag. Der Bursch hat die Verpflichtung, das Mädchen Sonntags zu Tanze zu führen und sie zu beschützen; die Dirne besorgt ihm dafür seine Wäsche, bessert ihm seine Kleider aus und steckt ihm gelegentlich etwas aus der herrschaftlichen Küche zu, oder vertraut ihm bei gemeinschaftlichen Spaziergängen ihr wohlgefülltes Portemonnaie. Daß dieses eigentümliche Freundschaftsverhältniß Anlaß zu sehr vielen Keuschheitssünden und heftigen Eifersuchtsscenen giebt, braucht hier wohl nicht näher ausgeführt zu werden.)

Und wann wird nun geheiratet? Man kann sagen, daß in demselben Maße, als sich der Zeitpunkt des Eheschlusses bei den höheren Klassen hinausgeschoben hat, derselbe bei den Arbeitern herabgerückt worden ist. Beamte, Offiziere, Kaufleute sind in der Regel starke Dreißiger, wenn sie heiraten, die Arbeiter dagegen befinden sich zumeist erst im Anfang der zwanziger Jahre. Die Frühheiraten, die in den letzten Jahren, namentlich in Sachsen, eine erschreckende Zunahme aufzuweisen

haben, sind vorzüglich auf Rechnung der Arbeiterklasse zu bringen. Es ist ein dem Geistlichen gewohnter Anblick, daß unreife Jungen von 20 bis 22 Jahren vor dem Altar stehen. Als ein Beispiel des verderblichen Leichtsinns, der die Eheschließungen des Arbeiterstandes heutzutage charakterisiert, mag folgende Anfrage dienen, welche einmal aus einem Dorfe bei Dresden an den Briefkasten der „Dresdner Nachrichten" gerichtet wurde: „Da ich gern heiraten möchte und mein Bräutigam erst 21½ Jahr alt ist, und ich 23 Jahr, möchte ich gern wissen, ob mein Bräutigam erst um die Einwilligung der Eltern bitten muß, oder können wir ohne derselben (so!) heiraten. Und wie alt muß denn ein junger Mann sein, um keine Einwilligung zu verlangen? Da es doch nicht so viel kostet, wenn zwei zusammenleben, und eigne Wirtschaft führen, als jedes allein. Können wir, im Fall wir die Einwilligung haben müssen, und nicht erhielten, zusammenwohnen?" Die hier erwähnte Einwilligung wird übrigens in der Regel den Kindern von den Eltern bereitwilligst erteilt, ohne daß diese die Person ihres zukünftigen Eidams oder ihrer Schwiegertochter näher kennen, ja oft ohne auch nur den Namen derselben zu wissen.

Es ist nicht nötig, zu sagen, welche bösen, socialen Folgen aus dieser Verwüstung des ehelichen Lebens hervorgehen. Der Ehestand des Arbeiters ist nicht selten eine einzige Kette von fortlaufenden Sorgen. Kindfrau und Leichenfrau sind in seinem Hause die häufigsten Gäste. Wiege und Sarg reihen sich unmittelbar an einander. Wenn der Mann mit der Hebamme abgerechnet hat, dann bringt der Tischler die Rechnung für den letzten Kindersarg. Der Verfasser hat da schon Ehepaare gefunden, welche in der Mitte der dreißiger Jahre standen und auf seine Frage, wieviel Kinder sie hätten, etwa antworteten: Zehn haben wir gehabt, sechs davon sind gestorben und vier leben noch. Wenn dieser tägliche Kampf mit Schmerz und Sorge nicht zu Unzufriedenheit und Mißmut führen soll, so muß das Herz schon bis zur Unempfindlichkeit abgestumpft sein. Die Socialdemokratie wird aus den Häusern dieser Proletarierfamilien gewiß nicht mit Krankenkassengesetz und Unfallversicherung, geschweige denn mit patriotischen Festen hinausgetrieben.

Eine furchtbare Pest hat in jenen Großstädten das geschlechtliche Verhältniß zwischen Mann und Weib vergiftet, wo man raffiniert genug ist, den fleischlichen Lüsten zu huldigen, ohne die Sorgen eines Ehestandes sich aufzuladen. Die Prostitution hat in Städten wie

Berlin, Hamburg, Breslau einen furchtbaren Umfang gewonnen. Nach amtlichen Schätzungen giebt es in Berlin ca. 50000 öffentliche Dirnen und 4000 Zuhälter. 100000 Familien werden durch die Prostitution in Mitleidenschaft gezogen. Seit 30 Jahren hat die Bevölkerung um 200 % zugenommen, die Unzucht um 640 %. In einem einzigen Jahre haben gegen 7000 Männer und 4000 Mädchen und Frauen in der Charité Aufnahme gefunden zur Heilung von den Krankheiten der Unzucht. Daß zwischen Prostitution und Socialdemokratie der engste Zusammenhang besteht, ist den großstädtischen Polizisten auf das genaueste bekannt; wenn heute eine Revolution ausbräche, so würden diese Prostituierten sich augenblicklich in Petroleusen verwandeln, und ihre Zuhälter würden auf die Barrikaden steigen. Man kann sich denken, daß in einer Stadt, wie Berlin, wo die sittlichen Zustände in einen solchen, grauenhaften Verfall geraten sind, auch die Ehescheidungen den täglichen Stoff zu den Verhandlungen der Gerichte liefern. Die Zahl der jährlichen Erkenntnisse auf Ehescheidung ist in Berlin von 412 im Jahre 1880 auf 754 im Jahre 1884 gestiegen. Hier kann man deutlich sehen, wie das sittliche Verderben allemal aus den höheren in die unteren Klassen hinabsickert; denn der Stand der Künstler, der Beamten, der Kaufleute ist unter den geschiedenen Ehegatten außerordentlich zahlreich vertreten. Im Jahre 1885 sind im deutschen Reiche nicht weniger als 6225 Ehen durch richterlichen Spruch aufgelöst worden, in den Jahren 1881—1885 im ganzen 21330. Seit dem Jahre 1881 giebt sich eine äußerst bedenkliche Zunahme der Ehescheidungsprozesse kund. Ueberblickt man die sittlichen Zustände der einzelnen deutschen Länder und Kreise mit besonderer Rücksicht auf die Zahl der Ehescheidungen, so findet man, daß die katholischen Kreise Augsburg und Bamberg, dann die Rheinprovinz und das streng lutherische Oldenburg die günstigsten Zahlen aufweisen; das Gegenstück dazu bildet das gemütliche und leichtsinnige Sachsen mit 35, die Provinz Brandenburg mit dem Sodom der Reichshauptstadt in der Mitte mit 43 und endlich das Babel des Nordens, Hamburg, mit 48 Ehescheidungen im Jahre auf 100000 Einwohner. Diese Zahlen legen ebenfalls ein sprechendes Zeugniß dafür ab, daß das verwüstete Eheleben mit der Blüte der Socialdemokratie jederzeit zusammenfällt. Dies ist jene furchtbare Wahrheit, welche schon den Weisen des Altertums nicht verborgen gewesen ist, nämlich daß aus dem befleckten, ehelichen Leben das Verderben sich zuletzt über den ganzen Staat ergießen muß. Horaz schildert diesen Fortschritt der um

sich greifenden Pest mit meisterhaftem Griffel in der 6. seiner Oden im dritten Buche:

Der Zeiten Schuld hat ernstlich den Ehestand
Mit Schmutz besudelt, Häuser und Sippen dann.
Dies ist der Quell, woraus Verderben
Weiter in Land und Bewohner einfloß.

Wer soll nun in diesem großen Elend helfen? Socialpolitiker gewöhnlichen Schlags weisen uns auf den Staat. Sie behaupten, daß der Staat die frühzeitigen, leichtsinnigen Ehen durch das Gesetz verbieten müsse. Allein die Erfahrungen früherer Zeiten haben gelehrt, daß die Eheverbote das Uebel nur ärger machen, indem sie den außerehelichen Umgang beider Geschlechter gradezu begünstigen. Was aber die Prostitution anlangt, so haben erfahrene Juristen offen eingestanden, daß kein Rechtstitel gefunden werden kann, wonach die geheime, gewerbsmäßige Unzucht mit polizeilichen Strafen zu verfolgen wäre. Ohnehin führt die Polizei gegen die Prostitution schon seit langer Zeit einen vergeblichen und dabei höchst gefährlichen Kampf. Uebrigens hört man unter den Gebildeten oft genug die frivole Rede, daß die Prostitution gradezu ein notwendiges Uebel sei. Nur vor dem Wehen des göttlichen Geistes wird der Pesthauch entweichen, der aus dem Sumpfe des Lasters emporsteigt. Von der hohen Bedeutung, der göttlichen Majestät des Ehestandes sollte darum die Predigt reden, so oft sich dazu eine Gelegenheit bietet; sollte die Herzen aufs eindringlichste vor den leichtsinnigen Ehebündnissen warnen und in ergreifenden Zügen die schweren Strafen schildern, womit die Gerechtigkeit des Ewigen die frevelhaften Zerstörer des ehelichen Heiligtums verfolgt. Aber Predigt und Seelsorge allein genügen hier noch nicht. Wir haben schon erwähnt, daß es wünschenswert wäre, wenn auch die Verlobungen wieder mit einer religösen Feierlichkeit umgeben würden. Ebenso dürfen wir daran erinnern, wie die Kirchenzucht dem vorehelichen, fleischlichen Umgange, der in der Regel zu frühzeitiger Ehe führt, entgegenzuarbeiten hätte. Vor allem aber muß jene Massenarbeit aus der Kirche entfernt werden, welche leider die Würde aller kirchlichen Handlungen so ungemein herabdrückt. Wenn in einer großstädtischen Kirche ein halbes Dutzend Trauungen in einem Vormittage vollzogen werden und die Hochzeitsgesellschaften einander immer nur drängen und treiben, so verliert die einzelne Handlung bedenklich an Wert. Wo dagegen eine Trauung noch gewissermaßen ein Ereigniß für die ganze Gemeinde ist, da wird auch die hohe Bedeutung

des Ehestandes viel lebhafter empfunden. Unbedingt zu tadeln ist es, wenn in einzelnen Parochien die Trauungen von hoch und niedrig sämmtlich nach der gleichen Schablone vollzogen werden. Die socialen Unterschiede sind eine Ordnung des allmächtigen Schöpfers selbst, denen die Kirche sich in ihren äußeren Ordnungen anzuschließen, welche sie aber nicht umzustoßen hat. Ein Mann von Stand darf verlangen, daß auch die äußere Form seiner Trauung seinem Stande entsprechend sei. Es wird möglich sein, durch großes Geläute und Kirchenmusik die Feierlichkeit zu erhöhen; nur ein unwürdiger, weltlicher Prunk ist streng fernzuhalten. Denn wenn der vornehme Mann nicht Gelegenheit findet, bei seiner Trauung in der Kirche seinen Stand würdig zu repräsentieren, so wird er die kirchliche Handlung leicht als Nebensache betrachten und einen um so größeren Prunk auf die weltliche Feier seiner Hochzeit verwenden. Die Frömmigkeit des Menschen kann sicher nicht nach den äußeren, kirchlichen Ehren bemessen werden; denn ein Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an. Allein wir wiederholen, daß auch die äußeren, socialen Unterschiede eine Ordnung Gottes sind, welche von der Kirche respektiert werden müssen. Denn wohin sollten wir kommen, wenn zuletzt auch Prinzen und Prinzessinnen wie einfache Arbeiter von der Kirche behandelt werden sollten? Wir Menschen sind nun einmal mit unserm Urteil auf das Sichtbare angewiesen; und da sagt der Dichter vollkommen richtig: „Gott nur siehet das Herz. Doch eben, weil Gott nur das Herz sieht, Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn“. Diejenigen, welche nur die unentgeltliche Trauung begehren, sollen auch, wofern nicht besondere Umstände eine Abweichung von der Regel rechtfertigen, nach der einfachen Form getraut werden. Allein man muß darauf hinwirken, daß auch Arbeiter möglichst eine höhere Form der kirchlichen Feierlichkeit wählen, und den dafür schuldigen Betrag der Kirche entrichten, damit sie die Handlung der Trauung und so auch ihren Hochzeitstag und ihren ganzen Ehestand wieder etwas höher schätzen lernen. Leute aber, welche nicht einmal so viel besitzen, um ein paar Markstücke an ihre kirchliche Trauung zu wenden, thäten am klügsten, wenn sie das Heiraten überhaupt bleiben ließen.

Die Pflichten, welche die Kirche zu erfüllen hat, um die vergessene Heiligkeit des ehelichen Standes wieder in Erinnerung zu bringen, gehen indessen noch weiter. Jedesmal, wenn es sich darum handelt, ein vorhandenes Uebel zu bekämpfen, sind die vorbeugenden Maßregeln die wichtigsten. Die Jünglingsvereine, die parochialen

Familienabende, vorzüglich aber die evangelischen Arbeitervereine werden Gelegenheit bieten, die Würde und Majestät, den Segen und das Glück eines ächt christlichen Ehestandes zu malen und die schweren Sorgen der leichtsinnig geschlossenen Ehebündnisse zu schildern. Ebenso wird es sich empfehlen, Schriften an die jungen Leute zu verteilen, in welchen die notwendigsten Regeln enthalten sind, die jeder in Obacht nehmen muß, der auf Freiersfüßen geht. Die katholische Kirche ist hier mit gutem Beispiel vorangegangen. Der Verband „Arbeiterwohl" hat einen „Kompaß" für den jungen Arbeiter herausgegeben, in welchem auch drei sehr lesenswerte Paragraphen über Brautschau, Brautstand und Hochzeit enthalten sind. Von verschiedenen Versammlungen, welche über die sittliche und sociale Hebung des Arbeiterstandes berieten, ist bereits den Arbeitgebern wiederholt empfohlen worden, dieses Buch unter ihren Arbeitern zu verbreiten. Auch die jüngst gehaltene Katholikenversammlung in Trier hat sich mit der Frage beschäftigt, durch welche Mittel der häusliche Herd wieder fester begründet werden könne. Der Dechant Hammer hielt einen Vortrag über moderne Frauenerziehung, welcher mit rauschendem Beifall aufgenommen worden ist. Freilich versäumten protestantische Blätter nicht, sich über diesen Vortrag weidlich lustig zu machen. Allein wir thäten wahrhaftig besser, von unsern Gegnern zu lernen, was zu lernen ist, statt mit einer fast kindischen Freude einzelne ihrer Fehler und Absonderlichkeiten ans Licht zu ziehen.

2. Kapitel.

Die Erziehung der Kinder.

Wenn der Apostel Paulus die Gemeinschaft von Mann und Weib in der Ehe mit der Gemeinschaft Jesu Christi, des erhöheten Herrn, und seiner Kirche auf Erden vergleicht, so ist es klar, daß er nur eine besondere Seite der Ehe im Auge hat. Die alle Beziehungen umfassende Lebensgemeinschaft der Eheleute kann allerdings in ihrer Innigkeit, in ihrer geheimnißvollen Zartheit und Tiefe nicht besser dargestellt werden, als durch jenen Vergleich. Allein die Ehe entfaltet den ihr eigentümlichen Charakter noch nach verschiedenen, anderen Richtungen, welche durch jenen Vergleich nicht gedeckt werden. Ist es nicht z. B. die Aufgabe der Eheleute, in gegenseitiger Liebe und Zucht

ihren inwendigen Menschen zu fördern, einander zu ermahnen, zu strafen und wiederum eines des andern Last zu tragen? Hier läßt sich der Paulinische Vergleich nicht mehr anwenden; denn die Kirche hat ihr göttliches Haupt in keinem Punkte zu fördern, noch hat sie ihm irgend etwas zu vergeben. Wer die Ausgestaltung des ehelichen Lebens in seinen socialen Pflichten und Aufgaben durch einen Vergleich verdeutlichen will, der muß ihn nicht im Himmel, sondern auf Erden suchen. Oder besser, die Gemeinschaft der Ehe und die darauf gegründete Familie als die älteste und ursprünglichste unter allen Formen menschlicher Gemeinschaft bietet den Schlüssel zu dem Verständniß jedes anderen, socialen Gebildes. So ist schon in alter Zeit die Verbindung zwischen Staat und Kirche mit der Verbindung von Mann und Weib in Vergleich gestellt worden. Und der Sprachgebrauch des Volkes hat sich diesem Gedanken wenigstens nach einer Seite angeschlossen: es ehrt den König als den Vater des Vaterlands, während die Kirchenväter, z. B. Augustin, die Kirche als ihre geistliche Mutter bezeichnen. Wir wollen diesen Vergleich jetzt nicht weiter ausführen; nur das wollen wir festhalten, daß es keine so vorzügliche Schule für das Verständniß des politischen und des kirchlichen Lebens giebt, als das Leben in der Familie. Alle sittlichen Gedanken, auf welchen die Gemeinschaft der Menschen beruht, alle Pflichten, welche die Stellung innerhalb der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung dem Einzelnen auferlegt, finden sich bereits im Leben der Familie vorgebildet. Wir dürfen uns hier auf den Ausspruch eines Pädagogen berufen, dessen Name heutzutage besonders häufig genannt wird. Der Philosoph Herbart gründet das gesammte Kulturleben auf fünf sittliche Ideen, nämlich die Idee der innern Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit; und diese fünf Ideen sammt ihren Ableitungen findet er zuerst in der Gemeinschaft der Familie. Er leitet die Stelle, worin er diesen Gedanken ausführt, mit folgenden Worten ein: „Die Liebe bereitet sich eine vielförmige Herrschaft in den Familienverhältnissen. Diese haben sämmtlich das Eigene, in vervielfältigten Darstellungen die nämliche Persönlichkeit zu zeigen. Wer zur Familie gehört, der findet sich abgebildet in den übrigen Gliedern; er rechnet sie zu sich selbst, als die Seinigen, er findet sich in ihnen vernachlässigt und beschämt; und er scheint sich selbst zu vernachlässigen, wenn er sie fallen läßt, sie dem Schicksal und den falschen Zeugen preisgiebt, daher wenden sich die Glieder an einander; und derjenige wird es dürfen, welcher nicht zuvor das andre

als fremd behandelte, noch auf ihm den Spiegel der Familienähnlichkeit trübte. Denn die zarte Sorge, den Angehörigen nicht als ihr verunstaltetes Bild zu erscheinen, ist die Grundlage der Familienpflichten". In der That, eine Fülle geistreicher Gedanken in wenig Worten. In der Familie entfaltet sich gewissermaßen die Person des Einzelnen in verschiedenen Persönlichkeiten, in welchen jedes Glied sein eignes Bild wieder erblickt. Es entsteht also ein bestimmter Familiengeist, ein eigentümlicher Familientypus in leiblicher und sittlicher Beziehung. In der Familie lernt der Mensch zuerst begreifen, daß verschiedene Personen dennoch eine Einheit bilden können; es wird ihm klar, daß jede Gemeinschaft durch ein System von gegenseitigen Pflichten und Rechten zusammengehalten werden muß, deren innerster Geist die Liebe ist. Daher ist in der That das Leben in der Familie eine Vorschule für das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft, im Staate und in der Kirche; und wer nicht durch jene Pforte in diese Kreise eingetreten ist, dem wird es überaus schwer, sich darin zurecht zu finden. Hieraus geht hervor, von welch ungeheurer Bedeutung ein gesundes Familienleben für den ganzen Umfang des socialen Lebens sein muß, und in welche Gefahr die bürgerliche Gesellschaft, die Kirche und der Staat geraten müssen, wenn der Grundbau der Familie ins Wanken kommt. Diese Erkenntniß bildet das Abc jeder richtigen Socialpolitik, weshalb denn auch Riehl in seinen social-politischen Werken einen ganzen Band der Familie widmet. Was dieses Buch in anmutiger, reicher Mannigfaltigkeit darstellt, das bietet der bekannte Irvingianer Thiersch in streng geschlossener Einheit und auf fester, biblischer Grundlage in seiner besten Schrift „Ueber christliches Familienleben". Dem geneigten Leser werden wohl beide Schriften hinlänglich bekannt sein, so daß sie unsrer Empfehlung nicht mehr bedürfen; ebenso sind Ahlfeld's Predigten „Ueber den christlichen Hausstand" bereits zu einem Lieblingsbuche der deutschen, evangelischen Christenheit geworden. Es wäre gut, wenn die übereifrigen Socialpolitiker, welche nie müde werden, mit allerlei Mitteln und Mittelchen an dem kranken Leibe des Volkes herumzukurieren, das Wort recht beherzigten, womit Ahlfeld seine schönen Predigten einleitet: „Ehe das Haus nicht erneuert wird zu einer Hütte Gottes, sind alle Vorschläge zur Besserung unserer zerrütteten Zustände leidige Luftschiffereien. Wenn daher jemand mitreden will über die Abhilfe unsrer Notstände, und er hat noch nicht selbst Hand angelegt in seinem kleinen Staate zu christlichem Bau und ehrlicher Besserung, so sagt

ihm, er solle seine kluge Rede in den Sack stecken, nach Hause gehen und übers Jahr wiederkommen".

Nur in wenigen Strichen soll hier dargestellt werden, wie der Mensch durch den engen Kreis seiner Familienpflichten eingeführt wird in den weiteren Kreis seiner socialen Aufgaben. In der Familie lernen Vater und Mutter über ihr Kind herrschen. Sie begreifen, daß nirgends Friede, Eintracht, Ordnung walten, daß eine fleißige Arbeit nirgends ihre Rührigkeit entfalten und ihre Frucht tragen kann, wo nicht ein Regiment da ist. So lernen sie auch die Bedeutung des Regiments im Lande verstehen. Allein die Führung des Hauses ist die gemeinschaftliche Pflicht von Vater und Mutter. Von jenem wird mehr der äußere Schutz und die nährende Arbeit des Hauses betrieben, von dieser der religiöse Geist und die häusliche Sitte gepflegt. So muß auch im Volke eine Gewalt den Schutz nach außen und das Recht im Innern wahrnehmen, und den weltlichen Interessen Vorschub leisten: das ist der Staat. Eine andre Macht hat die Aufgabe, das geistliche und sittliche Leben zu pflegen: das ist die Kirche. Auf der gegenseitigen Unterstützung der beiden Gewalten ruht hier wie dort ihre segensreiche Wirksamkeit. Diese besteht im Hause wesentlich darin, daß die Kinder herangezogen werden zu ihrem irdischen und himmlischen Berufe. Kein Werk bedarf einer solchen Hingabe und Sorgfalt wie dieses; von seiner glücklichen Vollendung hängt gradezu die ganze Zukunft des Hauses ab. Die beiden wirksamsten Mittel aber der Erziehung sind die Zucht und die Liebe, jene mehr von dem Vater, diese mehr von der Mutter geübt. So ist es auch bei der Erziehung des Volkes: sobald hier eines von beiden fehlt, es sei die Zucht des Staates oder die Liebe der Kirche, so entartet das Volk; und diese Entartung zeigt sich jedesmal in dem Ungehorsam gegen die leitenden Gewalten, heute vorzugsweise in der Socialdemokratie.

Die nahe Beziehung zwischen Hausregiment und Staatsregiment ist unsern Vorfahren klarer bewußt gewesen, als dem heutigen Geschlechte. Wenn jene einen tüchtigen Mann für die Verwaltung der Stadt oder des Staates brauchten, so frugen sie erst nach, wie er sein Regiment im Hause führe. Gehört es doch auch zu den Anforderungen, die Paulus an einen Bischof stellt, daß er gehorsame Kinder habe: denn so jemand sein eigenes Haus nicht regieren kann, wie kann er die Gemeinde Gottes regieren? Ein schlechter Hausvater ist ebenso wie ein ungeratener Sohn in der Regel auch ein unsicherer Staats-

bürger. Die Leute, welche in den Kneipen herumsitzen, über den Staat raisonnieren und am liebsten dem Könige die Krone vom Haupte nehmen möchten, können gewöhnlich ihr eigenes Haus nicht in Ordnung halten. Solchen politischen Kannegießern ruft Altmeister Göthe spöttisch zu:

Du willst dem Herrscher Dich entziehn?
So sag, wohin willst Du denn fliehn?
O nimm es nur nicht so genau,
Denn es beherrscht Dich Deine Frau
Und die beherrscht ihr böser Bube,
So bist Du Knecht in der eignen Stube.

Der geneigte Leser würde sich vielleicht manchmal arg wundern, wenn er sehen könnte, wie solch ein politischer Bramarbas, von dem man meint, er wolle das ganze deutsche Reich in Stücke reißen, zu Hause so jämmerlich unter dem Pantoffel steht. Freilich, die entgegengesetzte Wirkung des politischen Rausches, die Tyrannei gegen Weib und Kind, zeigt sich bei den heißblütigen Weltverbesserern noch häufiger. Sehr treffend beschreibt Riehl die häusliche Gewaltherrschaft eines solchen reformwütigen Bierpolitikers: „Zur Politik gehört ein guter Schoppen; jene hat der Arbeiter umsonst, diesen muß er zahlen. Kommt er nun von solch heißem Tag- und Nachtwerk nach Hause und seine Frau verkennt den Wert seiner Arbeit, dann wird er sagen, sie sei auch reaktionär und wolle nicht, daß der Arbeiter zur vollen, freien Menschheit sich entfalte und wird sie prügeln“. Wenn wir künftig nur alle 5 Jahr statt aller 3 Jahr eine Reichstagswahl haben, so wird das Handwerk der politischen Wühlhuber voraussichtlich bedenklich schlecht gehen lernen. Sie sträuben sich freilich mit Hand und Fuß gegen diese segensreiche Reform, und behaupten, der Wahltag sei ein Festtag für das Volk. Sie verfallen aber hier in ihren gewöhnlichen Fehler, indem sie sich selber mit dem Volke verwechseln. Abgesehen von den politischen Schmarotzern, die an jedem Wahltage ihre blutsaugerischen Wurzeln tiefer in den Leib des Volkes hineinschlagen, den Gastwirten und den Zeitungsredakteuren ist jeder Wahltag ein rechter Qualtag für alle Stände, am meisten aber für die armen Frauen und Kinder der aufgestörten Arbeiter.

Der mangelnde Segen des Hauses ist die erste Quelle des Arbeiterelendes und das größte Unglück unseres deutschen Volkes in diesen Tagen. Das deutsche Haus hat von jeher einen schönen Ruhm besessen. Im Punkte des Familienlebens ist der Deutsche besonders

empfindlich. Steht es dort schlimm, so darf man sicher darauf rechnen, daß er mit der Zeit ganz außer Rand und Band kommt; er wird entweder tief melancholisch oder abgestumpft oder rabiat: Stimmungen, die ohne Ausnahme dem socialdemokratischen Geiste nahe verwandt sind. Nun ist aber leider das Familienleben im allgemeinen und die Kindererziehung im besonderen heutzutage in einen Verfall geraten, wie wir ihn seit lange nicht erlebt haben. Von den leichtsinnigen Eheschließungen, den zahlreichen Ehescheidungen, der um sich greifenden Prostitution haben wir schon geredet. In diesem Kapitel wollten wir vorwiegend von der Kinderzucht handeln. Nur flüchtig sei hierbei daran erinnert, daß viele Kinder ja nicht einmal das Glück haben, in einer ehrlichen, christlichen Familie geboren zu werden. Die Zahl der unehelichen Kinder erreicht in manchen deutschen Ländern eine ganz bedenkliche Höhe, namentlich in Mecklenburg, in Bayern, in Sachsen und den östlichen preußischen Provinzen. Nun wollen wir nicht sagen, daß die uneheliche Geburt auch unter allen Umständen eine sociale Gefahr in sich berge; daß sie etwa in der Regel zur Unzufriedenheit mit den herrschenden, politischen Zuständen führe. Bei den Bauern sind, wie wir schon darzuthun Gelegenheit hatten, die unehelichen Geburten außerordentlich häufig. Indessen da hier die Kinder der ledigen Mütter zumeist von ihren Angehörigen in der Familie erzogen werden, so haben sie von dem Makel ihrer unehelichen Geburt kaum jemals eine Empfindung; auch nimmt später, wenn es sich etwa um die Verheiratung eines solchen Kindes handelt, schwerlich jemand an seiner unehelichen Geburt Anstoß, sofern nur das Uebrige richtig ist. Daher ist die schlaffe Sitte auf dem Lande bezüglich der Keuschheit in der Regel doch nicht die Quelle einer tieferen Unzufriedenheit. Anders steht es dagegen, wenn die höhere Bildung das Gefühl für den ererbten Makel geschärft hat. Der französische Republikaner Alfred Sudre hat eine Geschichte des Kommunismus geschrieben, welche zu den interessantesten Büchern gehört, die der Verfasser jemals in den Händen gehabt hat. Der geistvolle Franzose schildert da unter anderm die Lebensgeschichte eines berühmten Socialrevolutionärs, des Johann Bocold von Leyden, welche für die hier behandelte Frage hochbedeutsam ist. Er berichtet: „Johann Bocold hatte an sich die traurigen Folgen der Ausschweifung erfahren, der er sein Dasein verdankte. Seine Mutter, ein junges Bauernmädchen aus der Umgegend von Münster, war von dem Bürgermeister einer holländischen Stadt verführt worden, wo sie die Armut einen Dienst zu suchen gezwungen hatte. Ihr Verführer

heiratete sie zwar in der Folge, verließ sie aber wieder, und zum tiefsten Elend herabgesunken starb sie auf der Rückkehr in ihr Heimatdorf am Fuße eines Baumes.“ Das ist in flüchtigen Umrissen ein Bild der zerrütteten Familienzustände, denen die wilden Revolutionäre entstammen. Als später eine feinere, wissenschaftliche Bildung und ein reiches Maß von glänzenden Gaben einen brennenden Ehrgeiz in der Seele Bocolds entzündet hatte, während die Schande seiner unehelichen Abkunft ihm zugleich eine höhere Laufbahn versperrte, da warf er sich jenem furchtbaren Fanatismus der Wiedertäufer in die Arme, welcher die unglückliche Stadt Münster mit einem Meer von Blut und Tränen überschwemmte. Dieses Beispiel erklärt es, daß ein Volk, so lange es sich gewissermaßen im Naturzustande befindet, trotz mancher Störung der Familienordnung noch immer die innere Ruhe bewahrt, während die Unsittlichkeit in Verbindung mit der Bildung allemal die Revolution erzeugt. Daher sind auch die zahlreichen, unehelichen Kinder in einem so hochkultivierten Lande wie Sachsen eine bedenklichere Erscheinung, wie etwa in dem Bauernlande Mecklenburg. Wir gehen jedoch für jetzt nicht näher auf diesen Punkt ein, sondern werfen vielmehr einen Blick in das häusliche Leben des großstädtischen Proletariers, bei dem übrigens, wie hier ausdrücklich bemerkt sein soll, die unehelichen Geburten verhältnißmäßig seltener vorkommen. Unter allen Umständen aber sind die Familienzustände der Arbeiter in einer Stadt wie Berlin oder Hamburg höchst traurig. Von dem, was man Familienleben nennt, ist hier eigentlich gar nicht viel die Rede. Die düstre, enge Wohnung treibt ihre Insassen förmlich mit Gewalt in die Oeffentlichkeit hinaus. Tags über sind Mann und Frau auf Arbeit, und wenn der Abend kommt, so mag man auch nicht in jenem Loche, Stube genannt, hocken: es geht also nach irgend einem Vergnügungslokal, wohin die Kinder, so bald es irgend möglich ist, mitgenommen werden. Der Sonntag aber ist Vereinstag; da giebt es einen gemeinsamen Ausflug, ein Fest oder sonst etwas. An allen möglichen Orten ist der Arbeiter des Sonntags zu finden, nur zu Hause nicht. Die Schnapsläden, die Tanzsäle, die Vaudevilles, die Bierhallen, die Vereine und politischen Versammlungen sind die wahren Grabstätten aller häuslichen Tugenden. Diese Eltern empfinden wenig opferfreudige Liebe zu ihren Sprößlingen; sie betrachten deshalb dieselben vielmehr als eine Last, deren man sich so viel als möglich zu entledigen sucht. Es wurde schon erzählt, daß einmal der Stadtmissionar bei einem Arbeiter eintrat, um ihn zu ermahnen, daß er doch endlich

die rückständige Taufe seines Kindes nachholen möchte; da antwortete dieser: Ja, Herr Pfarrer, dazu habe ich kein Geld. Wenn Sie mir nicht ein paar Mark geben, damit ich die Kosten der Taufe bezahlen kann, so ist an diese nicht zu denken. So sprechen Leute, welche allwöchentlich der Parteikasse mindestens einen Fünfer opfern, welche die socialistischen Agitatoren durchfüttern und bei ihren unaufhörlichen Festen wahre Unsummen verschwenden. Die Kinder müssen auf Staatskosten erzogen werden — so lautet die Losung dieser gewissenlosen Eltern. Die Erziehung der Kinder durch den Staat gehört denn auch zu dem Evangelium des Socialismus seit Platos Tagen. Sie entspricht der freien Liebe, welche gleichfalls von den Propheten des neuen Paradieses auf Erden verkündet wird. Man höre, wie Bebel in seinem bekannten Buche „Die Frau" sich die Erziehung der Kinder im Zukunftsstaate denkt: „Die Frau ist vollkommen frei, und ihre Häuslichkeit und ihre Kinder, wenn sie solche hat, können ihre Freiheit nicht beschneiden, sie können nur ihr Vergnügen vermehren. Pflegerinnen, Erzieherinnen, befreundete Frauen, die heranwachsende, weibliche Jugend stehen ihr in allen Fällen, wo sie Hilfe braucht, zur Seite. — Jedes Kind, das geboren wird, ob Knabe oder Mädchen, ist der Gesellschaft willkommener Zuwachs, weil sie darin den Fortbestand ihrer selbst, ihre eigene Fortentwickelung sieht; sie empfindet also auch von vorn herein die Verpflichtung, für das neue Lebewesen einzutreten. Zunächst ist also die Gebärende, die Säugende, die Mutter der Gegenstand ihrer Sorge. Bequeme Wohnung, angenehme Umgebung, Einrichtungen aller Art, wie sie diesem Stadium der Mutterschaft entsprechen, aufmerksame Verpflegung für sie und das Kind sind die erste Bedingung. Die Mutterbrust dem Kinde zu erhalten, so lange als möglich und notwendig erscheint, ist selbstverständlich". Wir wollen uns die weitere Ausführung dieses Zukunftsbildes für später aufsparen. Aber was sagt der geneigte Leser dazu? Ist es nicht naiv, daß jedes Kind, womit die freie Liebe einer liederlichen Dirne uns beschenkt, von uns als willkommener Zuwachs mit Freuden aufgenommen und mit allem möglichen Komfort umgeben werden soll? Man begreift aber, daß die moralischen Anschauungen der socialdemokratischen Volksredner jederzeit den ungeteilten Beifall jener verlotterten Sippschaft finden, welche allen Gelüsten ihres Fleisches huldigt, ohne von der Bürde des Ehestandes und von der Strenge der Elternpflichten etwas wissen zu wollen. Allenthalben spuken diese unsauberen Anschauungen über Ehe und Familie in den

Köpfen der von jenen Aposteln des Fleisches verführten Leute. Wenn zwei sich nicht mehr leiden können, da müßte eigentlich die Ehe aufgelöst werden, und für die Kinder müßte der Staat sorgen — wo man solche Reden hört, da weiß man gleich, weß Geistes Kind man vor sich hat. Es ist darum der Fortschritt der Socialdemokratie auch am deutlichsten an der Verwüstung der Ehen und an der Verwilderung der Kinder zu erkennen. Und leider sind ja eben für diese beklagenswerten Schäden unseres Volkslebens sprechende Beweise genug vorhanden.

Die Thatsache einer unablässig fortschreitenden Verwilderung der Jugend wird übrigens von den Zeitungen und Parlamenten rückhaltlos anerkannt. In der Regel aber ist es die Großindustrie, welche man für diese traurige Zerrüttung des Familienlebens verantwortlich macht. Namentlich die Socialdemokraten werden nicht müde, die Blitze ihres Zornes gegen die Fabriken zu schleudern. Sie nennen dieselben kaum noch anders, als die Brutstätten des Lasters. Aufhebung der Frauen- und Kinderarbeit in der Industrie lautet darum auch ihre immer wiederholte Forderung, worin ihnen übrigens auch zahlreiche Stimmen aus anderen Parteien beipflichten. Nun wollen wir keineswegs leugnen, daß die Beschäftigung der Mütter in den Fabriken in der That nicht günstig auf die Erziehung der Kinder einwirken kann. Ebenso mag die Beschäftigung der Kinder in den Fabriken ihre Sittlichkeit zuweilen gefährden.

Allein so schlechthin dürfen wir doch nicht die Fabriken für das sittliche Verderben der Kinderwelt verantwortlich machen. Es wird zur Klärung dieser Frage beitragen, wenn wir auf einige Zahlen aufmerksam machen, welche uns die Statistik der Verbrechen und Vergehen gegen die deutschen Reichsgesetze in die Hand giebt. Zunächst bestätigen diese allerdings die traurige Thatsache einer furchtbaren, sittlichen Verwüstung der Jugend. Die folgende Tabelle zeigt, um wie viel mal die Kriminalität der jugendlichen Verbrecher von 12 bis 18 Jahren diejenige der Erwachsenen in den Jahren 1882—1885 übertroffen hat.

	männlich	weiblich
Widernatürliche Unzucht	1,40	3,00
Schwere Unzuchtsverbrechen	1,29	3,60
Einfacher Diebstahl	1,22	1,14
Schwerer Diebstahl im wiederholten Rückfalle	0,39	0,44
Schwerer Diebstahl überhaupt	1,84	1,56
Brandstiftung	1,30	3,20

Dies bedeutet also z. B., wenn unter tausend Frauen eine Brandstifterin wäre, so wären unter tausend Mädchen drei. Nach dem Durchschnitt der oben angegebenen vier Jahre kamen auf 100000 jugendliche Einwohner im deutschen Reiche 562 jugendliche Verbrecher; in Sachsen stieg die Zahl auf 763, im Kreise Leipzig sogar auf 843. Im Bezirk Leipzig steht es also mit der Sittlichkeit der Jugend sehr schlimm. Noch schlimmer steht es damit in Sachsen-Altenburg. Dagegen ist in den rheinischen Industriebezirken die Beteiligung der Jugend an Verbrechen eine sehr geringe. Klagen nun diese Zahlen etwa die Fabriken an? Im Gegenteil. Auch werden noch andre Stimmen laut, welche die Fabriken von den gegen sie erhobenen Beschuldigungen reinigen. Herr Dr. med. Taube in Leipzig hat eine genaue Statistik über die Zahl der in dieser Stadt geborenen, unehelichen Kinder aufgenommen und gefunden, daß unter den unehelichen Müttern Fabrikarbeiterinnen verhältnißmäßig selten, um so häufiger aber Dienstmädchen vertreten waren. Unter 237 Vätern von unehelichen Kindern gehörten nur 11 dem Stand der Fabrikarbeiter an, dagegen waren darunter 34 Kaufleute, 14 Beamte, 14 Soldaten, 10 Gelehrte. Man kann gradezu beobachten, daß mit dem Fortschritt der Großindustrie die Zahl der unehelichen Kinder, welche unter den Bauern am stärksten ist, unablässig verringert wird.

Welche Folgerung dürfen wir nun aus diesen Zahlen ziehen? Die Sittlichkeit der Familie hängt nicht vorwiegend von der herrschenden Arbeitsform ab. Sie wird vielmehr in erster Linie durch das Maß des kirchlichen Lebens bestimmt. In den rheinischen Industriebezirken herrscht ein äußerst reges, kirchliches Leben, welches durch den Wetteifer der dort aufeinanderstoßenden, beiden christlichen Kirchen erzeugt worden ist; darum ist auch dort der Stand der Sittlichkeit unter der Jugend ein verhältnißmäßig guter. Die Altenburger dagegen, scheint es, geben lieber ihr Geld für Skatkongresse und fette Schmäuse aus, als für die Kirche, die Mission u. s. w., darum ist dort auch die Jugend ziemlich verroht, zumal sie infolge der gangbaren Fleischessünden in vielen Fällen schon ein böses Erbteil mit auf die Welt bringt. Der Bezirk Leipzig, welcher den Tiefpunkt der Sittlichkeit unter der Jugend Sachsens darstellt, ist keineswegs der industriereichste. Die Industrie hat vielmehr ihren Hauptsitz im Erzgebirge und im Voigtlande, wo zugleich ein anerkennenswerter Kirchenbesuch wahrgenommen wird. So ist z. B. die reiche Stadt Leipzig in den Beiträgen für die Mission im Jahre 1886 von der verhältnißmäßig

armen Ephorie Glauchau geschlagen worden. Nach diesem Gesetz müßte derjenige, der eine recht verwahrloste Jugend, den Nachwuchs der socialdemokratischen Partei, sehen will, nach den kirchlich am meisten verwahrlosten Orten, z. B. Leipzig, Berlin, Hamburg gehen — und er wird sie in der That dort, namentlich in den Vorstädten, reichlich finden.

Welch eine ernste Mahnung ergiebt sich nun aus diesen Thatsachen für die Kirche, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, um des eingerissenen Verderbens Herr zu werden! Die sociale Gefahr ist keineswegs unbesieglich; die Kirche ist es, von der sie besiegt werden muß. Darum soll die Kirche ihre Aufgabe mit allem Eifer anfassen und zunächst an die Wiederaufrichtung der Familie denken. Von der Kirche muß der Geist ausgehen, der in der Familie walten soll. Es giebt keine Familiensitte, die sich nicht mit der kirchlichen Sitte aufs engste verschwisterte. Diejenigen Feste, welche die Kirche mit der Familie in Berührung bringen, sind die wahren Familienfeste. Darum hat auch unser Herr und Heiland das Familienfest der Hochzeit zu Kana mit seiner heiligen Gegenwart beehrt, ja, dieses Familienfest ist sogar von ihm, obwohl es nur in armer Leute Haus gefeiert wurde, mit einem gewissen Luxus ausgestattet worden. Daß die Familienfeste, die eine religiöse Weihe haben, wieder mit dem alten Glanze gefeiert werden, darauf soll die Kirche mit aller Macht hinarbeiten. Wenn der Arbeiter niemals Luxus treibt, bei der Taufe seines Kindes, bei der Trauung seiner Tochter soll er es einmal thun. Solche Tage sollen wie die hellen Sterne in die düstern Pfade seines einförmigen Lebens hineinleuchten. Wenn die Eltern bei der Taufe ihres Kindes einmal Freunde und Verwandte in trautem Kreise bei sich gesehen haben und mit ihnen fröhlich gewesen sind, dann haben sie das Kind noch einmal so lieb und erziehen es noch einmal so sorgfältig. Und ein heiliger, fröhlicher Hochzeitstag wirft einen Schein des Glückes in das ganze, häusliche Leben hinein. Bei den ächten Bauern stehen die Familienfeste noch in vollen Ehren, darum sind die Leute dort auch noch zufrieden mit ihrem Stande und glücklich in ihrem Vaterlande. Wo man aber beobachten kann, daß die jungen Eheleute am Nachmittage ihres Hochzeitstages schon wieder der Arbeit nachgehen, als wäre es schade um jede Stunde und um jeden Groschen, den man der Hochzeit zuwendet, oder daß die Hochzeitsgesellschaft gleich von der Kirche weg dem öffentlichen Tanzsaale zueilt, um die ganze heilige Hochzeitsfreude im Kreise der rohen Jugend, welche von der Weihe des Tages nichts

weiß, wieder zu vertanzen; wo die Gevatterschaft flugs nach der Taufe des Kindes wieder von dannen geht, kaum mit einer Tasse Kaffee bewirtet, da sieht man den heiligen Bau der Familie in Trümmer fallen, und aus den Trümmern keimt überall die Giftpflanze der Socialdemokratie hervor. Die vom religiösen Geiste erfüllte Familiensitte ist die sicherste Bürgschaft für die Liebe des Volkes zu Altar und Tron. Wo noch das ganze Haus am heiligen Sonntage zum Gotteshause wallt, wo noch Mann und Weib gemeinsam zum Tische des Herrn gehen, da findet der Same der Revolution keinen Boden, und wären die Leute noch so arm. Daß darum die Kirche sich die Pforte zum Hause offen halte! Die Glieder der Gemeinde müssen in den Freuden und Leiden ihres Hauses wieder im Pfarrhause Segen, Licht und Trost suchen. Freilich darf der Weg zum Pfarrhause nicht zu weit sein, und der Pfarrer nicht ein vornehmer Mann, welcher die Klagen, Bitten und Wünsche einfacher Leute nicht versteht. Das Pfarrhaus ist leider heutzutage vielen Gemeindegliedern schon ein ganz fremder Ort geworden. Die Versäumniß, die hier in den Massengemeinden begangen worden ist, wird noch lange ihre bösen Folgen nach sich ziehen. Allein die Kirche muß sich um jeden Preis wieder einen Weg in die Tiefen des Volkes bahnen, und indem sie ein Haus um das andre wieder erobert, drängt sie auch die Socialdemokratie, Schritt für Schritt, wieder zurück.

Die Geistlichen sollten es nicht blos den Lehrern überlassen, in öffentlichen Vorträgen und Schriften die Frage der Kindererziehung zu behandeln. In der Regel hat der Pfarrer einen besseren Einblick in die Fehler und Mißgriffe der häuslichen Erziehung, als der Schulmann. Wer aber die Kindererziehung im allgemeinen beobachtet, der wird finden, daß eine gewisse, sittliche Erschlaffung heute in allen Kreisen die Kinder über die Maßen verweichlicht und verwöhnt. Dazu kommen noch die unaufhörlichen Eingriffe der höheren Kreise in die Familien der Armen, deren Kinder von jenen an Genüsse gewöhnt und mit Geschenken überhäuft werden, wie sie dem Stande der Eltern schlechterdings nicht entsprechen. Es ist unverantwortlich, den Samen der Begehrlichkeit so in die jungen Herzen hineinzustreuen; wenn er aufgegangen ist, dann kommt auch alsbald das Unkraut der Socialdemokratie zum Vorschein. Mit weithin schallender Stimme sollte darum die Kirche predigen, daß es jedes Vaters und jeder Mutter heilige Pflicht ist, ihr Kind selbst zu erziehen, und daß sie gegen das erste Gebot der göttlichen Ordnung verstoßen, und noch

unter die unvernünftigen Tiere herabsinken, wenn sie die Pflege ihrer Sprößlinge ohne Not andern überlassen. Die Erziehung aber soll nicht von einer schwächlichen Affenliebe, sondern von dem Geiste eines festen, christlichen Ernstes geleitet sein, damit die Seelen geschmiedet werden zu jener eisernen Kraft, welche die Kämpfe und Sorgen des künftigen Lebens mutig überwindet. Der unablässige Ruf der Arbeiter nach Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit, die überall wahrzunehmende Flucht vor schwerer Arbeit und der Drang nach Freiheit und Genuß ist vielfach nur die Aeußerung jenes weichlichen und trägen Geistes, welchen eine charakterlose Erziehung in die jungen Herzen hineinpflanzte. „Eine ernste und strenge Erziehung ist ein Segen fürs ganze Leben, denn sie ahmt den Erziehungsgang der Menschheit nach, welcher die Wüste und den Donner vom Sinai und den eisernen Druck der Fremdherrschaft dem sanfteren Joche des Menschensohnes vorausschickt. Sie lehrt uns nicht vieles erwarten, giebt Kraft, andere zu achten, und Mut, für sich selbst zu wirken. Die ernste Erziehung giebt dem Leben nicht das Wesen eines vergänglichen Blumengartens, sondern die festen Umrisse eines Gebirgs und den gesunden, kräftigen Sinn eines Gebirgssohnes, während die weiche, kosende Erziehung ins Flachland hinführt, wo die schwächlicheren, thatenlosen Männer wohnen.“ Mit diesem Worte Kellers wollen wir von diesem Gegenstande Abschied nehmen. Es ließe sich zwar noch unendlich viel über die Kindererziehung sagen: allein wenn wir dieses Kapitel hier noch weiter ausführen wollten, so würden wir nur Vorschriften und Regeln wiederholen, welche zwar unendlich häufig gepredigt, aber leider sehr selten beherzigt werden.

3. Kapitel.

Die Wohnung.

Ueber die Familie wölbt sich ein doppeltes Schutzdach. Das eine davon ist geistiger Art. Unter dem Schirm der Kirche entfaltet sich der Familiengeist, durchdrungen von dem Geiste Gottes. Die Kirche ist es, welche das sittlich-religiöse Leben der Familie erweckt und erhält. Sie legt den rechten Grund des christlichen Hauses, indem sie den Bund der Eheleute auf der göttlichen Ordnung erbaut und mit ihrem Segen weiht. Und jener ideale Hauch, welcher über den Sorgen und Geschäften des Hauses waltet und alle Glieder desselben mit

seinem heiligen Wehen umgiebt — er dringt aus der Kirche in das Haus herein, um sich dort in dem täglichen Hausgottesdienste des Morgen- und Abendsegens und des Tischgebets eine feste Form zu schaffen. Alle hohen Familienfeste erhalten durch die Kirche ihren sittlichen Inhalt und ihre höhere Weihe. Die einträchtige Gemeinschaft aller Glieder steht unter der Obhut der Kirche. Durch sie werden auch etwa eintretende Störungen freundlich ausgeglichen und die Unruhestifter mit Ernst zurechtgewiesen.

Neben diesem geistigen aber bedarf die Familie noch eines irdischen Schutzdaches, und das ist die Wohnung. Diese bildet den äußeren Rahmen, innerhalb dessen das Familienleben sich entfaltet. Zu jeder Familie gehört von Rechts wegen auch ein Haus. Freilich läßt sich das Ideal, welches für jeden Hausstand auch ein eignes Haus fordert, unter den gegenwärtigen, socialen Verhältnissen nur selten noch verwirklichen. Allein wenn auch nicht jeder Hausvater heute mehr ein ganzes Haus sein eigen nennen kann, so beansprucht doch jede Familie, soll sie anders sich naturgemäß entwickeln, wenigstens eine eigene, vollständige Wohnung. Wie dieselbe beschaffen sein soll und aus welchen, verschiedenen Teilen dieselbe bestehen muß, darüber geben die Gesetze der Sittlichkeit und der Gesundheitspflege, wie sie die heutige, christliche Kultur aufgestellt hat, den erforderlichen Aufschluß. Zunächst bedarf die Familie zu ihrem täglichen Aufenthalt einer Wohnstube, worin sich alle Glieder zur häuslichen Gemeinschaft, zu gegenseitigem Gedankenaustausch und zur Tischgenossenschaft zusammenfinden. Für die Ruhe der Nacht sind besondere Gemächer nötig, deren auch die ärmste Familie mindestens zwei besitzen muß. Die eine Schlafstube wird von den Eltern und den jüngeren Kindern bewohnt, die andere von den älteren Kindern. Jene muß mit einem Ofen versehen sein, damit sie erforderlichen Falls als Krankenzimmer dienen kann und der Mutter zu ihrem Wochenbette zur Verfügung steht; diese ist nötigenfalls für die beiden Geschlechter in zwei besondere Abteilungen zu zerlegen. Des weiteren bedarf eine rechtschaffene Wohnung einer Vorratskammer zur Aufbewahrung der Speisen. Den Zwecken der Ernährung dienen ferner die Küche und der Keller; zuletzt öffnet sich noch ein besondrer Raum zur Unterbringung des Heizmaterials. Die Wohnung muß dem Sonnenlicht und der Luft freien Zutritt verstatten. Sofern das hier angegebene, geringste Maß der Forderungen nicht erreicht wird, kann man nicht mehr von gesitteten Zuständen reden, und das Familienleben wird nicht zu einer naturgemäßen Entfaltung gelangen.

Wir brauchen nicht erst zu versichern, daß nach diesem Gesichtspunkte die meisten Wohnungen unsrer Arbeiterbevölkerung in den Städten nicht als menschenwürdig gelten können. Zuerst ist die Lage vieler Wohnungen als eine durchaus ungesunde zu bezeichnen. Sie befinden sich entweder in schwindelnder Höhe, unmittelbar unter dem Dache, in welchem nur eine kleine Luke dem eindringenden Lichtstrom sich öffnet, oder sie gehen nach engen, stinkenden Höfen hinaus, „wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet", oder sie befinden sich im Keller. Die letzte Art des Wohnens ist die elendeste von allen. Von den Füßen jedes Vorübergehenden werden die niedrigen und schmalen Fenster verdunkelt; jeder, der Lust hat, in die Geheimnisse der Familie einzudringen, kann mit Einem Blick die aufgesetzten Speisen, die Gerätschaften und die Betten überschauen. Von 1000 Einwohnern wohnten nach der Zählung von 1880 im Keller in Berlin 92, in Hamburg 61, in Breslau 38, in Dresden 27, in Leipzig 17, in Frankfurt a. M. 1. Die Zahl der Kellerwohnungen ist in Berlin von 14292 mit 62374 Bewohnern im Jahre 1867 auf 23289 mit 100271 Bewohnern im Jahre 1880 gestiegen. Mehr als hunderttausend Menschen müssen also allein in dieser großen Stadt ihr armes Leben unter der Erde vertrauern. Breslau hatte 1880 2492 Kellerwohnungen mit ca. 10000 Bewohnern. In Dresden betrug in demselben Jahre die Zahl der Kellerwohnungen 5500. Nach den Untersuchungen des Direktors Hasse vom statistischen Amte in Leipzig befanden sich im Jahre 1885 in dieser Stadt 16 % aller Wohnungen im Keller; in der äußern Süd- und der innern Nordvorstadt sogar über 25 %. Nicht minder erschütternd ist das Elend, welches sich unserm Auge zeigt, wenn wir nach der Zahl der heizbaren Zimmer fragen. In Berlin mußten sich im Jahre 1880 mehr als 10000 Menschen mit einer Wohnung begnügen, welche überhaupt gar nicht geheizt werden konnte. Ungeheuer groß ist die Zahl derjenigen Wohnungen, welche über nur Ein heizbares Zimmer verfügen. Sie betrug im Jahre 1880 43,8 % aller vorhandenen Wohnungen in Berlin und umfaßte beinahe die Hälfte der ganzen Bevölkerung. In Dresden betrug die Zahl der Personen, die auf ein einziges, heizbares Zimmer angewiesen waren, in diesem Jahre 99000. Diese Zahlen geben allerdings noch kein genügendes Bild von der vorhandenen Wohnungsnot, denn sie sagen uns nicht, wieviel von diesen Wohnungen nur von einer einzelnen Person, wieviel von ganzen Familien bewohnt wurden. Nur im letzten Falle hat man ein Recht, von Wohnungsnot

zu reden. Allein daß diese in der That reichlich vorhanden ist, dafür legen andre Aufzeichnungen der Statistiker ein laut redendes Zeugniß ab. Man bezeichnet nämlich diejenigen Wohnungen, die ihren Insassen nicht genügenden Raum bieten, als übervölkert. Unter diesen Begriff fallen nach dem Statistiker Neefe Wohnungen mit keinem und diejenigen mit Einem heizbaren Zimmer, welche sechs und mehr Bewohner, und die Wohnungen mit zwei heizbaren Zimmern, welche zehn und mehr Bewohner enthalten. Danach hatte übervölkerte Wohnungen im Jahre 1880

Berlin	22890	mit	159639	Bewohnern
Hamburg	6528	„	47370	„
Breslau	7082	„	52941	„
Dresden	4711	„	33908	„

Wenn viele Personen in ein einziges oder in zwei Zimmer zusammengedrängt sind, so mag man diesen Zustand noch erträglich finden, sofern sie alle zu der gleichen Familie gehören. Allein dies ist leider selten der Fall. Gewöhnlich sind jene armen Familien gezwungen, auch noch mit fremden Leuten ihre beschränkten Räume zu teilen. Neben den Betten der Eltern und der Kinder, im günstigsten Falle in der Küche, wird noch ein Bett für den Schlafburschen oder das Schlafmädchen aufgeschlagen. In Dresden stieg die Zahl der Schlafleute, d. h. derer, welche keine eigenen Wohnungen, sondern nur Schlafstellen inne hatten, in den Jahren 1871 bis 1875 von 8700 bis 8800; sie betrug im letztgenannten Jahre 4,65 % der Bevölkerung. In Leipzig betrug die Zahl der Schlafstellenleute im Jahre 1885 11000. Diese schlechteste Form des Wohnens hat neuerdings dort erhebliche Fortschritte gemacht (von 6900 im Jahre 1871 auf 11000 im Jahre 1885). In 1270 Fällen waren leipziger Familien, welche nur über Ein heizbares Zimmer verfügten, gezwungen, diesen Raum auch noch mit fremden Schlafleuten zu teilen. Der Fabrikinspektor des leipziger Kreises teilt in seinem Bericht vom Jahre 1885 mit, daß auch Personen beiderlei Geschlechts, die nicht Mitglieder derselben Familie sind, bei gleichen Wirtsleuten wohnen. Von Küche und Keller, von Vorratskammer und Kohlenraum ist bei den meisten Arbeiterfamilien der Großstadt und deren Vororten gar nicht die Rede. Wenn dort eine Arbeiterfamilie für sich allein eine Stube und eine Schlafkammer zur Verfügung hat, so wird sie von den andern Familien um diesen Reichtum aufrichtig beneidet.

Es ist unnötig zu sagen, welche Verheerungen auf sittlichem und

socialem Gebiete diese Wohnungsnot anrichtet. Eltern und Kinder, krank und gesund, alles ist in denselben Raum zusammengepfercht. Wenn in diesen Arbeitervierteln eine ansteckende Krankheit, etwa die Diphteritis, ausbricht, dann greift sie mit reißender Schnelligkeit um sich. Am ungünstigsten wird die Sittlichkeit in der Familie von den Schlafstellenleuten beeinflußt. Wenn das „Fräulein" zum Sonntagsausgang ihre Toilette macht, wenn der Schlafbursch des Nachts betrunken nach Haus kommt, so sind die Kinder Zeugen von Scenen, welche sich nicht beschreiben lassen. Die rohen Redensarten der jungen Arbeiter sind ihnen ebenso geläufig, wie ihre schmutzigen Erzählungen. Was die Schule an Religion und Sittlichkeit einprägt, das geht in diesen Brutstätten des Lasters alles wieder verloren. Ehe der Knabe noch die zehn Gebote ordentlich auswendig kann, hat er schon den socialistischen Katechismus inne. Alle die unglücklichen Bewohner dieser ungesunden, engen und übervölkerten Wohnungen betrachten ihr Heim nicht als die Stätte der behaglichen Ruhe, in welcher man nach wohlvollbrachtem Tagewerk im Kreise der Familie bei fröhlichem Geplauder sich von der Arbeit Mühe erholt, sondern vielmehr als den Kerker, dem man so bald wie möglich entfliehen muß. Ihr ganzes Leben ist nach außen gedrängt. Die Schnapskneipen, die Tanzlokale, im besten Falle die Gasse und die Promenadenbänke — das ist ihre wahre Heimat. Nach Haus flüchtet man nur im äußersten Notfalle, denn dort sieht das Auge nichts wie Armut und Sorge. Diese Heimatlosen gleichen dem Wanderer, der ruhelos von Ort zu Ort zieht, dem Soldaten im Feldzuge, der überall sein enges Zelt aufschlägt und seine ganze Habe jederzeit bei sich führt. Der Wohnungswechsel macht ihnen geringe Sorge; er wird von mancher Familie jedes Vierteljahr einmal vorgenommen. In diesen Kellern und Oberböden, welche ein kühner Euphemismus mit dem Namen Wohnungen beehrt, hat die Socialdemokratie ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Die Arbeiterschichten von Berlin, Hamburg, Breslau, Dresden und Leipzig sind bereits so tief in den socialdemokratischen Sumpf versunken, daß sie in den nächsten Jahrzehnten schwerlich wieder herausgehoben werden können. Verhältnißmäßig günstig steht es um die Wohnungen in Chemnitz. Es scheint denn auch, als ob dort die Socialdemokratie zu einem gewissen Stillstande gekommen sei. Der Zuwachs der socialistischen Stimmen bei der Reichstagswahl 1887 betrug in Chemnitz etwa 6 % gegen 1884, während sich die Bevölkerung von 1880 bis 1885 um 16 % vermehrte. In den Vororten von Leipzig ist da-

gegen der Zuwachs der Bevölkerung von demjenigen der Socialdemokratie noch bedeutend überflügelt worden. Indessen ist hier neben der Wohnungsfrage vor allem auch die Kirchennot ins Auge zu fassen, die in Leipzig-Land einen besonders erschreckenden Charakter angenommen hat. Die traurigen Wohnungsverhältnisse scheinen es auch zu sein, welche in Elberfeld und Barmen der Socialdemokratie einen breiten Boden verschafft haben. In der ersten Stadt wurden bei dem großen Maiumzug des Jahres 1887 400 Arbeiterfamilien obdachlos, so daß die Armenverwaltung zu Mietzinsbeihilfen in großem Umfang sich entschlossen hat.

Wer ist nun berufen, diesen jammervollen Zuständen Abhilfe zu schaffen? Da bemerken wir denn zunächst, daß die Humanität, welche sich so gern ihrer Arbeiterfreundlichkeit rühmt, bis heute noch ziemlich kühl zur Wohnungsfrage gestanden hat. Man begnügt sich damit, die auf den Gassen sich umtreibenden Arbeiterkinder in Erziehungshäuser einzusperren, und für die Arbeiter billige Theatervorstellungen zu veranstalten, damit sie sich einen Augenblick über das Elend im Hause hinwegträumen können. Auch hat man schon hier von der Gründung eines „Arbeiterheims" gesprochen. Die Sprache der Bildungswelt, der es nicht darauf ankommt, einen Begriff flugs in sein Gegenteil zu verkehren, versteht darunter ein großes Haus, in welchem der Arbeiter Zeitungen, Bücher, unterhaltende Spiele, billige Getränke, kurz alles vorfindet, wobei er seiner Familie recht bequem vergessen kann. Stellt man dieses „Arbeiterheim" mit der Kinderanstalt zusammen, und denkt man sich dieses gruppenweise Zusammenleben so weit ausgeführt, daß nun jene Männer, getrennt von Weib und Kind, auch ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten halten, so sieht man im Geiste Lycurgs berühmte Verfassung in unsern modernen, christlichen Staaten wieder aufleben. Das Ideal der antiken Gesellschaftsform scheint denn auch den Herren Socialreformern von der Feder unaufhörlich vorzuschweben. Schäffle phantasiert von einer Berufswohnung, welche im Zukunftsstaate der Familie ein Eigenleben auf Grund ihrer socialen Berufsstellung sichern soll. Es ist nicht recht deutlich, was er eigentlich darunter versteht; es scheint indessen, als sollte nach seiner Anschauung der Staat in Zukunft der Allerweltsbaumeister werden, welcher jedem Staatsbürger seine Wohnung schafft. „Die Familie des Socialismus selbst ist in den Beamten-, Pfarrer- und Lehrer-Familien schon angedeutet; es handelt sich nur darum, den Familienzustand dieser Berufsklassen weiter auszubreiten und für das ganze Volk zu

gewinnen.“ Hört der geneigte Leser wohl? Da sollen wir armen Pfarrer gar die Familie des Socialismus andeuten! Und wie wird denn nun diese Familie des Socialismus in Zukunft beschaffen sein? „Küchen-, Keller-, Bekleidungs-, Heiz-, Wasch-Vorrichtungen ließen sich gemeinsam herstellen und damit die Vorteile der großen Gasthöfe und Mietskasernen ohne deren Nachteile den Familien zuwenden.“ In dem Schäffle'schen Idealstaate giebt es also für vielleicht zehn Familien eine gemeinsame Bekleidungsstube, woselbst die Sonntagstoiletten sämmtlicher Arbeiterfrauen, schön geordnet und wohlnummeriert, friedlich beisammen lagern. Ebenso existiert eine große, gemeinsame Dampfküche, damit nicht zehn kochende Ehefrauen zehn verschiedene, kostspielige Ofenfeuer anzuzünden brauchen. Die fünfzig Sprößlinge aber dieser zehn Arbeiterfamilien werden abends in die gemeinsame, große Badewanne gesteckt. Das ist genau dasselbe Idealbild, welches der Verfasser einmal Bebel in einer Volksversammlung mit großartigen Zügen und glühenden Farben hat ausführen hören. Wahrscheinlich sind die Menschen des Zukunftsstaates so engelgleich, daß sich die Weiber niemals zanken und die Kinder niemals schreien, sonst möchte es wohl in einer solchen Berufswohnung leicht zugehen wie im Affenhause. Man sieht aber, daß die Herren Kathedersocialisten in ihrem gelehrten Feuereifer es nicht viel besser machen, wie die Socialdemokraten in ihrem wütenden Hasse gegen alles Bestehende. Da wird dem armen Hirn ein ganz apartes und funkelnagelneues Socialsystem abgemartert und dann die ganze Welt hineingepreßt, und was nicht hineinpassen will, einfach weggeworfen, sollte darüber auch alles, was Vernunft und Menschlichkeit heißt, zu Schanden gehen.

Wir wiederholen die Frage, welche wir oben bereits aufgeworfen haben. Wer ist verpflichtet, der Wohnungsnot Abhilfe zu schaffen? Die Wohnung gehört neben der Nahrung und der Kleidung zu den notwendigsten Bedürfnissen des menschlichen Lebens. Nun hat aber jeder Arbeiter das Recht, durch seiner Hände Arbeit sich die notwendigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Er erhält dieselben freilich nicht von seinem Arbeitgeber in derjenigen Form, in welcher er sie eben wünscht, sondern vielmehr in Form des allgemein üblichen Tauschmittels, wofür er sich dann jeden Gegenstand des Gebrauchs nach eignen Wünschen verschaffen kann. Allein wenn auch der Arbeitgeber durchaus nicht rechtlich verpflichtet ist, dem Arbeiter für seine Arbeit die notwendigen Lebensbedürfnisse zu liefern, diese Sorge ihm vielmehr selbst überlassen muß, so besteht dennoch eine gewisse, sittliche

Verbindlichkeit, dafür zu sorgen, daß der Arbeiter nun auch in der Lage ist, seine naturgemäßen Bedürfnisse zu decken. Wo dieser Versuch also auf Schwierigkeiten stößt, da greift der Arbeitgeber ein und liefert dem Arbeiter das, was jener nicht wohl sich verschaffen kann. Eine solche Schwierigkeit stellt sich nun am leichtesten in der Wohnungsfrage ein. Weil nämlich nur wenige Menschen so glücklich sind, sich selbst ein Haus bauen zu können, vielmehr sich gezwungen sehen, mit einer Mietwohnung vorlieb zu nehmen, so sind sie auf den guten Willen derer angewiesen, welche sich im Besitze von Wohnhäusern befinden. Nun ereignet sich aber sehr häufig der Fall, daß die Hausbesitzer gar keine Lust haben, fremde Mietbewohner in ihr Haus aufzunehmen, oder daß sie nicht in der Lage sind, den Wohnungssuchenden nach seinen Ansprüchen zu bedienen. In diesem Falle geziemt es nun dem Arbeitgeber, selber für das Unterkommen seines Arbeiters besorgt zu sein. So hat es denn die Kirche von jeher für ihre Pflicht gehalten, ihren Pfarrern auch ein besonderes Pfarrhaus zu Verfügung zu stellen, wie denn auch die Schulgemeinden, wenigstens auf dem Lande, ihren Lehrern neben dem Gehalte eine Amtswohnung bieten, ohne daß es ihnen darum einfiele, wie Schäffle meint, die Familie des Socialismus vorzubilden. Ebenso baut der Staat seinen Oberförstern und Förstern, seinen Amtsrichtern, seinen höheren Bahn- und Postbeamten Amtswohnungen, weil ja allerdings der Förster mitten im Walde vergeblich nach einer Mietswohnung sich umsehen würde. Eine rechtliche Verpflichtung aber, ihren Dienern Wohnung zu verschaffen, wird weder vom Staate, noch von der Kirche, noch von der Gemeinde anerkannt. Und so sehen wir denn, daß man in der Großstadt neuerdings mehr und mehr von der bisherigen Gepflogenheit abweicht. In der Meinung, es seien dort genug Wohnungen zur Auswahl vorhanden, wollen sich Staat, Kirche und Gemeinde nur selten noch entschließen, ihren Dienern Amtswohnungen zu bauen. Man findet sie vielmehr mit einem Wohnungsgelde ab. Allein diese Gepflogenheit ist durchaus nicht zu billigen. Anstatt in einem ordentlichen Pfarrhause wohnt nun der Pfarrer oben im dritten Stock irgend einer Villa, welche er mit Beamten und Geschäftsleuten aller Art zu teilen hat. Dadurch erscheint er denn auch in den Augen der Gemeinde leicht im Licht eines Geschäftsmannes, der wie in seinem Hause so auch in der ganzen Gemeinde nur zur Miete wohnt, um geschwind seinen Fuß weiter zu setzen, wenn anderswo größere Einnahmen und höhere Ehren locken. Und wenn das Beichtkind sich

einmal zu seinem Pfarrer auf den Weg macht, um seinen seelsorgerlichen Rat in einer wichtigen Herzensangelegenheit anzurufen, so wird es durch den Anblick der Venusstatue, die im Hausflur jener Villa den Eintretenden begrüßt, sehr unliebsam in seinen ernsten Gedanken gestört. Der Beamte aber, welcher die Erfahrung macht, daß er für das ausgeworfene Wohnungsgeld doch keine Familienwohnung bekommen kann, die als standesgemäß gelten könnte, zieht es vor, Garçon zu bleiben; er begnügt sich einfach mit einer Junggesellenstube und verwendet das ersparte Wohnungsgeld im Wirtshause. Wenn er von der Möglichkeit seiner Heirat redet, so versäumt er nicht hinzuzufügen, daß die Frau wenigstens die Wohnung aus ihrer Tasche decken müsse. Es sind also nicht blos Arbeiter, welche in der Großstadt unter der Wohnungsnot leiden, sondern auch Beamte, Lehrer u. s. w. Dazu kommt, daß die Bauspekulanten sich in der Regel mit der Herstellung von mittleren und kleineren Wohnungen nicht gern befassen, weil deren Vermietung mit manchen Scherereien verbunden zu sein pflegt. Man baut lieber herrschaftliche Wohnungen, für welche man ungeheure Preise fordern kann. Schließlich versäumen es auch die Hausbesitzer nicht, um einen Druck auf die Mieter ausüben und die Mietpreise in einer gewissen Höhe halten zu können, ein Kartell mit einander einzugehen, welches dem Besitzer leerstehender Wohnungen die Sicherheit giebt, daß ihm ein bestimmter Procentsatz der Miete aus Gemeinmitteln erstattet wird. So sind denn die kleinen Beamten und die Arbeiter in der schlimmsten Lage: schutzlos der Willkühr der reichen Hausbesitzer preisgegeben bezahlen sie ihren ärmlichen Raum im Keller oder im vierten Stock oder im Bodenraum mit einem Preise, welcher nicht selten 30 bis 40 Procent ihres gesammten Einkommens verschlingt.

Diese Uebelstände, welche sich hier und da bis zur Unerträglichkeit gesteigert haben, mußten natürlich schon längst die Aufmerksamkeit wohlwollender Volksfreunde auf sich ziehen. Hier und da haben sich die Gemeinden dazu verstanden, der herrschenden Wohnungsnot abzuhelfen, indem sie eine Anzahl Häuser auf Stadtkosten errichten ließen und dann an die Wohnung Suchenden vermieteten. In der Hauptsache aber ist es die Thätigkeit der freien Vereine gewesen, welche in der Wohnungsfrage helfend eingegriffen hat. Und hier sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die evangelischen Geistlichen nicht selten sehr wesentlich an der Lösung der Wohnungsfrage mitgearbeitet haben. Eine geradezu bewunderungswürdige Thatkraft hat auf diesem Gebiete

der auch sonst durch seine gemeinnützigen Schöpfungen berühmte Pfarrer von Bodelschwingh in Bielefeld entfaltet. Schon stehen dank der Thätigkeit des Bielefelder Bauvereins 20 Arbeiterhäuser fertig da, welche 40 Wohnungen enthalten. Bei diesem Unternehmen hat sich auch deutlich gezeigt, wie dringend das Verlangen der Arbeiter grade nach einer menschenwürdigen Wohnung ist. Die Opfer, welche sie diesem Bedürfnisse bringen, sind geradezu erstaunlich. Bis zum September 1886 wurden von 31 Arbeitern, die auf ein eignes Häuschen reflektierten, 22752 Mk. eingezahlt; die noch sonst zum Bau erforderliche Summe mußte anderweit entliehen werden. Man hält es nun gewöhnlich so, daß der Bezug des fertigen Hauses demjenigen gewährt wird, welcher einen bestimmten Teil des Kapitalwertes, z. B. ein Zwölftel, bereits eingezahlt hat. Der Bewohner wird nunmehr veranlaßt, nicht blos jederzeit seine Miete pünktlich vorauszubezahlen, sondern auch einen Teil der noch anstehenden Bausumme zu amortisieren. Erst wenn die Hälfte des Wertes bezahlt ist, wird ihm das Eigentumsrecht zugesprochen. So geht z. B. in Bielefeld ein Haus in etwa 10 Jahren in den Besitz des Reflektanten über. Die anderen an dem Unternehmen beteiligten Arbeiter bekommen natürlich ihr Geld verzinst, bis sie gleichfalls in den Besitz eines Wohnhauses treten, oder bis sie wenigstens den Anspruch auf eine Mietwohnung erlangt haben. Die Häuser, welche auf diese Weise gebaut werden, gewähren ihren Insassen nicht nur den zur Entfaltung eines gesunden Familienlebens erforderlichen Raum, sondern sie bieten, weil sie gewöhnlich in einiger Entfernung von der Stadt errichtet werden, auch noch die Möglichkeit zur Anlegung eines kleinen Gartens oder zur Bebauung eines Feldgrundstücks. Das segensreiche Werk des bielefelder Bauvereins hat neuerdings einen deutlichen Beweis des Wohlwollens von unserm erhabenen Kaiser empfangen; es ist ihm die Summe von 1000 Mk. durch kaiserliche Huld zugewiesen worden. Solche Bauvereine giebt es übrigens bereits in den meisten Großstädten, z. B. in Stuttgart, Frankfurt a. M., Kopenhagen, Flensburg u. s. w. Eine eigentümliche Geschichte hat jüngst der dresdener Bauverein erlebt. Derselbe verdankte seine Entstehung dem Wohnungsmangel, welcher durch Niederlegung mehrerer Straßen seitens der Stadt verursacht worden war. Die Rufe um Unterstützung, welche der Bauverein an die städtische Vertretung richtete, fanden bei derselben kein Gehör; und da ihm auch die vermögende Welt trotz wiederholter, dringender Bitten ihre Hilfe hartnäckig verweigerte, so blieb ihm nichts

übrig, als sich nach kurzer Dauer unverrichteter Sache wieder aufzulösen. Später hat sich ein anderer Verein der segensreichen Aufgabe mit besserm Erfolg unterzogen. Eine freundlichere Stellung nahmen die Stadtverordneten in Barmen zu der dortigen Baugesellschaft zur Beschaffung gesunder und billiger Arbeiterwohnungen ein, indem sie sich an dem Aktienunternehmen derselben mit 100000 Mk. beteiligten. Wohlwollende Privatpersonen haben oft namhafte Summen gestiftet, um der Wohnungsnot abzuhelfen. Diesem Zweck dient z. B. in Dresden die Johann-Meyer-Stiftung, in Hamburg die Julius-Ree-Stiftung, in Ottensen die Heeft-Stiftung. Uebrigens bemerkt man, daß die Bauvereine fast überall einen gedeihlichen Fortgang nehmen. Wie ein Baum immer neue Zweige ansetzt, so entwickelt sich der Verein weiter und weiter, indem jedesmal das durch Abzahlung flüssig gewordene Geld sofort wieder zu Neubauten verwendet wird. Freilich sind die Arbeiterwohnungen, welche die Bauvereine bisher geschaffen haben, derzeit nur wie Oasen in der Wüste des Wohnungselendes; deshalb hat auch Herr Schäffle, welchem die Fata Morgana seiner Einbildungskraft die Berufswohnung im Paradies des Zukunftsstaates vorspiegelt, nur einen Blick der Verachtung für sie. Er behauptet, daß die Arbeiterwohnungen, sobald sie in den freien, bedingungslosen Besitz des Arbeiters übergehen, meist nicht lange in seiner Hand bleiben, sondern entweder durch Not oder als Gegenstände der Spekulation in die Hände der Häuserspekulanten übergehen — eine Behauptung, die zum größten Teil rein aus der Luft gegriffen ist. Bisher wenigstens hat die freie Vereinsthätigkeit den einzigen Ausweg aus den Engpässen der Wohnungsfrage gefunden. Denn wenn der Liberalismus bereits mehrmals versucht hat, durch Anträge bei den gesetzgebenden Körperschaften eine Abhilfe der Wohnungsnot zu bewerkstelligen, so hat er damit nichts weiter erreicht, als daß höchstens eine völlig resultatlos verlaufene Debatte einen Augenblick die Abgeordneten beschäftigte; abermals ein deutlicher Beweis, daß die sociale Frage nicht durch Gesetze, sondern nur durch Thaten gelöst werden kann.

Allein so bescheiden die Erfolge der Bauvereine auch bisher gewesen sein mögen, so sind doch die Erfahrungen, welche sie bezüglich der sittlichen Wirkung ihres Unternehmens auf die Arbeiterwelt machen durften, schon jetzt im höchsten Grade ermutigend. Es kommt ein ganz neuer Geist über die Leute, sobald ihnen die Hoffnung auf den Besitz eines eigenen Heims in greifbarer Nähe vor Augen steht. Sie sehen jetzt ein Ziel vor sich, welches alle ihre geistigen und sittlichen

Kräfte aufs höchste anspannt. Sie trennen sich von den verschwenderischen Genossen, meiden die Tanzsäle und die Schnapsläden. Sie fangen an, solide Hausväter und zuverlässige Arbeiter zu werden und hören auf Socialdemokraten zu sein. Dabei darf man nicht glauben, daß die Anforderungen, welche der Besitz eines eigenen Heims an die Arbeiter stellt, etwa über seine Kräfte gehen. In Bielefeld hat z. B. ein Fabrikdirektor berechnet, daß die Arbeiter in der Textilindustrie von dem 14tägigen Lohne durchschnittlich 11 Mk. nicht mit nach Hause bringen, welche größtenteils dem Alkohol geopfert werden. Dies giebt im Jahre eine verschwendete Summe von 286 Mk. Rechnet man dazu den Mietzins, welchen der Arbeiter dem Hausspekulanten für seine elende Spelunke zahlen muß, und welcher für eine Stube nebst Kammer gewiß selten unter 150 Mk. beträgt, so erhält man eine Summe, für welche der allmähliche Erwerb eines Wohnhauses recht wohl möglich wäre. Damit ist keineswegs gesagt, daß man unter allen Umständen darauf hinarbeiten müßte, jeder Arbeiterfamilie ein eigenes Haus zu verschaffen. Es hängt vielmehr ganz von den besonderen Verhältnissen ab, ob es zweckmäßig erscheint, kleinere Häuser mit 1—2, oder größere mit 3—6 Wohnungen zu errichten. Wenn es sich um die Versorgung der großstädtischen Arbeiter handelt, so wird es sich meist empfehlen, daß man in den Vororten ein nicht zu teures Bauterrain suche, die Häuser etwas größer baue und auf die Anlage einer Pferdebahnverbindung mit der Stadt bedacht sei. Man wird z. B. für den Preis von 16000 Mk. recht wohl ein Arbeiterhaus mit vier Familienwohnungen bauen können. Fordert man von dieser Summe 5 % als Mietzins jenes Hauses ein, und berechnet die Hälfte dieses Procentsatzes als jährliche Amortisation, so erhält man für jede Familienwohnung ein jährliches Opfer von 300 Mk. Bedenkt man nun, daß der durchschnittliche Verdienst eines bessern Arbeiters in der Großstadt selten unter 1000 Mk. beträgt, so wird man gestehen müssen, daß jenes eben genannte Opfer für eine Sache, die für das menschliche Glück so außerordentlich wichtig ist, durchaus nicht zu hoch genannt werden kann.

Wenn es sich übrigens darum handelte, für die Großindustrie des platten Landes Arbeitskräfte heranzuziehen, so haben sich in der Regel die Fabrikbesitzer selbst der dankenswerten Aufgabe unterzogen, für ihre Arbeiter die erforderlichen Wohnungen zu bauen. Namentlich ist im Königreiche Sachsen von dieser Seite bereits erhebliches geleistet worden. Im allgemeinen aber findet leider die Wohnungsfrage noch

immer nicht diejenige Beachtung, welche sie verdient. Denn die Kapitalisten zeigen sich selten willig, ihr Geld einem Unternehmen anzuvertrauen, welches allerdings nur einen mäßigen Zins abwerfen kann. Und dennoch kann es in dieser Zeit des Geldüberflusses keine Anlage geben, welche neben einem sichern, wenn auch mäßigen, materiellen Gewinn auf socialem Gebiete so reiche Zinsen trüge, wie eben die hier besprochene. Die Aufgabe der Kirche allerdings geht zunächst nicht weiter, als daß sie durch ihr Zeugniß und Beispiel das leider so sehr veräußerlichte Leben wieder mehr nach innen wende, beiden, arm und reich, den Blick für das süße Glück der Häuslichkeit öffne. Außerdem aber wäre es wünschenswert, daß die Geistlichen in Schrift und Wort so oft und so nachdrücklich wie möglich darauf hinwiesen, von welch außerordentlicher Bedeutung gute und gesunde Wohnungen für das Glück und die Zufriedenheit der Arbeiter sind, damit die Wohlhabenden auf ihre in diesem Gebiet der socialen Frage liegenden Pflichten aufmerksam gemacht werden. Wenn irgendwo ein Bauverein für Arbeiterwohnungen ins Leben gerufen wird, dann wird sich der evangelische Geistliche gewiß mit freudigem Eifer dem Unternehmen anschließen. Vor allem aber ziemt es der Kirche, mit dem guten Beispiel voranzugehen, und für ihre eigenen Diener würdige und entsprechende Wohnungen zu schaffen. Hierbei muß übrigens jeder anspruchsvolle Luxus und jeder weltliche Prunk vermieden werden, so daß das Pfarrhaus ebenso durch die äußere Gestalt wie durch die innere Einrichtung Zeugniß von seiner ernsten Bedeutung ablegt.

4. Kapitel.

Der Haushalt.

Wir haben im vorigen Kapitel den Wohnungen der armen Leute, vornehmlich in der Großstadt, einen Besuch abgestattet zu dem Zwecke, um uns von der äußeren Beschaffenheit derselben zu unterrichten. Nunmehr suchen wir uns auch einen Einblick in ihre innere Einrichtung zu verschaffen. Im Hause entfaltet sich der Haushalt. Er bildet die wirtschaftliche Seite des Familienlebens. Freilich ist es nicht leicht, eine Familie bei ihrem Haushalte zu beobachten; denn wer ist geneigt, die Geheimnisse seines Hauses den neugierigen Blicken des unberufenen Eindringlings bloszustellen? Nur wenigen Volksforschern ist es darum bisher vergönnt gewesen, von der Lebensweise

der Arbeiterklassen sich einigermaßen zu unterrichten. In den Berichten der Fabrikinspektoren finden sich ab und zu einzelne Notizen darüber, welche der Mann der socialen Wissenschaft als ein wertvolles Material der Volkskunde mit Fleiß sammelt. Er versucht es ja wohl zuweilen auch selbst, sich Kenntniß von dem Haushalte der arbeitenden Klassen zu verschaffen, indem er etwa persönlich bei den Familienvätern Erkundigungen über Ausgabe und Einnahme ihres Jahresbudgets einzieht, oder Fragebogen in die einzelnen Häuser verteilen läßt. Auf Grund der so gesammelten Nachrichten ist es denn auch möglich geworden, einzelne Monats- oder Jahresrechnungen über den Haushalt der Arbeiterfamilien der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, und es liegen uns mehrere derartige Zusammenstellungen augenblicklich vor. Allein ein Blick auf dieselben beweist auch, daß die Befragten schwerlich die volle Wahrheit gesagt haben; denn das Verhältniß der einzelnen Posten zu einander ist hier und da ein sehr auffälliges und unnatürliches.

Zunächst ist es uns von vorn herein nicht verwunderlich, daß sehr viele unter den Arbeiterfrauen in der Kunst des Haushaltes überhaupt eine bedenkliche Unerfahrenheit beweisen. Woher sollen sie auch die Kenntnisse besitzen, deren sie zur Ausübung ihres hauswirtschaftlichen Berufs benötigt sind? Im eigenen Elternhause haben sie sehr wenig Gelegenheit gehabt, diese Kenntnisse sich anzueignen. Ebenso wenig haben sie daran gedacht, sich auf irgend eine andere Weise die erforderliche Vorbereitung für ihre in der Hauswirtschaft zu erfüllenden Pflichten zu verschaffen. Der Weg führte ja von der Schule durch die Fabrik unmittelbar zum Traualtar. So ist also bereits die erste Vorbedingung eines geordneten Hauswesens zu vermissen.

Aber auch die nächste und wichtigste ist nicht gegeben. Wir haben uns bereits überzeugt, daß die Wohnungen der Arbeiter in der Regel auch die bescheidensten Anforderungen an eine behagliche und menschenwürdige Häuslichkeit nicht erfüllen. Die notwendigsten Räume des Haushalts, Küche, Keller und Vorratskammer sind überhaupt nicht vorhanden. So muß der ganze Haushalt in der einzigen Stube sich entfalten, welche Wohnstube, Schlafstube, Krankenstube, Küche und Speiseraum zugleich ist. In diesem Gemach, wo die ganze Familie, Schlafbursche oder Schlafmädchen etwa mit inbegriffen, sich ankleidet und wäscht, wo die Kinder die Masern überdauern und die Mutter ihr Wochenbett, soll nun ein schmackhaftes Mahl bereitet werden!

Man kann sich leicht denken, wie dasselbe ausfällt. Es ist der Arbeiterfrau schlechterdings nicht möglich, einen guten Vorrat von Fleisch, Gemüse oder allerlei Zuthaten für eine längere Zeit bereit zu halten, oder etwaige Speisereste aufzubewahren. Es fehlt ja überall an dem hierzu erforderlichen Raum. Auch das Heizmaterial muß immer nur korbweise gekauft werden. So bleibt nichts übrig, als stets aus der Hand in den Mund zu leben. Was der Augenblick fordert, das muß auch im Augenblick angeschafft werden. Es ist also zum Teil ein ungerechter Vorwurf, welcher von den besitzenden Klassen gegen die besitzlosen erhoben wird, daß sie nicht zu wirtschaften verstehen, weil sie immer nur für den Augenblick sorgen. Unter diesen mißlichen Wohnungsverhältnissen bleibt ja jenen bedauernswürdigen Leuten gar nichts andres übrig. Diese Augenblickswirtschaft erstreckt sich natürlich auch auf die Kleidung. Der Flitterstaat, den man eben auf dem Leibe trägt, bildet den ganzen Reichtum. Ist ein Kleidungsstück abgenutzt, so wandert es einfach zum Trödler, um einem neuen zu weichen. Keine Kleidertruhe birgt den sichern Vorrat wärmender Kleider für Mann, Frau und Kind; hier sammelt keine Hausfrau in reinlich geglättetem Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein — wo sollten denn Kleidertruhe und Linnenschrein Platz finden?

Doch sehen wir uns jetzt den Tisch der Arbeiterfamilie etwas genauer an. Der Verfasser betrat einmal das Haus eines armen Strumpfwirkers und bemerkte, daß er ein Häufchen Roggenkörner auf dem Ofen liegen hatte. Auf die Frage nach dem Zweck derselben erklärte der Mann, daß er die Körner trockne, um sie dann vermittelst der Kaffeemühle zu mahlen. Diese Mischung von Roggenschrot und Mehl, in heißem Wasser gekocht, bilde seine einzige Nahrung, wodurch er nun bereits neun Jahre, seit dem Tode seiner Frau, sein Leben friste. Zweifellos dürfte sich der Fall einer solchen Genügsamkeit in den Arbeiterfamilien nicht allzu häufig wiederholen. Allein hier und da sind allerdings die Mittags- und Abendmahlzeiten noch äußerst dürftig. Man kennt den Kaffee und die Kartoffeln unsrer erzgebirgischen Weber, obgleich neuerdings behauptet wird, daß der Tisch derselben mit dem Fortschritt der Zeit sich wesentlich gebessert habe. Allein jene Familien sind ohne Zweifel noch immer sehr häufig, wo Brod oder Kartoffeln mit Rindstalg oder Leinöl eine Hauptnahrung bilden; auch spielt der Kaffee, der übrigens seine Entstehung zum größten Teil unsren deutschen Gerstenfeldern verdankt, eine Hauptrolle im täglichen Speisezettel. Wo die Einnahmen einen größern Luxus erlauben, da besetzt

man den Tisch mit einem Stück Wurst oder einem Viertelpfund Faßbutter; harte Eier, Häringe und saure Gurken bringen vielleicht für die Feiertage eine angenehme Abwechselung in den Küchenzettel. Außerdem ist es etwa ein Krug Bier oder eine Flasche Schnaps, womit man das Mahl zu würzen versucht. Nur selten wird ein Stück Fleisch gekocht, nur selten ein nährendes Gemüse zubereitet. Denn abgesehen davon, daß die Kochkunst der Hausfrau in der Regel sehr zweifelhaft ist, findet sie auch während der kurzen Mittagspause, welche die Fabrikarbeit ihr gönnt, nicht Muße genug, jene Speisen zuzubereiten. Versteht man sich ja einmal dazu, ein Stück Fleisch zu kaufen, so ist es in der Regel Schweinefleisch; Rindfleisch ist auch auf dem Tische der Bauern, die doch sonst ein gutes Stück Fleisch sehr lieben, eine seltene Erscheinung. Demgemäß berechnet die Familie eines Knochenstampfers aus der Gegend von Leipzig, welche aus Mann, Frau und drei Kindern im Alter von 4 bis 11 Jahren besteht und über eine wöchentliche Einnahme von 20 Mk. verfügt, ihren wöchentlichen Haushalt folgendermaßen: Das erste Frühstück, wozu neben 1/4 Pfund Kaffee 1 Liter Gerste verwendet wird, kostet 50 Pfennig. Der Brodbedarf beläuft sich auf 32 Pfund und erfordert, das Pfund zu 11 Pfennig gerechnet, einen Aufwand von 3 Mark 52 Pfennig. 2 Pfund Faßbutter kosten 2 Mk. Für Käse oder Wurst, welche gemeiniglich zum Mittagsbrod und oft noch abends verspeist werden, braucht man etwas mehr als 1 Mk., für Schnaps täglich 10 Pfennig. Neben 3 Metzen Kartoffeln beläuft sich der Bedarf an Gemüse nur auf 2 Pfund Reis und derjenige an Kochfleisch nur auf 1 Pfund Rindfleisch. Dazu kommt noch der Bedarf an Lagerbier, Semmel und Cigarren, so daß sich schließlich die Gesammtausgabe der wöchentlichen Nahrung auf 12 Mark 82 Pfennig beläuft. Man hat dem Nachforschenden versichert, daß die hier in Frage kommende Familie zu den sparsamsten und wirtschaftlichsten unter ihres Gleichen gehöre. Allein der Leser wird einsehen, daß der ganze, eben beschriebene Haushalt im höchsten Grade unzweckmäßig ist. Wenn unsre kleinen Beamten mit einem jährlichen Gehalt von 1500 bis 2400 Mk. monatlich mehr als 50 Mk. einzig und allein für die Ernährung der Familie ausgeben wollten, so würde ihr Budget schlechterdings zu keinem gedeihlichen Abschluß kommen. Und auch vom Standpunkt der Gesundheitspflege dürfte es kaum zu billigen sein, wenn der Arbeiter sich den Magen mit Kartoffeln und Brod vollstopft, während Fleisch und Gemüse so auffällig vernachlässigt bleiben. Wenn der Lehrer oder der

Beamte seiner Gattin monatlich 60 Mk. zum Wirtschaftsgelde aussetzt, so wird sie um dieses Reichtums willen von ihren Genossinnen beneidet. Sie ist mit dieser Summe im stande, nicht blos den Tisch ihres Hausherrn tagtäglich mit einer wohlschmeckenden und nahrhaften Speise zu besetzen, sondern sie bezahlt davon auch noch die Wäscherinnen und die Scheuerfrau und beschafft alle jene notwendigen Kleinigkeiten des Haushalts, Oel, Seife, Lichter, Wichse u. s. w., welche in der Rechnung des eben dargestellten Arbeiterhaushaltes nicht mit aufgeführt sind.

Es ist klar, daß der Arbeiter mit der eben beschriebenen Wirtschaft nicht teurer lebt, als wenn er sein Mahl außer dem Hause einnimmt. Wozu wird Wurst und Brod und Schnaps erst aus dem Büdchen nach Hause geholt, da die Speisen ja doch ohne weitere Zubereitung, in der Form genossen werden, in welcher sie entnommen wurden? Die Logik der Thatsachen veranlaßt denn auch viele Arbeiter, nach der Arbeit gar nicht erst nach Haus zu gehen, sondern ihr Mittags- und Abendessen gleich beim Büdchenwirt einzunehmen. Es bleibt Frau und Kindern überlassen, sich zu sättigen, so gut sie eben können. So bemerkt z. B. der Beobachter, welcher am Hafen von Hamburg auf und ab geht, daß die Arbeiter des Abends, wenn sie von ihren Arbeiten auf den Schiffen, Werften u. s. w. zurückkehren, sich alsobald in jene zahllosen Schnapsschänken verteilen, welche den Hamburger Hafen in ununterbrochener Reihe in einer Länge von vielleicht 20 Minuten Wegs umsäumen. Hier werden nun alsbald Karten, Würfelbecher und Kreide vorgenommen, um der gewohnten Spiellust zu huldigen. Die Schnapsbüdchen haben mit der Zeit eine sociale Bedeutung gewonnen, von der vielleicht nur wenige eine Ahnung besitzen. Das sind die Stätten, wo die Politik der Partei gemacht und die Parole des gemeinsamen Feldzugs ausgegeben wird. Der Schnapswirt, welcher den ganzen Tag über Zeit findet, die Reden seiner Gäste anzuhören und alle zugetragenen Nachrichten in seinem Gedächtniß aufzuspeichern, gewinnt selbstverständlich eine ungeheure geistige und sittliche Macht über die Arbeiterschaft. Nicht selten wird er gradezu zum Parteiführer des politischen Kampfes erhoben. Er bildet im Verein mit dem Cigarrenhändler und dem Redakteur den Kern der socialdemokratischen Führerschaft. So wurden im Wahlkampfe des Februar 1887 in Berlin 3 Redakteure, 3 Cigarrenhändler und 1 Wirt als socialdemokratische Kandidaten aufgestellt, während unter den für das Königreich Sachsen aufgestellten Kandidaten sich 6 Cigarren-

macher, 3 Restaurateure und 6 Redakteure befanden. Wie die Raubtiere lagern sich die Schnapskneipen um jede Fabrik her, um ihre gierigen Fangarme nach den ab- und zuströmenden Arbeitern auszustrecken, sobald der Stundenschlag den Beginn oder das Ende der Arbeit ankündigt. In einer kleinen sächsischen Stadt sahen sich eines Tages die Arbeiterfrauen genötigt, gradezu die Hilfe der Behörde anzurufen, weil ihre Männer, von den zudringlichen Lockungen der Schnapswirte verführt, das verdiente Geld regelmäßig vertranken, statt es dem Haushalte zuzuwenden.

Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen auch der höchste Lohn nicht ausreicht, um die Bedürfnisse einer Arbeiterfamilie zu decken, selbst wenn dieser durch die Lohnarbeit der Frau noch vermehrt wird. Kein Zweifel, daß der Mangel eines geordneten Familienlebens der schwerste Fluch ist, welcher auf den Arbeiterklassen lastet. Während die Frau bei der Fabrikarbeit ihre häusliche Aufgabe vernachlässigt, sinkt der Mann, dem kein Stück Wäsche gewaschen, kein Kleidungsstück ausgebessert wird, nach und nach innerlich und äußerlich zum Lump herab; natürlich beeifern sich auch die Kinder frühzeitig, in die Fußtapfen ihres Erzeugers zu treten.

Es ist ungeheuer schwer, diese tief eingefressenen Schäden zu heilen. Man ruft natürlich wieder nach der Hilfe des Staates, indem man von ihm verlangt, daß er die Fabrikarbeit der Frauen untersage. Allein wollte der Staat diesem Verlangen willfahren, so würde er augenblicklich hunderte von Frauen und Kindern ins Elend stürzen. Denn es ist gewiß, daß sie von dem Arbeitsverdienst des Mannes so gut wie keinen Genuß haben. Auch ist vorauszusehen, daß mit einem Verbot der Fabrikarbeit die Frauen nur der in der Regel weit schlechter lohnenden Hausindustrie in die Arme getrieben werden würden. Mit den bereits gesetzlich bestimmten Einschränkungen der Frauenarbeit dürfte der Staat so ziemlich an der Grenze seiner socialen Wirksamkeit nach dieser Richtung angelangt sein.

Die Privatwohlthätigkeit hat sich des geschilderten Notstandes bereits mit Eifer angenommen. Man kennt jene zahlreichen Haushaltungsschulen, welche den lernbegierigen Arbeitsmädchen ihre Pforten öffnen und besonders in Württemberg mit großer Sorgfalt gepflegt worden sind. Auch die innere Mission hat derartige Institute schon in großer Zahl ins Leben gerufen. Und wer da nicht einsehen wollte, daß bereits ein reicher Segen von ihnen ausgegangen ist, der müßte ein unverbesserlicher Pessimist sein. Allein der sociale Notstand des

zerrütteten Haushalts ist zu ungeheuer, als daß die Haushaltungsschulen bisher seiner Herr hätten werden können. Auch haben die Leiter dieser Anstalten bereits sehr oft Grund gehabt zu klagen, daß ihre wohlmeinenden Bestrebungen noch allzuwenig Anerkennung bei den beteiligten Kreisen finden. Nach wie vor gehen die Arbeitsmädchen an der Haushaltungsschule vorüber, um jeden freien Groschen dem Putz und jede freie Stunde dem Vergnügen zu opfern. Auch auf diesem Gebiete kann eine durchgreifende Hilfe nur von der Kirche ausgehen. Die Mädchen werden so lange die Künste ihres häuslichen Berufs vernachlässigen, als die leichtfertige Auffassung währt, welche sie jetzt vom Ehestande haben. Wenn ihnen aber erst einmal die Ehe wieder als eine heilige, erhabene Gottesordnung vor Augen steht, verbunden mit den schwierigsten Pflichten und belastet mit der furchtbarsten Verantwortung, wenn ihnen der reiche Segen eines glücklichen Ehestandes wieder mit leuchtenden Farben vor Augen gemalt wird, und zugleich der schwere Fluch eines leichtsinnigen Ehebundes, dann werden sie sich auch auf ihren hauswirtschaftlichen Beruf mit größerer Sorgfalt vorbereiten. Sie werden nicht mehr jeden erübrigten Groschen zu einem eitlen Tand und Flitter verwenden, nicht mehr von der Maschine hinweg in den Ehestand eintreten; sie werden Gelegenheit suchen, um sich die notwendigsten Kenntnisse im Kochen und Backen, im Schneidern und Flicken, im Waschen und Putzen anzueignen, und sie werden diese Gelegenheit zu finden wissen, auch wenn es keine Haushaltungsschulen giebt. Es ist überhaupt sonderbar, daß man die Kunst des Haushaltes in einer Schule lernen soll. Wenn die Tochter ihrer Mutter im eignen Hause fleißig zur Hand geht, oder in einem vornehmen Hause einen Dienst sucht, dann genießt sie die rechte Schule ihres künftigen Lebensberufes. Mit Schulen allein ist hier ebensowenig geholfen, wie mit Zeitungen oder Vorträgen. Wir würden es deshalb nicht befürworten, wenn vielleicht von irgend einer Seite der Vorschlag gemacht würde, das Beispiel Brüssels nachzuahmen und das Kochen als obligatorischen Lehrgegenstand in allen Mädchenschulen einzuführen. Das möchte ein schönes Gepantsch geben! Man stelle nur erst einmal das Haus in der sittlichen Anschauung des Volkes wieder höher, und man wird sehen, daß auch die Künste des Hauses wieder fleißiger getrieben werden. Der Weg zum Hause aber führt durch die Kirche; denn hier erscheint das Haus in einem höheren, idealen Lichte als die ursprünglichste und wichtigste aller Gottesordnungen. Es zeigt sich denn auch, daß die Leute von dem Augenblick an, wo sie an-

fangen, kirchlicher zu werden, auch einen tieferen Sinn für die Häuslichkeit empfangen, während andrerseits Unkirchlichkeit und Unhäuslichkeit allemal zusammenfällt. Die armen Leute auf dem Lande, die noch von ihrer „lieben Kirche“ reden, haben auch ihr Haus noch lieb, wie wohl es oft nur eine ganz elende Hütte ist. Freilich muß man auch dem städtischen Arbeiter vor allen Dingen erst wieder ein Haus, d. h. eine menschenwürdige Wohnung geben, ehe man erwarten kann, daß er häuslich wird. Es zeigt sich also hier abermals, daß die Kirchenfrage und die Wohnungsfrage die wichtigsten Punkte der ganzen, socialen Frage bilden.

Wir haben oben bemerkt, daß dem Arbeiterhaushalte weder mit Kochschulen noch mit Zeitungen noch mit Vorträgen aufgeholfen werden kann. Trotzdem weiß jede Hausfrau, wie nützlich ein gutes Haushaltungsbuch ist, wenn man erst einmal die Elemente der Haushaltungskunst praktisch erlernt hat. Es ist deshalb immerhin ein anerkennenswertes Verdienst der katholischen Kirche, wenn sie durch den Verband „Arbeiterwohl“ einen Leitfaden der Haushaltungskunst für Arbeiterfrauen unter dem Titel „Das häusliche Glück“ herausgegeben hat. Das Buch ist so vorzüglich, daß es auch ein protestantischer Geistlicher nur dringend empfehlen kann. Es wäre ein guter Gedanke eines Fabrikherrn, wenn er denjenigen unter seinen Arbeitsmädchen, welche in den heiligen Ehestand treten, ein solches Buch zum Geschenk machen wollte. Auch sonst versäumt die katholische Kirche nicht, sich der Frauenfrage zu bemächtigen. Es wurde schon erwähnt, daß auf dem Katholikentage zu Trier im Jahre 1887 Dechant Dr. Hammer unter dem rauschenden Beifall seiner Zuhörer mit manchem scharfen Witzwort das Thema „moderne Frauenerziehung“ behandelt hat. Protestantische Blätter, welche nicht verfehlten, über diesen Vortrag des Herrn Dechanten die Lauge ihres Spottes auszugießen, vergessen, daß es viel richtiger zu sagen ist: wer die Frauen hat, hat die Zukunft — statt, wie man es heute zum Ueberdruß oft hören muß: wer die Schule hat, hat die Zukunft. Hat doch selbst ein so berühmter Nationalökonom wie Lorenz von Stein es nicht unter seiner Würde gehalten, in einem artigen Büchlein die nationalökonomische Bedeutung der Frau in ihrem Haushalte zu behandeln. Unsrer Ueberzeugung nach würde die evangelische Kirche wohlthun, wenn sie auch ihrerseits der Frauenfrage eine größere Aufmerksamkeit schenken wollte, als bisher geschehen ist. Namentlich in Sachsen sind die frühzeitigen, leichtsinnigen und unglücklichen Ehen und die zerrütte-

ten Haushaltungen so zahlreich, daß eine öffentliche Besprechung dieses schweren, socialen Schadens notwendiger wäre, als vielleicht eine neue Bearbeitung irgend eines alten Kirchenvaters oder die Gründung einer neuen Ortsgruppe des Evangelischen Bundes zum Kampfe gegen die drohende Uebermacht Roms.

2. Die Erziehungsanstalt.

5. Kapitel.

Humanitäre Erziehungshäuser.

In den letzten Kapiteln haben wir die Ursache angegeben, welche den oft beklagten, traurigen Verfall der Kindererziehung bei der Arbeiterschaft zur Folge gehabt haben. Jene Ursachen sind bisher nur von wenigen Volksforschern aufgeklärt worden; um so greller ist unsern gebildeten Leuten die furchtbare Thatsache der herrschenden Kinderverwahrlosung selbst ins Auge gefallen. Allein weil man es versäumt hat, die Wurzeln des beklagten Uebels ans Licht zu ziehen, so sind durch die Gegenmittel, welche man ergriffen hat, gemeiniglich nur die äußeren Symptome desselben beseitigt worden, um sofort sich wieder zu zeigen, sobald der Arzt seine heilende Hand zurückzog. Wenn der Ehestand und das Familienleben verlottert und verwildert, so ist es offenbar, daß diese Verwilderung zuerst an den Kindern zum Vorschein kommen muß. Will man also eine bessere Kindererziehung anbahnen, welche Pflicht ist dringender, als daß man das zerfallene Haus aus seinen Trümmern wieder aufbaue? Allein die Weisheit unsrer Volksbeglücker verschmäht diesen einfachen und naheliegenden Weg; ja, sie stürzen das wankende Haus vielmehr vollends zusammen, um aus den Trümmern desselben ihre Erziehungsanstalt aufzurichten. Was ein für allemal die Sache des Elternhauses sein und bleiben muß, das wollen sie durch eine rationelle Anstaltserziehung erreichen, welche eine größere Anzahl von Kindern der gleichen, streng geregelten Zucht und Pflege unterwirft. So lehnen sich diese Erziehungsanstalten nach ihrer äußeren Form an die Schule an, wenn sie vielleicht auch mit dem Anspruche auftreten, die Abbilder der Familie zu sein.

Dergleichen Erziehungsanstalten giebt es nun heutzutage Legion.

Man kennt ja die gangbare Rede, daß die unteren Volksklassen heutzutage viel zu roh und ungebildet seien, als daß man die Erziehung ihrer Kinder mit gutem Gewissen ihnen selbst überlassen könnte. Wir werden diese Rede näher zu prüfen haben, wenn die Erziehungsthätigkeit der Schule unserer besonderen Besprechung unterliegt. Hier handelt es sich zunächst um jene zahllosen Erziehungsanstalten, welche sich vor oder neben die Schule gestellt haben mit der Behauptung, daß die segensreichen Einflüsse der häuslichen Erziehung von ihnen ersetzt oder gar übertroffen würden. Mit diesem Anspruch treten diese humanitären Anstalten alle auf, mögen sie nun Kindergarten, Reichswaisenhaus, Knabenhort oder Kinderheim oder sonst wie heißen.

Wir müssen den geneigten Leser bitten, von den ebengenannten Anstalten die Anstalten der innern Mission für Kindererziehung genau zu unterscheiden. Die innere Mission hat ja auch mit ihren Krippen und Kleinkinderbewahranstalten den Eltern ihre Pflichten abgenommen. Allein dieser Eingriff in den Pflichtenkreis der Eltern ist durchaus nur aus Not geschehen. Die innere Mission betrachtet die genannten Erziehungsanstalten immer nur als Notanstalten, von denen sie wünscht, daß sie so bald als möglich sich überflüssig erweisen mögen. Demgemäß nimmt sie auch erst dann die Kinder in ihre Räume auf, wenn der unzweifelhafte Beweis vorliegt, daß die Eltern derselben schlechterdings nicht im stande sind, ihren Sprößlingen selbst die notwendige körperliche und geistige Pflege zuzuwenden; und sie tritt sofort zurück, wenn jene wieder für ihren häuslichen Beruf Muße finden. Die Kinderbewahranstalt feiert keine öffentlichen Feste mit ihren Kindern, und wenn es dennoch geschieht, so soll man wissen, daß es weder dem Willen ihres Schöpfers noch dem Geiste und Zwecke ihrer Arbeit entspricht. Ein Kind, welches überhaupt noch in seinem Elternhause weilt, soll auch das Weihnachtsfest dort begehen. Im Namen aller ernstgesinnten, evangelischen Geistlichen, und im Namen der innern Mission protestieren wir hiermit feierlich gegen den immer weiter einreißenden Unfug der öffentlichen Weihnachtsbescheerungen, die leider auch in die Kinderbewahranstalten von Unberufenen hineingetragen worden sind.

Jenen Anmaßungen der modernen Erziehungsanstalten gegenüber sei es zunächst gestattet, darauf hinzuweisen, daß die Erziehung der Kinder im Elternhause überhaupt gar nicht ersetzt werden kann, und zwar nach keiner Richtung. Wir werden den Beweis für diese Behauptung im Augenblick antreten.

Zuerst ist es doch wohl klar, daß ein Kind mit keinem Menschen in einer so engen, leiblichen Gemeinschaft steht, wie mit seinen eigenen Eltern. Es ist Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Auf seinem Angesichte spiegeln sich die Züge von Vater und Mutter wieder. Jedes Glied der Familie findet sich, wie Herbart treffend sagt, in den übrigen Gliedern abgebildet. Diese äußerliche Aehnlichkeit aber ist nur der sichtbare Ausdruck des gemeinschaftlichen Geistes, welcher die Familienglieder belebt. Wer in verschiedenen Häusern verkehrt, der macht die Beobachtung, daß in jedem Hause eine eigentümliche Sitte, eine besondere Art des Verkehrs der einzelnen Glieder unter einander, mit Einem Worte, ein eigentümlicher Familiengeist herrscht. Dieser ist es, welcher den Menschen zuerst zu einer eigenartigen Persönlichkeit heranbildet, wodurch er von anderen Menschen, die nicht zu seinem Hause gehören, deutlich unterschieden wird. Im Elternhause wird unsrer Seele der Grundriß jenes Gemäldes eingezeichnet, welches dann Erziehung, Berufsarbeit und Lebensschicksale in seinen Einzelheiten ausführen. Wer eine kräftige, häusliche Erziehung genossen hat, der wird später niemals ganz in der Masse aufgehen, sondern jederzeit sich als eine besondere, von andern unterschiedene Persönlichkeit fühlen; und er wird öfters das Bedürfniß haben, aus dem allgemeinen Strome sich in das eigene Selbst zurückzuziehen. Es ist offenbar, daß nach dieser Richtung das Familienleben durch die Erziehungsanstalt unmöglich ersetzt werden kann. Ebensowenig ist dies möglich, wenn wir den äußeren Rahmen des Familienlebens in der Wohnung ins Auge fassen. Der Mensch ist ein Kind seiner Umgebung; und grade im kindlichen Alter wirken die äußeren Eindrücke aufs tiefste und nachhaltigste auf das weiche Gemüt. Welch eine Fülle von zarten Empfindungen weckt nur ein einziger Blick in das Heiligtum des Hauses. Da grüßen die Bilder von Großvater und Großmutter in ihrer würdigen, altväterischen Tracht von den Wänden herab, gleichsam das Kind mahnend, daß es ebenso fromm, ebenso treu, ebenso genügsam werden solle, wie sie selbst es waren. Da steht so manches alte Erbstück des Hauses: der blindgewordene Spiegel oder der feste, eichene Tisch und die altväterische Kommode. Es ist wahr, die Stücke sind alt und wackelig und wurmstichig geworden — allein es knüpfen sich so viele, schöne Erinnerungen daran, daß sie niemand im Hause missen möchte, und wer das Glück hat, abends im Dämmerschein den lauschigen Winkel hinter dem Ofen oder den Eckplatz auf dem alten Kanapee einzunehmen, der kann den

alten Zeiten so süß und selig nachträumen, wenn der Vater erzählt, wie ärmlich es dazumal, als er selbst noch ein Kind war, hergegangen sei im Hause von Großvater und Großmutter und was er für eine schwere Schule gehabt habe bei seinem Meister und wie er sich habe mit saurer Mühe durch die Welt schlagen müssen. Wenn dann das bescheidne Mahl aufgetragen wird, so läßt sich jedermann gern daran genügen, und preiset Gott mit Demut, daß er es ihm heute doch noch reichlicher bescheert hat, als den armen Großeltern. Und schon spinnt das Kind seine Zukunftsträume aus: war der Großvater ein tüchtiger Schuster, und verdient der Vater nun wieder als Schuster ein ehrliches Stück Brod, ei, so will es auch nichts andres werden, als ein tüchtiger Meister vom Pfriemen — und mit hellem Lachen schauen die Alten zu, wie der kleine Schelm sich auf des Vaters Schemel setzt und den Pechdraht lustig durch die Finger gleiten läßt.

Wie sollen nun alle diese heilsamen Einflüsse des Elternhauses durch die Erziehungsanstalt ersetzt werden? Dort wirkt eine Erzieherin, welche durch kein natürliches Band mit ihren Kindern verbunden ist; welche im besten Falle ein Herz voll idealer Begeisterung für ihren Beruf und ein wohlstudiertes, pädagogisches Wissen mitbringt. Es ist ihr nicht möglich, sich mit einem Kinde im besonderen zu beschäftigen, und auf seine eigentümlichen, kindlichen Gedanken einzugehen. Um das Völkchen nur einigermaßen in Ordnung zu halten, müssen Spiele gemacht werden, die mit einem gewissen, militärischen Exercitium verbunden sind. Kein wohlbekanntes Bild erinnert das Kind an die Geschichte seines Hauses. Wenn die Wände der Anstalt nicht ganz kahl geblieben sind, so sind sie vielleicht mit einigen Bildern pädagogischen Charakters geschmückt: ein furchtbarer Löwe oder ein indischer Palmbaum blickt den Kindern fremd und drohend entgegen. Einige langweilige, kahle Bänke bilden den ganzen Möbelschmuck des Zimmers. Unaufhörlich muß die gequälte Erzieherin auf Unterhaltung und Beschäftigung der kleinen Rotte sinnen; denn mit demselben Augenblick, wo der letzte Ton des gesungenen Liedchens ausgeklungen ist, werden die Kleinen ungeduldig und bald fangen sie an, sich zu zanken und zu toben, so daß eine einzige Stunde Aufenthalt in der Anstalt genügt, um eine zartbesaitete Dame nervös zu machen. Wenn die Mittagszeit herankommt, dann wartet der kleinen Schaar ein kräftiges Mittagsmahl. Leiblich leiden sie keine Not; ja, sie haben es viel besser, als zu Hause. Sie bekommen manchmal sogar Chocolade und Kuchen. Aber ist diese, sorgfältige, körperliche Pflege der Kleinen

nicht im letzten Grunde wieder mit manchem Nachtheil für Eltern und Kinder verbunden? Die Eltern machen sichs immer bequemer. Was hat man denn überhaupt noch für Sorgen heute um sein Fleisch und Blut? Man halst die Sprößlinge einfach andern Leuten auf — die mögen sehen, wie sie mit ihnen zurecht kommen. Es braucht sich kein Mensch mehr eine Sorge um die Zukunft zu machen, wenn er in den Ehestand tritt; es wird sich schon jemand finden, der Last und Pflicht ihm abnimmt. Und die Kinder? Sie gewöhnen sich frühzeitig daran, daß ihnen von fremden Leuten die Schüssel vorgesetzt wird. Sie wollen auch ein gutes, schmackhaftes Essen haben, auch einmal etwas besonderes, wie die reichen Leute. Sie wollen in einem hellen, schönen, großen Raume wohnen. Es widerfährt nun freilich später dem Einen wie dem Andern unter ihnen, als Schlafbursche oder Schlafmädchen einen elenden Winkel beziehen zu müssen, und die Kost, welche in der Kantine geboten wird, will auch gar nicht munden — aber bei Gott — an diesem Elende ist nur der Geiz der reichen Leute schuld! Warum baut man für die Erwachsenen nicht eben solche Speisehäuser und Massenaufenthaltsräume, wie für die Kinder? Man sieht, daß diese Anstalten, welche die Individualität des Menschen verwischen, ihn willkürlich aus der natürlichen Ordnung der Familie herausreißen, und ohne Rücksicht auf die Besonderheiten von Stand, Vermögen und Lebensgewohnheiten alle ihre Glieder zu den gleichen Ansprüchen erziehen, dem socialistischen Geiste gradezu förderlich sein müssen. Am deutlichsten dürfte übrigens dieser unheilvolle Einfluß bei den großen Reichswaisenhäusern hervortreten. Man rühmt diesen Anstalten nach, daß sie ihren Insassen so viel Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten bieten, wie sonst kein bürgerliches Haus. Helle, luftige und wohlausgestattete Räume stehen den Kindern zur Verfügung. Die Kost ist reichlich und schmackhaft. Ein anmutiger Garten umschließt das prächtige Haus. Alle Einrichtungen sind so zweckmäßig, als sie nur immer sein können, die Lebensweise ist in jeder Beziehung rationell. Der Fleiß findet seine entsprechende Belohnung. Ein freigebiger Amerikaner hat einmal für den besten Schüler eine goldene Uhr gestiftet. Kurz, es ist alles wunderschön — wenn auf den herrlichen Anfang nur der entsprechende Fortgang folgte. Allein die Kinder müssen die Anstalt einmal verlassen — was nun? Da sie doch aus armen Familien stammen, müssen sie nun auch bei einfachen Leuten ihre Lehrzeit zurücklegen und in einer bescheidenen Lebensstellung ihr Fortkommen suchen. Aber welcher Meister soll einen

Knaben in die Lehre nehmen, der bisher in einem Palaste gewohnt hat und mit der goldenen Uhr prangt? Was nützt den armen Kindern die vornehme Erziehung, da sie später doch wieder ihrem Stande zurückgegeben werden müssen? Durch den edlen Fürsten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg, welcher sich durch mehrere, großartige Stiftungen als einen ausgezeichneten Socialpolitiker bewährt hat, ist eine Waisenstiftung ins Leben gerufen worden, welche jetzt bereits fast 300 Kinder in ununterbrochener Pflege hat. Das Prinzip der Familienerziehung, dem diese Stiftung folgt, erprobt sich als ein vorzügliches; nicht nur, daß die Erziehung in der Familie sich viel billiger stellt, als in den großen Waisenhäusern, so merken auch die Kinder, welche in den Kreis einer rechtschaffenen, christlichen Familie eintreten, kaum, daß sie überhaupt verlassene Waisen sind. Die Erziehung der Kinder in geschlossenen Anstalten kann die christliche Weisheit nur in den großen Städten billigen, wo es schwierig sein dürfte, bei einfachen Leuten die erforderlichen Vorbedingungen für die leibliche und sittliche Wohlfart der anvertrauten Waisen zu finden. Allein abgesehen von den vorschulpflichtigen Kindern, die schlechterdings, während ihre Eltern der Arbeit nachgehen, einer geordneten Aufsicht bedürfen, und von den Waisen, die überhaupt kein Elternhaus mehr haben, werden neuerdings in den Großstädten auch solche Kinder in die Anstalten eingepfercht, welche bereits die Schule besuchen — als ob man um jeden Preis verhüten müsse, daß sie nur einen kleinen Rest von Familienleben genössen. Man behauptet, daß diese armen Kinder öfters die elterliche Wohnung verschlossen finden, wenn sie aus der Schule zurückkommen, weil die Eltern der Arbeit nachgegangen sind; daß sie zu Hause in der elenden Kellerwohnung oder Dachkammer unmöglich ihre Schularbeiten anfertigen oder überhaupt nur gesund und glücklich leben können, und öffnet ihnen deshalb den Knabenhort. Hier werden ihre Arbeiten beaufsichtigt, ihre Spiele geleitet; hier empfangen sie Milch und Brödchen und schöne Weihnachtsgeschenke; die Aufseher dieser Anstalten führen ihre Zöglinge auf den Turnplatz und auf die Eisbahn. Es sind vornehmlich die Kinder armer Wittwen, auf welche man es mit diesen Anstalten abgesehen hat. Aber wohin sollen wir denn zuletzt noch kommen, wenn man jetzt bereits anfängt, die Arbeiterjugend zu kasernieren? Und wäre es nicht besser, wenn man die armen Wittwen mit ein paar Groschen unterstützen wollte, damit sie von der Fabrikarbeit absehen und lieber ihre Kinder ordentlich beaufsichtigen können, statt daß man um teures Geld ein Lokal mietet und

einen Aufseher, damit ein Dutzend Kinder dort zeitweilig untergebracht werden? Freilich wendet man da wieder ein, daß eine arme Wittwe zu schwach ist, um einen wilden Jungen zu regieren. Leider, das heutige Geschlecht ist über die Maßen schwach! Es ist wirklich etwas trauriges um diese Leute: sie können weder ihre Kinder selbst erziehen, noch können sie sich selber mit ihrem Hause erhalten, noch können sie sich selbst eine Arbeit suchen — überall brauchen sie eine Hilfe. Man darf sich freilich über diese allgemeine, verächtliche Schwäche nicht wundern, weil dieses Geschlecht es versäumt, die Quellen sich zu erschließen, wo die wahre, die unüberwindliche Kraft fließt. Jeremias Gotthelf hat mit seinem Bedenken gegen die Erziehungsanstalten vollkommen recht, wenn er fürchtet, daß sie nur jene heilige Gotteskraft ersticken werden, die er manchmal grade bei den Schwächsten und Geringsten gefunden hat. Er schreibt: „Man hat sich oft gewundert, mit welcher klaren Umsicht und großen Energie Wittwen die Zügel großer Haushaltungen faßten und führten, wie ernst und fest sie ihre Kinder erzogen, wie mächtig sie dem Schmerze geboten, der doch sichtlich ihren Körper schüttelte. Wer dabei gewesen wäre, in jenen stillen, langen Nächten, gesehen hätte, wie sie mit ihrem Schmerze, wir möchten fast sagen, mit Gott gerungen hätten, bis sie zu der Kraft und Klarheit gekommen, welche sie üben bis zum Grabe, durch welche sie hineinglänzen in das Andenken der Ihren, wie Sterne in der Nacht, der würde sich nicht wundern, woher ihnen das Wesen gekommen, welches niemand in ihnen ahnt, welches so segensvoll wirkt."

Ja, es sind vielerlei schlimme Einflüsse, welche von dieser übermäßigen Anstaltserziehung auf beide, Eltern und Kinder, ausgehen; für die Letzteren noch bedenklicher, als für die Ersteren. Frühzeitig werden die Kinder der Arbeiter schon daran gewöhnt, in der Masse zu leben. Sich allein zu beschäftigen, von anderen sich abzuschließen verstehen sie gar nicht mehr. Sie müssen immer unter Kameraden sein, um mit ihnen zugleich regiert und kommandiert zu werden. Dadurch wird jede Selbständigkeit des Charakters untergraben, jede originelle Ausprägung der Persönlichkeit verhindert. Nur bei den Bauern, die sich mit ihren Kindern stolz in ihren Gütern abschließen, findet sich noch jener eigentümliche Trotz und Eigensinn, welcher dem Staatsmann oder dem Pfarrer zuweilen sehr unbequem werden mag, dem Socialpolitiker aber gradezu unbezahlbar ist. Die Arbeiterjugend der Stadt wird mehr und mehr nach der Schablone erzogen. Diese Menschen gleichen den Kieselsteinen, welche durch die fortwährende

Reibung mit ihres Gleichen sich schön abgeschliffen und abgerundet haben. So ist freilich das Scharfe und Spitzige und Schroffe verwischt, aber die glatten Steine sind nun auch das willenlose Spielwerk der rauschenden Wellen. Aus den Erziehungsanstalten gehen die Schablonenmenschen hervor, die immer mit dem Strome schwimmen und von jedem Wellenschlag der politischen Bewegung sich forttragen lassen. Diese Leute sind begehrlich, anspruchsvoll und verwöhnt, müssen immer in der Masse leben und brauchen beständig jemand, der sie regiert und kommandiert — sie bilden das bequemste Material für die socialdemokratische Parteidressur. Deshalb sind auch die Socialdemokraten weit entfernt, etwa die Erziehungsanstalten zu bekämpfen; sie begrüßen dieselben vielmehr als die willkommenen Vorfechter im Kampfe gegen die Familie. So schreibt z. B. Bebel in seinem Buche „Die Frau" über die Erziehung der Kinder im Zukunftsstaate, im Anschluß an die bereits citirte Stelle: „Größer geworden harren seiner die Altersgenossen zu gemeinsamem Spiel und unter gemeinsamer Obhut. Wieder ist vorhanden, was nach dem Stande menschlicher Kenntniß und Einsicht für geistige und körperliche Entwickelung geleistet werden kann. Mit den Spielsälen kommen die Kindergärten, später kommt die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens und der menschlichen Thätigkeit. Geistige und körperliche Arbeit, gymnastische Uebungen und freie Bewegung auf dem Spiel- und Turnplatz, auf der Eisbahn, im Schwimmbad, Uebungsmärsche und Ringkämpfe und Exercitien für beide Geschlechter folgen sich abwechselnd und ergänzend."

Nach diesen schlagenden Zeugnissen aus unsres schärfsten Gegners Munde brauchen wir eigentlich kein Wort mehr hinzuzufügen. Weder die Reichswaisenhäuser, welche die zarten Pflänzlein der Kinder ihrem heimatlichen Boden entreißen, und in die Treibhausluft ihrer Erziehungspaläste versetzen, um sie dort mit dem schaalen Wasser einer konfessionslosen Religion zu nähren, noch die Kinderheime, welche die Kinder ihrem wahren Heim entfremden, noch die freien Eisbahnen oder Spielhallen — Schöpfungen, die übrigens alle mehr oder minder ihre Entstehung zahllosen Konzerten, Festen und Bällen verdanken — können die Schutzwälle gegen die siegreich vorrückende Socialdemokratie sein. Der Feind flieht nicht vor ihnen, nein, er begrüßt sie vielmehr mit freudigem Zuruf. Einzig und allein den Kinderbewahranstalten darf man das Zeugniß geben, daß der von ihnen ausgehende Segen den Schaden überwiege, welcher mit der Massenerziehung der Kinder

allerdings auch hier unwiderruflich verbunden ist. Denn in der Kleinkinderschule wirkt eine Erzieherin, welche durch die streng religiöse Zucht des Diakonissenhauses gelernt hat, allem irdischen Ehrgeiz zu entsagen und nur dem Reiche Gottes zu dienen; hier herrscht ein Geist, welcher die Rechte der Familie bescheiden achtet und nur aus Not in einen Teil ihrer Pflichten eintritt, und über Erzieherin und Kinder hält die christliche Kirche schützend ihre Hand, um allem zu wehren, was dem göttlichen Kinderfreunde zuwider sein könnte.

Wenn aber Bebel die Entwickelung überschaut, welche die Erziehung der Kinder neuerdings genommen hat, dann muß ihm sein Herz vor Freude hüpfen. Denn wahrlich, diese erziehungswütige, gedankenlose Humanität arbeitet seinen Idealen aufs prächtigste entgegen. Allein da der vielgenannte, socialdemokratische Parteiführer unter den Erziehungsanstalten den Kindergärten seine ganz besondere Freundschaft geschenkt hat, so verlohnt es sich wohl, diesen Instituten noch eine kurze Betrachtung zu widmen. So weit es sich dabei um die wissenschaftliche Theorie handelt, stützen wir uns hier auf das dreibändige Handbuch der Fröbelschen Erziehungslehre, welches die pädagogische Wissenschaft der Frau von Marenholtz-Bülow verdankt.

Man könnte zunächst glauben, daß ein evangelischer Geistlicher das ideale Streben der Kindergärten nur mit Freuden begrüßen müsse. Man belehrt uns ja, daß diese Anstalten kein geringeres Ziel verfolgen, als den Menschen zu seiner wahren Würde zu erheben, und in diesem löblichen Streben müßten sie ja mit der Kirche zusammentreffen. „Es ist vor allem die Kirche, die das Menschenwesen über die Schranken des Erdenlebens hinauszuführen bestimmt ist, welche die Fröbelsche Erziehung für ihre Zwecke benutzen und willkommen heißen sollte. In ihr wird das Ideal des Menschen, wie er werden und dereinst sein soll, in seiner höchsten Vollkommenheit, Christus, hingestellt zur Nachahmung für die Kinder Gottes, um zur Ebenbildlichkeit der Kinder Gottes hinaufzusteigen.“ So schreibt die beredte Verfechterin der Kindergärten und hält damit der evangelischen Kirche einen lockenden Köder vor. Doch so leicht läßt sich diese freilich nicht fangen. Die Kirche hat gegen die Fröbelschen Kindergärten mannigfache, sehr schwerwiegende Bedenken, über welche sie sich durch einige fromme Redensarten und gefällige Schmeicheleien schlechterdings nicht hinwegtäuschen läßt.

Zunächst ist die Anschauung von dem Menschen, wie sie uns hier entwickelt wird, der kirchlichen Dogmatik durchaus fremd. Die Fröbelsche

Pädagogik unterscheidet ein Kind der Natur, ein Kind des Menschen und ein Kind Gottes, und rühmt von dem letzteren, daß es sich über den Menschen als ein Teil der Menschheit erhebe. Wie ein Mensch sich über seine eigene Menschheit erheben könne, ist uns zunächst völlig unverständlich; dieses Kunststück ist eigentlich nur dem Münchhausen gelungen, als er an seinem eigenen Zopfe in die Höhe kletterte. Das christliche Ideal der Erziehung besteht vielmehr darin, daß ein Mensch in das Bild des Gottmenschen verklärt werde; dieser aber hat nicht etwa den Menschen über sich selbst hinaus gehoben, sondern er hat sich selbst vielmehr in die Menschheit herabgelassen und so erst den wahren, vollkommenen Menschen dargestellt. Allerdings ist es des Menschen höchstes Ziel, ein Kind Gottes zu werden; und diese Kindschaft Gottes erlangt er durch die heilige Taufe. Von dem Sakrament der heiligen Taufe aber und ihren Gnadenwirkungen weiß die Fröbelsche Erziehungsmethode nichts; die Gotteskindschaft ist hier nur das Resultat einer pädagogischen Weisheit, von welcher die Welt vor Fröbel noch nichts gewußt hat. „Fröbel ist der Entdecker des natürlichen Entwickelungsganges der Menschenseele von ihrem Eintritt in das Dasein an. Ist die Befähigung zu einer guten Erziehung der Kinder allgemeine Menschenpflicht, so muß es auch Pflicht sein, die künftigen Eltern zur Erfüllung der damit verbundenen Obliegenheiten durch ihre eigne Erziehung zu befähigen. Und das ist bisher vollständig versäumt worden. Die wahre Wissenschaft der Mütter ist von Fröbel begründet, um den unerhörten Verkehrtheiten unsres Erziehungswesens an die Wurzel zu greifen, und damit namenloses Elend aller Art zu verhüten." Diese Sätze enthalten in jedem Worte eine Anmaßung und eine Beleidigung der christlichen Kirche. Der natürliche Entwickelungsgang des Menschen ist durchaus nicht erst von Fröbel entdeckt, sondern er ist vielmehr von Gott selbst geoffenbart und von der Kirche gepredigt worden, seitdem die heiligen Apostel in großartigen Zügen und weltumfassenden Gemälden die gewaltige Geschichte von des Menschen Fall und Wiederbringung durch Jesum Christum gezeichnet haben. Von Anfang haben denn auch die Väter der Kirche, ein Chrysostomus und ein Clemens von Alexandrien, reiche Schätze christlicher Erziehungsweisheit in ihren Schriften niedergelegt. Und wer da bedenkt, daß die christliche Kindererziehung eben in jüngster Zeit einen wichtigen Gegenstand der evangelischen Predigt und Seelsorge bildet, daß einzelne Geistliche, z. B. Wilhelm Hofacker, in ihren Predigten gradezu Musterwerke pädagogischer Weisheit dargeboten

haben, daß die sogenannte Schulpredigt regelmäßig in Sachsen am Sonntage Misericordias Domini die Erziehungsfragen behandelt, der muß sich über die pädagogische Anmaßung wundern, welche behauptet, es sei bisher vollständig versäumt worden, die Eltern für ihren Erzieherberuf tüchtig zu machen. In der kleinen Schrift z. B. von Thiersch über christliches Familienleben findet sich mehr gediegene, pädagogische Weisheit, als in dem ganzen, dreibändigen Werk der B. von Marenholtz-Bülow.

In den nachfolgenden Ausführungen werden wir nun kurz beweisen, daß nichts so wenig natürlich sein kann, als die „naturgemäße" Erziehung Fröbels. Ist denn überhaupt dieser Kindergarten, welcher drei- bis sechsjährige Kinder ihren Eltern entreißt, um sie mit einigen Dutzend andrer Kinder in ein Schullokal zusammenzupferchen, etwas natürliches? Warum läßt man die Kleinen nicht ruhig bei ihren Eltern und Geschwistern? Welche Antwort giebt unser pädagogisches Orakel auf diese Fragen? „Die Gemeinsamkeit der Kinder, wie der Kindergarten sie als gesetzlich geregelte Gemeinde schon der frühesten Kindheit darbietet, ist notwendig zu der vom Christentum geforderten Ueberwindung der Selbstsucht und um aufopfernde Nächstenliebe zu erwecken. In der Familie allein wird höchstens Familienegoismus großgezogen." Ein Geistlicher, der diesen Satz liest, fällt aus einem Erstaunen in das andre. Also der Kindergarten ist die gesetzlich geregelte Gemeinde! Davon schreibt unsres Wissens St. Paulus nichts. Muß man denn überhaupt so kleine Kinder schon gesetzlich regeln? Und der Kindergarten ist notwendig zu der vom Christentum geforderten Ueberwindung der Selbstsucht! O wehe über uns unglückliche Kreaturen, die wir keinen Kindergarten besucht haben — so werden wir nun wohl auch, von Selbstsucht erstickt, auf unsre Christenkrone Verzicht leisten müssen. Und schließlich wird in der Familie nur der Familienegoismus großgezogen! Also hat unser Heiland dem Familienegoismus ein Beispiel geben wollen, als er bis zu seinem öffentlichen Auftreten still bei Vater und Mutter zu Hause lebte und ihnen unterthan war? Oder Paulus, wenn er den Kindern befiehlt, daß sie ihren Eltern gehorchen sollten! Man denke auch an die Mahnung, welche St. Petrus in seinem 2. Briefe im 7. Verse des 1. Kapitels seinen Freunden erteilt hat, daß sie in der brüderlichen Liebe die allgemeine Liebe darreichen sollen. Die Liebe entfaltet ihre Kraft nur allmählich. Zunächst erstreckt sie sich auf die unmittelbare Umgebung des Menschen, um von da weiter und weiter zu dringen.

So lernt ein Kind zunächst Vater und Mutter lieben, Bruder und Schwester, danach die im Hause verkehren, Oheim und Tante und die Spielkameraden. Im Kreise der Familie wächst jene zarte Liebeskraft heran, womit der Mensch später Nachbarn und Gemeindegenossen und zuletzt die ganze Menschheit umfaßt. Es muß im menschlichen Leben alles schrittweise gehen; und wenn ein Kind in den ersten sechs Jahren seines jungen Daseins ordentlich gelernt hat, Vater und Mutter, Bruder und Schwester zu lieben, so hat es gerade genug gelernt. Wird es aber vorzeitig den Eltern und Geschwistern entrissen, so kann die Liebeskraft sich gar nicht ausbilden, unter der Kindermasse des Kindergartens wird sie gradezu erstickt. Es ist ebenso, wie wenn man ein Vöglein zu früh aus seinem Neste nimmt oder ein Füllen zu zeitig an den Wagen spannt: es wird gemeiniglich ein Krüppel daraus. Und das ist eben das Traurige an dem heutigen Geschlecht, daß es die Kraft inniger, warmer Familienliebe nicht mehr empfindet: die Eltern sind nicht mehr gewohnt, für ihre Kinder sich aufzuopfern, und die Kinder zeigen keine Anhänglichkeit mehr an Eltern und Geschwister. So zerreißen alle zarten Bande, welche die Glieder des Hauses umschlingen sollen; und wie die Menschen kein Vaterhaus mehr haben, so haben sie auch kein Vaterland mehr. Die Behauptung, daß in der Familie nur der Familienegoismus großgezogen werde, ist beinahe socialdemokratisch.

Auf ebenso schwachen Füßen stehen die übrigen Theorien, welche den Kindergarten stützen sollen. Man behauptet, daß man die Gaben und Kräfte der Kinder in geregelte Bahnen lenken müsse, um sie dem Berufe des Menschen, etwas nützliches zu arbeiten, dienstbar zu machen. Der Kindergarten soll also eine Schule der Arbeit sein. Nun zeige die Kulturgeschichte, daß die Arbeit der Bauern und der Handwerker die erste und ursprüngliche unter allen Arbeiten sei. Auf diese müsse also der Kindergarten seine Zöglinge hinlenken. Allein das Kind arbeite nicht wirklich, sondern es spiele. Also müsse man auch die genannten Arbeiten in Spiele verwandeln. Und so spielen denn die kleinen Kinder dort Bauer, Zimmermann, Maurer, Bäcker, Schuster, Koch, Waschfrau u. s. w. Werden auf diese Weise die Kinder schon frühzeitig im Kindergarten zur Arbeit gewöhnt, so „möchte die in den unteren Klassen hervortretende Arbeitsscheu, die zu unzähligen Verbrechen führt, zu besiegen sein“. Wer lacht da? Dem geneigten Leser ist jedenfalls von vornherein klar, daß Arbeit und Spiel, solange die Welt steht, zwei entgegengesetzte Dinge sind. Wenn das Kind anfängt

zu arbeiten, dann muß es aufhören zu spielen. Eine Arbeit, die spielend erlernt oder vollbracht werden soll, ist keine Arbeit. Die Philanthropisten haben sichs freilich seinerzeit eingebildet, daß sie die Kinder spielend zur Arbeit erziehen könnten; allein ihre ganze Erziehung ist eben auch nicht viel mehr gewesen, als eitel Spielerei. Mit der Erziehung zur Arbeit im Kindergarten ist es also nichts. Wenn der Bauernjunge, der kaum laufen kann, schon mithilft die Kühe austreiben, oder das Töchterchen neben der Mutter die Hände ins Aufwaschfaß taucht, um Teller und Schüsseln zu reinigen, dann lernen sie arbeiten. Die Arbeit kann man nur bei der Arbeit erlernen, aber nicht beim Spiel; spielend wird die Arbeit nur im Staate Bebels gelernt.

Allein durch diese Spiele des Kindergartens soll die Phantasie der Kleinen, die sonst wild umherspringt, in geordnete Bahnen eingelenkt werden. Deshalb wird der Bauer ordentlich ausgespielt mit allen seinen Beschäftigungen, mit Säen und Mähen und Dreschen und Essen und Schlafen, und so auch jeder Handwerksmann. Es hat alles eine hübsche, wohlgeordnete und gutstudierte Art. Da möchten wir doch zunächst bemerken, daß eine geregelte Phantasie einfach ein Widerspruch in sich selber ist. Dies ist eben das Eigenthümliche der Phantasie, daß sie wild und regellos unaufhörlich von einem Gegenstande zum andern springt. Namentlich die kindliche Phantasie ist in dieser unermüdlichen Jagd begriffen, ohne einen Gedanken, den sie erfaßt, jemals auszuspinnen. Man beobachte einmal den kleinen Kerl, der dort mit seinem Vater im Garten spielt. Jetzt ist er der große Hund, der knurrend und bellend auf den Vater losfährt, im nächsten Augenblicke ist er wieder der Nachbar, der mit einem freundlichen Schöngutentag beim Nachbar eintritt, gleich darauf miaut er wieder als ein Kätzchen und springt nach dem Mäuschen, um sich im nächsten Augenblicke in die Bertha oder Emilie zu verwandeln, die auf den Markt geht, um einzukaufen. Das geht alles wild und toll durcheinander in dem kleinen Köpfchen; und dennoch, wiewohl die Phantasie unaufhörlich ihre tollen Sprünge macht, geht sie nie über einen bestimmt abgeschlossenen Kreis hinaus, nämlich über den Kreis derjenigen Vorstellungen, welche sich das Kind zu eigen gemacht hat. So sieht sich also wohl das Kind des Seemanns auf dem Schiffe, und das Kind des Pfarrers fängt an, auf seinem Stuhle zu predigen; allein es wird ihnen nie einfallen, die Rollen zu tauschen, denn was das Kind nicht gesehen und begriffen hat, kann es auch nicht spielen. Bei

Fröbel aber müssen alle Kinder alle Handwerke zugleich spielen. Er hat etwa einmal gesehen, wie ein Kind dem Bauer nachahmte. Flugs greift er diese einzelne Phantasie dieses einzelnen Kindes auf, stutzt ihr die Flügel schön zurecht und spannt sie vor den Wagen seiner pädagogischen Theorien. So müssen die kleinen Stadtkinder flottweg Bauer spielen, obgleich sie vielleicht in ihrem Leben noch keinen ächten Bauern gesehen haben, und zwar systematisch durch vom Ackerpfluge bis zur Mühle; und die Kinder der Fabrikarbeiter spielen Koch und Bäcker, wiewohl sie vom Kuchenbacken noch gar keine Ahnung besitzen. Natürlich ist hier von Phantasie gar keine Rede; im Gegenteil, die Phantasie wird durch diese mechanische Dressur vollständig lahm gelegt. Wenn die berliner Kinder frei ihrer Phantasie folgen, dann spielen sie Asphaltdroschke, aber nicht: „Willst du wissen, wie der Bauer“ ...

Diese vortreffliche „naturgemäße“ Erziehung hat nun auch ein förmliches System von Beschäftigungsspielen ersonnen, bei welchem die Stäbchen, die Klötzchen, die Bällchen und Fädchen eine große Rolle spielen. Weil Kugel und Walze und Würfel die Grundformen der Natur sind, darum werden sie den Kindern in die Hand gegeben, um daran die Natur zu studieren. Nun ist es aber doch gewiß, daß diese Grundformen in der Natur fast niemals in ihrer reinen Gestalt vorkommen. Die Natur bindet sich nicht an diese einförmigen Typen, sondern zeigt vielmehr die größte Mannigfaltigkeit. Und diese Mannigfaltigkeit ist es auch, wonach des Kindes Herz begehrt: die Bäumchen, die Pferdchen, die Häuschen sind seine Lust, während es Baukasten und Ball bald satt bekommt. Am liebsten sind den Kindern erfahrungsmäßig solche Spielwerke, bei denen sich irgend etwas bewegt, bei denen man irgend eine Untersuchung anstellen kann und bei denen womöglich sich auch etwas entzwei machen läßt. Diese langweiligen, gradlinigen und steifen Formen der Fröbelschen Beschäftigungsspiele aber bieten weder seinem Gemüte noch seiner Phantasie die entsprechende Nahrung. Und wenn das Lehrbuch der Fröbelschen Erziehungslehre zeigt, wie aus dem Baukasten von vierjährigen Kindern eine Säulenreihe, ein Portal, ein ägyptisches Tor, ein römischer Tempel und andre „Lebensformen“ gebaut werden können, so soll uns nur keiner glauben machen, daß wir hier eine naturgemäße Erziehung vor uns haben.

Die sämmtlichen Bewegungsspiele werden übrigens mit schönen Verschen begleitet, welche ebenso sinnreich und poetisch sind, wie die

Mutter- und Koselieder. Was sagt der geneigte Leser z. B. zu dem folgenden „Schmeckliedchen“?

Doch den bittern Mandelkern
Den hats Kindchen auch noch gern.
Bittres ist dem Kind gesund,
Ziehts ein wenig auch den Mund.
Bittres oft das Kind begrüßt,
Leben es doch bald versüßt.

Fürwahr sehr kindlich, sehr sinnig! Als wir noch im Kinderkleidchen durch die Welt schwärmten, da ist es wohl auch vorgekommen, daß wir etwas bitteres zwischen die Zähne bekamen; wir aber haben das Bittere einfach wieder ausgespien, und nicht erst darüber philosophiert, daß das Leben die Bitterkeit bald wieder versüßen wird. Ebenso pedantisch-schulmeisterlich behandelt Fröbel auch das Spiel mit den fünf Fingern, welche die verschiedenen Glieder des Hauses darstellen sollen:

Das ist die Mutter lieb und gut,
Das ist der Vater mit frohem Mut,
Das ist der Bruder, lang und groß.
Das ist die Schwester mit Püppchen im Schoß,

Und dies ist das Kindchen noch klein und zart,
Und dies die Familie von guter Art,
Die mit sinniger, einträchtiger Kraft
Das Rechte und Gute mit Freuden schafft.

Nun lassen wir einmal diese einträchtige, sinnige Fingerfamilie Fröbels, und schauen wir uns um, wie denn die ächte Volkspoesie die fünf Finger zum Kinderspiel verwendet. Da erzählen z. B. die siebenbürgischen Mütter ihren Kindern folgendes Märchen von seinen fünf Fingerchen:

Dies ging in den Busch,
Dies fing ein Häschen,
Dies bracht es heim,
Dies briet es,
Der dicke Butta (Daumen) fraß es.

Und wenn das Kind nicht schlafen will, so singen sie ihm ein Schlafliedchen:

Schlaf, Hanzi, schlaf,
Die Vögel singen im Hof,
Die Katzen spinnen auf dem Herd,
Du bist mir tausend Gulden wert,
Schlaf, Hanzi, schlaf.

Oder

Susi, Susi, Sigelchen,
Der Vater schoß ein Vögelchen,
Er schoß es in dem grünen Wald,
Susi, Kindchen, schlaf nur bald.

Das ist ächte Volkspoesie. Wir glauben allerdings nicht, daß die siebenbürgischen Mütter zuvor bei Herrn Fröbel sich Unterricht darüber erbitten, welche Empfindungen sie denn bei ihren Liedchen im Herzen haben sollen. Der Herr Schulmeister versäumt es nicht, auch darüber ausführlich zu docieren; er bringt die „Empfindungen der Mutter beim Anschauen ihres erstgebornen Kindes" u. s. w. in wohlgestellte Reime, damit auch die Gefühle des Herzens immer hübsch geregelt und geordnet aufmarschieren.

Schließlich müssen nun diese pädagogischen Künste auch einmal öffentlich gezeigt werden, damit sie den Zoll der Bewunderung beim Publikum einheimsen. Dies geschieht bei den Sommer- und Weihnachtsfesten. In einem Alter, wo wir noch steif und fest an den heiligen Christ und an den Knecht Ruprecht geglaubt haben, sind die Fröbelschen Kinder bereits so verständig, daß sie ihren Eltern eine förmliche Bescheerung auf den Tisch hinsetzen, und dabei die ganze Süßigkeit des Gebens und Mitteilens in ihrem wohlgeschulten Herzen empfinden. Bei dieser Gelegenheit wird dann nun auch eine kleine Komödie aufgeführt: es rudert etwa ein Kind als Weihnachtsengel mit seinen Aermchen im Saale umher, oder Schneewittchen wird von den kleinen Akteurs in einem reizenden, lebenden Bilde dargestellt. Natürlich sind die eitlen Eltern von diesen reizenden Gruppen und Bildern völlig hingerissen, und der Effekt der Weihnachtsbescheerung verbürgt dem Kindergarten wieder ein gutes Geschäftsjahr.

Vielleicht lächelt der geneigte Leser über diese Schilderungen einer Erziehungsanstalt, die sich doch so hoher Beliebtheit in den gebildeten Kreisen erfreut, und schreibt dieselbe auf Rechnung eines ungerechten Vorurteils gegen die Anstaltserziehung überhaupt. Dieses Mißtrauen zwingt uns, nach Männern von Urteil und Erfahrung umzuschauen, welche unsre Ansichten teilen. Wir sind in der glücklichen Lage, deren mehrere, und zwar Namen von bestem Klange anführen zu können. Zuerst geben wir billig dem Pädagogen das Wort. Der berühmte Karl von Raumer schreibt in seinem Buche „Die Erziehung der Mädchen":

„Welche Aufgabe ist es, eine in der Stube zusammengesperrte

Kindermasse vor Langeweile zu bewahren, zu beaufsichtigen und zu regieren! Kann doch eine Mutter mit vier oder fünf Kindern kaum fertig werden; die größeren müssen ihr im Amt beistehen.

Leider weiß man sich zu helfen; aber wie? Auf Schulbänken, an Schultischen müssen die armen Kleinen, welche sonst bis zum sechsten Jahre Ferien und dennoch keine Langeweile hatten, still sitzen und lernen. Man sagt zwar: es sei nur eine Vorschule der Schule, näher betrachtet ist es immer eine Schule. Wenn eine treue Mutter den Kindern zu Hause einen Vers vorsagt, so ist das ein unschuldiges heimliches Lehren und Lernen. Wie anders ist es meist in solcher Schule, wenn eine Menge kleiner Kinder in corpore auswendig lernt, aufsagt, aufsingt!

Wie mancher Lehrer meint auch: er müsse die Kinder dressieren, um sie producieren zu können; alle unscheinbare, stille Entwickelung ist ihm gleichgiltig. Ja, gestehen wir es nur, eine solche Entwickelung ist auch hier und da dem, zu solchen Schulen beisteuernden Publikum ziemlich gleichgiltig; es will Früchte seiner Beisteuer sehen, wären diese Früchte auch Sodomsäpfel, außen rotbäckig, innen tote Asche. Wehe den Lehrern, welche darauf ausgehen, diese armen Kleinen und ihre eigenen Künste in den Kleinen sehen zu lassen, welche sie abrichten, daß sie beim öffentlichen Examen ja allen und jedem Besuchenden mit einer in so jungen Jahren ganz unnatürlichen, widerwärtigen Schauspielerkeckheit und Ziererei, vorsingen, vordeklamieren, ja vorbeten müssen. So bringt man den Bejammernswerten ein Gift bei, an welchem sie zeitlebens hinsterben, eine ganz gemütlose, häßliche Eitelkeit; so bildet man Kinder, die sich nicht etwa an Gedichten und Erzählungen freuen, sondern am Lobe, das sie einernten, wenn sie mit einexercierter Naivetät dergleichen hersagen, ja, welche die Augen verdrehen, wenn sie den Leuten vorbeten, während die letzte Spur der Andacht in ihnen erloschen ist, die ein frommes Kind fühlt, wenn eine fromme Mutter es „im Kämmerlein" vor dem Einschlafen sein Abendgebet sprechen läßt.

Da wäre es freilich besser, wenn die Jugend unter der Aufsicht der ganzen Stadt auf Straßen und Plätzen aufwüchse."

Hiernächst lauschen wir dem Urteil des Theologen über die alles Familienleben verdrängende, öffentliche Erziehung. Josias Thiersch schreibt in seinem Buche „Ueber christliches Familienleben":

„Es ist schlimm, wenn sich Vater und Mutter, denen die Erziehung des Kindes obliegt, auf den Priester, aber es ist noch schlimmer,

wenn sie sich auf den Schullehrer verlassen. Und doch ist dieses Unheil noch weiter als jenes verbreitet und hat in Deutschland eine solche Höhe und Allgemeinheit erreicht, daß es außer aller menschlichen Macht zu stehen scheint, dem Uebel zu steuern. Das Kind möglichst früh in die Kleinkinderbewahranstalt, dann in die Schule zu schicken, der Schule so viel wie nur immer sein kann zu überlassen, sich dadurch die Erziehungsarbeit entweder ganz vom Halse zu schaffen oder so bequem als möglich zu machen — dies sind die verderblichen Grundsätze, nach denen deutsche Eltern zu handeln pflegen. Die Grundsätze wurzeln in der sittlichen Trägheit und irdischen Gesinnung des natürlichen Menschen, der sich alle höheren Lebensaufgaben möglichst ferne hält, sie werden durch das allgemeine Vorurteil bestärkt und durch die diesem Vorurteil entsprechenden Gesetze in dem Maße besiegelt, daß sich selbst der, welcher bessrer Einsicht fähig ist, der Macht des üblen Herkommens selten entziehen kann."

Hierauf geben wir dem Arzte das Wort. Dr. von Ammon schreibt in seinem Buche „Die ersten Mutterpflichten":

„Gewiß kann nicht oft und nicht streng genug über die immer mehr einreißende Unsitte mancher Mütter geeifert werden, sich ihrer Kinder so bald und so viel als möglich zu entledigen und von sich auf sogenannte Kindergärten und Spielschulen zu übertragen. Dieselben können die häusliche Erziehung, das Leben in der Familie nie ganz ersetzen; Mütter, die gesund und kräftig sind und in gesunden Verhältnissen leben, dürfen nie aus Bequemlichkeit sich der Erziehung der Kinder im Hause entziehen, für sie dürfen diese modernen Kindererziehungsanstalten nicht vorhanden sein. Dagegen sind gut überwachte Kinderbewahranstalten eine wahre Wohlthat in den Fällen der Ausnahme, wo Eltern nicht im stande sind, ihre Kinder selbst zu erziehen".

Aehnlich äußert sich auch der bereits erwähnte Dr. med. Taube in Leipzig:

„Die Schule erhebt so viel Ansprüche an unsre Jugend, daß ihr bis zum sechsten Jahre ein Nichtsthun zu gönnen ist. Dabei erlangen die Kinder in den Spielschulen eine unangenehme Selbständigkeit, und ist mir öfters von Lehrern versichert worden, daß sie am liebsten die Kinder direkt aus dem Elternhause empfingen".

Den Schluß dieser einstimmigen Verwerfungsurteile der Kindergärten bildet die Aeußerung des Nationalökonomen. Dr. jur. Roscher schreibt:

„Fragt man nach den Früchten einer solchen Anstalt, so wird man heutzutage oft und gern auf die Prüfungen und Feste verwiesen. Allein derartige Schaustellungen gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten, die gewöhnlich durchaus nicht das Resultat innerer Durchbildung, sondern äußerlichen Eintrichterns sind, ziehen sehr leicht Eitelkeit und Prunksucht groß".

Man sieht, daß der Kindergarten vor dem Gericht dieser Männer, deren Urteil uns gewiß von bedeutendem Gewichte sein muß, schlechterdings keine Gnade findet. Nur die Kinderbewahranstalten will man als Notanstalten gelten lassen, unter der Voraussetzung, daß sie gut beaufsichtigt werden. Aber wie? Wenn wir so schonungslos an der Vernichtung der Kindergärten arbeiten — wer von uns will die Verantwortung für die Thränen und Verwünschungen von jenen hundert und tausend jungen Damen tragen, denen wir grausam ihr ohnedies so karges Stücklein Brod rauben? Es hilft nichts. Wir können nicht wider die Wahrheit. Was die Verteidiger des Kindergartens von der neuen Erziehungsepoche rühmen, die er eröffnet haben soll, ist und bleibt eitel Spiegelfechterei. Der Anspruch, daß der Kindergarten dereinst als notwendiges Zwischenglied zwischen Familie und Schule eintreten soll, ist ein für allemal zurückzuweisen. Auch hat es mit diesen Hoffnungen vorderhand noch gute Wege; verschiedene Kindergärten, die zuerst mit großem Aplomb auftraten, sind bereits ganz in der Stille wieder verschwunden. Dagegen könnte man dem Kindergarten als Notanstalt neben der Kinderbewahranstalt allerdings noch ein Plätzchen in der Gesellschaft einräumen, vorausgesetzt, daß er seine ganze, falsche Grundlage aufgiebt und sich auf den gleichen Boden mit der Kinderbewahranstalt stellt. Dann würde der Unterschied zwischen beiden Erziehungsinstituten nur ein äußerlicher sein. Die Kinderbewahranstalt öffnet den Kindern der Fabrikarbeiter ihre Pforten, der Kindergarten denen der Handwerker. Jene behält ihre Zöglinge den ganzen Tag über, dieser entläßt sie zur Mittagsstunde, damit sie bei ihren Eltern speisen. Auch der kleine Handwerker ist oft nicht in der Lage, seinen Kindern die erforderliche Pflege zu widmen. Während er in der Werkstatt beschäftigt ist, muß seine Frau das Ladengeschäft besorgen. Und er hat ganz Recht, wenn er seine Kinder nicht mit denjenigen der Fabrikarbeiter zusammenwürfeln lassen will — es bleibe jeder in seinem Stande! Dies ist ohne Zweifel auch der Gedanke des berühmten Pädagogen Palmer, wenn er behauptet, die Einrichtung einer Kinderbewahranstalt und die Behandlung der Kinder

könne wesentlich keine andre sein, als sie es auch für Kinder aus rechtschaffenen und gebildeten Familien wäre.

Wie soll sich nun der Geistliche zu der Erziehungsanstalt stellen? Nur dann, wenn die Notwendigkeit einer solchen unbedingt nachgewiesen ist, soll er seine Hand zur Gründung derselben darbieten. Dabei aber sind zwei Bedingungen zu erfüllen. Einmal muß der Pfarrer fordern, daß ihm bei der Leitung der Anstalt ein maßgebender Einfluß zugesichert wird, und zum andern soll er darauf dringen, daß die materielle Stellung der Leiterin ein für allemal im voraus gesichert werde, damit sie nicht gezwungen ist, auf die Gunst des Publikums zu spekulieren. Werden diese Bedingungen nicht zugestanden, dann hat er die Beteiligung an der Gründung der Erziehungsanstalt abzulehnen.

Leider haben sich die evangelischen Geistlichen nicht immer von diesen nüchternen Erwägungen leiten lassen. Gedankenlos dem Strome der Zeit folgend haben sie vielmehr die Gründung der Erziehungsanstalten mit Eifer betrieben oder wenigstens bereitwillig unterstützt, und müssen nun die bösen Früchte dieser Fehlgriffe ernten. Geheimräte und Großkaufleute, Fabrikanten und Handwerker haben sich der Erziehungsanstalten bemächtigt, um dort eine pädagogische Weisheit loszulassen, welche dem Fachmann die Haare sträuben macht; daneben haben sich allerlei Erzieherinnen von zweifelhafter Bildung eingedrängt, welche kein Bedenken tragen, das freie Gewerbe ihrer Kunst durch allerlei Reklame möglichst zu heben und ihre oft recht schmalen Einkünfte durch Nebengeschäfte zu verbessern. Diesem Unfug konnten die Staatsregierungen nicht mit geschlossenen Augen gegenüberstehen. Die Erziehungsanstalten sind hier und da bereits unter fachwissenschaftliche Aufsicht gestellt worden, welche nun natürlich nicht dem Pfarrer, sondern dem Schulrat zugesprochen wurde. Die weitere Entwickelung läßt sich denn mit Leichtigkeit voraussehen. Es wird dahin kommen, daß sämmtliche Erziehungsanstalten, um sie vor Pfuscherei zu schützen, einer fachwissenschaftlichen Aufsicht untergeordnet werden. Dann wird um die Erziehungsanstalt ein eben so heftiger Streit entbrennen zwischen Staat und Kirche, wie um die Schule, und es ist klar, daß der Staat aus diesem Streite als Sieger hervorgehen wird. Für die Kirche ist dann abermals ein wichtiges Gebiet der Volkserziehung verloren gegangen. Hätte man die Kinder ruhig bei ihren Eltern daheim gelassen, so würde niemand der Kirche den stillen Einfluß streitig gemacht haben, den sie durch Predigt und Seelsorge auf die Erziehung der Kinder ausübt.

Uebrigens hat sich die Kirche auch mit den Erziehungsanstalten einen gefährlichen Konkurrenten groß werden lassen. Wir evangelische Geistliche sind bisher immer der Meinung gewesen, daß es der Beruf der Kirche sei, die verschiedenen Stände mit dem Bande der Liebe zu umschlingen und ihre Glieder alle den Weg des ewigen Heils zu führen. Dieser Ruhm wird neuerdings an einer Stelle von den Kleinkinderschulen beansprucht, weil sie in ihren Räumen des Abends Besprechungen mit den Müttern der Kinder über ihren elterlichen Beruf anstellen. Und es ist kein Geringerer, als der vorhin genannte Dr. jur. Roscher, welcher die Erziehungsanstalten mit diesem der Kirche entlehnten Ruhme schmückt: „Rechte Kleinkinderschulen sind Erziehungsanstalten nicht blos für die Kleinen, sondern auch für die Eltern derselben und für die Vorsteher. Sie fordern das Bewußtsein dessen, daß die verschiedenen Teile des Volkes auf einander angewiesen sind und schließlich dem Einen Ziele nachstreben sollen, einst selig zu werden."

Wer die socialreformatorischen Bestrebungen der Bildungswelt, namentlich in Sachsen, beobachtet, der muß sich über die Kurzsichtigkeit derselben immer von neuem wundern. Mit den Erziehungsanstalten für kleine Kinder, die doch nur ins Kleine wirken können, glaubt man schier die ganze sociale Frage zu lösen. Alles andre wird darüber vergessen. Im April 1887 hielt der Socialdemokrat Kayser in Dresden einen Vortrag über die herrschende Wohnungsnot. Eine bedeutende Zuhörerschaft aus den Arbeiterkreisen lauschte seinen Ausführungen, welche eine der wichtigsten und brennendsten Fragen im Arbeiterleben behandelte. Fast zu gleicher Zeit tagte der Verein „Kinderhort" und vernahm mit Genugthuung den Bericht seines Vorsitzenden, daß die vier innerhalb des letzten Vereinsjahres neu gegründeten Kinderheime sich gedeihlich entwickelten. So trifft der Socialdemokrat jedesmal in den Kern der socialen Frage hinein, während im Lager der Bildungswelt und Humanität regelmäßig daneben geschossen wird. Natürlich ist es dem Socialdemokraten nicht ernstlich darum zu thun, die Wohnungsnot zu heben; er benutzt sie nur als Hebel, um die Arbeiter immer mobil zu erhalten. Dies gelingt ihm denn auch vortrefflich, während die Weisheit seiner Gegner noch immer vergebens auf die Früchte ihrer Thätigkeit wartet.

6. Kapitel.

Die allgemeine Aufgabe der Schule.

Wenn wir Schritt für Schritt den Menschen auf dem Gange seines Lebens begleiten, so treten wir nunmehr durch die Pforten der Schule ein. Daß wir bei dieser socialen Macht erst jetzt anlangen, das können uns die Socialpolitiker gewöhnlichen Schlages, wie sie in den Volksversammlungen und in den Zeitungen das Wort führen, unmöglich verzeihen. Sie sind fest überzeugt, daß ein richtiger Schulunterricht das A und das O jeder erfolgreichen Socialpolitik sein muß. In der richtigen Wahl der zu bearbeitenden Lehrfächer, der besten und erfolgreichsten Methode, der zweckmäßigsten Zusammensetzung des Stundenplanes liegt einzig und allein der Schlüssel des Geheimnisses verborgen, und es ist nicht zu begreifen, daß es die Staatsmänner bisher noch immer versäumt haben, in der Schule die Sonne der wahren und vollkommenen Volksbildung aufgehen zu lassen, vor deren glänzendem Lichte die trüben Nebel des Socialismus augenblicklich verschwinden müßten.

Freilich wird man vor allem nötig haben, sich von gewissen Anschauungen loszumachen, die aus einem obskuren, längst überwundenen Zeitalter sich in unsre Periode hereingestohlen haben. Die evangelischen Pädagogen, welche noch immer den ehemaligen Zusammenhang der Schule mit der Kirche nicht vergessen können, müssen schleunigst den Platz räumen, damit die Schule sich von keiner Fessel mehr beengt, völlig frei, nur ihren eigenen Gesetzen folgend, entwickeln könne. Allein obwohl man so in unmißverständlicher Weise uns evangelischen Geistlichen in der modernen Schule bereits die Tür gewiesen hat, so erlauben wir uns dennoch, im Folgenden die Lehren der evangelischen Pädagogik über das Wesen und die Aufgabe der Volksschule flüchtig zu entwerfen, damit dieselben unbefangen mit den Ideen der ungeduldigen Schulreformer verglichen werden können.

Es ist das einstimmige Urteil aller evangelischen Schulmänner, daß die Volksschule sich auf der sittlich-religiösen Grundlage aufbauen müsse. Demgemäß bildet der Religionsunterricht ihre wichtigste und höchste Aufgabe, während sie von weltlichen Künsten und Wissenschaften nur soviel in ihren Kreis hereinzieht, um eine genügende Grundlage darzubieten für die besondere Berufsthätigkeit, welcher ihre Zöglinge einmal zugeführt werden sollen. Die Schule hat sich also nach dem

Maße ihres Unterrichts den socialen Ordnungen anzuschließen, in welche der gange Bau der menschlichen Gesellschaft eingegliedert ist. Welches sind diese Ordnungen? Die breite Masse des Volkes wird von den Vertretern einer einfachen, körperlichen Arbeit gebildet, den kleinen Bauern, den Tagelöhnern, den Fabrikarbeitern. Diese bedürfen offenbar nur eines sehr bescheidenen Maßes von bürgerlichen Kenntnissen. Neben dem Religionsunterricht ist der Unterricht in der deutschen Sprache in dem Maße erforderlich, daß die Leute in den Stand gesetzt sind, eine einfache Geschichte, ein Lokalblatt, einen Brief zu lesen und sich mündlich und schriftlich verständlich und einigermaßen richtig auszudrücken. Ferner müssen ihnen die Grundelemente des Rechnens beigebracht werden, soweit sie deren bei ihren einfachen Lebensverhältnissen bedürfen. Dazu tritt die erste Unterweisung in der natürlichen Beschaffenheit ihres Vaterlandes, sowie in der Geschichte desselben. Es enthält also der Stundenplan neben Religion und biblischer Geschichte die altbewährten Fächer des Lesens, Schreibens und Rechnens; dazu tritt die Geschichte, die Geographie und die Naturkunde, und endlich befleißigt man sich ein wenig der Künste des Zeichnens und Singens, damit die Leute lernen, ein paar sichere Striche zu machen und einen Choral oder ein Volkslied mitzusingen. Dies ist der Umfang des einfachen Volksschulunterrichts, welcher übrigens schon eine genügende Grundlage für eine ziemlich hohe Berufsleistung bietet. Der Leser kennt gewiß selbst solche Männer, die heute als tüchtige Gemeindevorstände, kapitale Bauern oder geschickte Handwerker die allgemeine Achtung sich erwerben, wiewohl sie nur die einfache Volksschule besucht haben.

Mit Recht beschäftigt die Volksschule ihre Zöglinge nur halbtägig. Da nämlich die meisten derselben unmittelbar nach der Schulzeit in die praktische Erwerbsthätigkeit übergehen, so muß ihnen Zeit gelassen werden, damit sie für dieselbe die erforderliche Uebung genießen, deren auch die einfachste Berufsthätigkeit nicht ganz entbehren kann. Wenn also der Bauernjunge am Nachmittage die Kühe auf die Weide treibt oder mit dem Handkorb hinter dem Kartoffelhaken einher läuft, wenn der Sprößling des Fabrikarbeiters zu der gleichen Zeit irgend eine kleine Arbeit in der Fabrik vollbringt, während das Mädchen des Tagelöhners etwa das Geschirr des einfachen Haushaltes aufwäscht und die Stiefeln putzt, so machen diese Kinder gewissermaßen ihre Lehrzeit durch. Rücken sie nach der Konfirmation nun förmlich in ihr bürgerliches Amt ein, so fühlen sie sich in demselben schon

einigermaßen zu Hause und können sofort auch schon ihrem Brotgeber wesentliche Dienste leisten.

An die einfache Volksschule schließt sich die mittlere Volksschule an, und an diese die höhere. Diese Bildungsanstalten betrachten den Religionsunterricht ebenso wie die einfache Volksschule als den Kern und Mittelpunkt ihrer Thätigkeit; allein sie bilden die übrigen Fächer des Unterrichts weiter aus, weil sie die wissenschaftliche Grundlage für eine höher entwickelte Berufsthätigkeit darstellen sollen. Auch beanspruchen sie die volle Thätigkeit ihrer Zöglinge während des ganzen Tages, und sie haben dazu ein Recht. Denn dieselben treten nicht unmittelbar nach der Schulzeit in die Erwerbsthätigkeit ein, sondern sie haben vielmehr vor derselben erst noch eine genau geordnete Lehrzeit zu überstehen. Die mittlere und höhere Volksschule dient also vorzüglich dem Handwerker, dem Krämer, dem kleinen Beamten, dem geförderten Oekonomen u. s. w.

Ueber der Volksschule stehen nun diejenigen Schulen, welche mehr auf die technischen Fertigkeiten ihrer Zöglinge hinarbeiten im Ausblick auf die besondere Thätigkeit ihres Berufs. Diese lassen naturgemäß den religiösen Unterricht in den Hintergrund treten. Dahin gehören die Fachschulen, die Gewerbeschulen, die Handelsschulen und Realschulen u. s. w. Für alle diese Schulen ist ein mehrjähriger Unterricht in der Volksschule Voraussetzung. Die Krönung des Gebäudes erfolgt durch die Lateinschulen und die Realgymnasien, denen die Träger der wissenschaftlichen Berufskreise, des Beamtentums u. s. w. entstammen.

Die hier dargestellte Grundlage der Volksschule wird nun von den stürmischen Reformern der heutigen Erziehung schlechterdings nicht mehr anerkannt. Die Volksschule muß nach ihrer Meinung etwas ganz anderes werden, als sie bisher war, und zwar nach einer doppelten Richtung. Zuerst verlangt man von ihr, daß sie nicht blos die allgemeine, religiös-wissenschaftliche Grundlage der verschiedenen, einfachen Berufsthätigkeiten darbietet, sondern daß sie ein Universalerziehungsinstitut sei, in dem neben der sittlichen und allgemein wissenschaftlichen Bildung auch noch die Kenntnisse des Haushalts, sowie die technischen Fertigkeiten der gewerblichen Künste gelehrt und Specialstudien in den einzelnen Zweigen des kirchlichen und staatlichen Lebens gemacht werden. Demgemäß stürmen denn auch alle Richtungen, alle Parteien und alle Gewerbe mit den mannigfaltigsten Anforderungen auf die arme Schule los.

Zuerst die Theologen. Wir wollen nicht davon reden, daß Warneck das Werk der Mission in der Schule berücksichtigt wissen will, zu welchem Zweck er denn auch ein besonderes Lehrbuch für die Lehrer verfaßt hat. Denn thatsächlich geht er damit nicht über den Rahmen des Religionsunterrichts hinaus. Etwas anderes aber ist es, wenn Dr. Molwitz in der Generalversammlung für innere Mission in Dresden Mai 1886 die Volksschullehrer anweisen möchte, daß sie im Religionsunterrichte die Kinder mit den Arbeiten der innern Mission bekannt machen. Sollen in Zukunft die Herbergen zur Heimat, die Vereine für entlassene Sträflinge, die Trinkerheilanstalten und Magdalenenasyle einen Gegenstand des Volksschulunterrichts bilden? Und wie werden sich die Vorkämpfer der innern Mission bei diesen Anforderungen mit den Vertretern der weltlichen Künste auseinandersetzen, welche natürlich die gleichen Rechte an die Volksschule haben?

Denn weniger bescheiden als die Theologen sind bereits die Juristen. Ein Rechtsanwalt aus Berlin forderte in der Generalversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Coburg 1887, daß in Zukunft in der Fortbildungsschule neben der Volkswirtschaft auch Verfassungs- und Gesetzeskunde getrieben werden soll. Diesen Anforderungen schließt sich übrigens ein Teil der Pädagogen selber bereitwilligst an. Die siebente Generalversammlung des Allgemeinen Sächsischen Lehrervereins, welche 1887 in Freiberg tagte, erkennt in der allgemeinen Einführung des Unterrichts in den einfachsten Grundsätzen der Gesetzeskunde und Volkswirtschaft ein Mittel zur Hebung des Fortschritts und der Entwickelung der Fortbildungsschulen, sowie zur Sicherung des socialen Friedens.

Die Gerechtigkeit erheischt, daß wir nun auch die Wünsche der Herren Aerzte hören. Auf der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte fordert Dr. Schwalbe, daß die Hygiene in der Volksschule als Unterrichtsgegenstand eingeführt und daß die Lehrer durch besondere Vorträge für diesen Unterricht geschult werden. Diesen Ansprüchen schließt sich der Hygienekongreß vom Jahre 1887 an.

Medicinische Regungen zeigen sich übrigens auch bei den Fröbelianern. „Zum Zweck der körperlichen Pflege bedürfte es nichts weiter, als der Einführung eines Kursus über dieselbe in allen Mädchenschulen. Diesem Kursus wäre allgemeine Gesundheitslehre anzuknüpfen, beides in elementarer Form, mit Berücksichtigung der verschiedenen Bildungsstufen der Zöglinge in der Volksschule bis zu

den höheren Töchterschulen.“ So bemerkt die uns bereits bekannte Dame von Marenholtz-Bülow.

Es ist nur recht und billig, daß man nun auch auch die Männer der gewerblichen Praxis um ihre Ansichten über die Zukunft der Schule befragt. Und kann jemand bescheidener sein, wie die Handwerker, welche weiter nichts beanspruchen, als die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in der Schule?

Halt, wer meldet sich da noch zum Wort? Es ist der Socialdemokrat, welcher auch seinen Teil verlangt an der großen Schulreform, und uns stürmisch um Gehör bittet. Wir können ihm dieses unmöglich verweigern. „Es muß in Zukunft ausgeschlossen werden, daß die Schulbildung maßgebend sei in der Unterscheidung der Dienstpflicht. Namentlich würde es sich empfehlen, eine obligatorische militärische Erziehung schon in der Schule einzuführen.“ So lautete die kategorische Forderung Bebels in der Reichstagssitzung vom 16. December 1887.

Ein namhafter Arzt, Dr. Löwenthal, hat sich nun das Verdienst erworben, die mannigfaltigen Vorzüge, welche die Schule der Zukunft besitzen wird, zu einem einheitlichen, greifbaren Bilde zusammenzufassen. In seiner Einheits- oder Normalschule steigt der Mensch in drei Stufen zum Höhepunkte aller menschlichen Bildung auf. In der Unterstufe, welche die Kinder vom 8. bis 12. Jahre umschließt, wird 1 Stunde wöchentlich Handfertigkeitsunterricht getrieben, 2 Stunden werden der Turnkunst gewidmet, 4 Stunden dienen der angenehmen Beschäftigung der Freispiele. Die düstre Religion ist ganz beseitigt; sie wird durch Eine Stunde Moral ersetzt, deren erster Satz lautet: Liebe Deinen Nächsten, wie er es verdient!

Beneidenswertes Geschlecht der Zukunft! Welch ein Spiegel aller Weisheit und Tugend wirst Du sein! Und Du, großer Prophet des socialdemokratischen Staates, siehest alle Deine Ideale erfüllt! Spielend wird der Mensch in die Arbeit eingeführt, beseitigt ist die verdummende Religion, gebrochen der düstre Bann des engen Schulhauses. Die Turnhalle, der Spielplatz sind die heitren Stätten, welche die klassische Erziehung Athens wieder begrüßen! Und dieser nützliche Handfertigkeitsunterricht im Kleistern, Hobeln, Sägen — er macht den ganzen, mittelalterlichen Zunftzwang zu schanden sammt dem Knieriemen des Meisters. „Die Einführung in die verschiedenen, praktischen Thätigkeiten, das Fabrikwesen, die Gartenkultur, den Ackerbau, die ganze Technik des Produktionsprozesses erfolgt Schritt vor Schritt,

Darüber wird die geistige Ausbildung in den verschiedenen Missionsgebieten nicht vernachlässigt." Mit dieser Prophezeihung krönt Bebel das Phantasiegebäude unserer modernen Schulreformer. Der vollkommene Bürger des vollkommenen Staates, der vermöge einer guten Schulbildung alles weiß und alles kann, ist fertig.

Noch in einem andern Punkte wünscht der stürmische Geist des Fortschritts eine vollständige Umwandlung des Schulwesens. Die gegenwärtigen Abstufungen der einfachen, mittleren und höheren Volksschule, der Realschulen und Lateinschulen, wodurch sich das Schulwesen der socialen Ordnung der Gesellschaft anschließt, sind völlig zu beseitigen. Es gilt die Aufrichtung einer Einheitsschule für alle Gesellschaftsklassen. Einstweilen läßt sich dieses Ziel freilich noch nicht erreichen; man begnügt sich deshalb, die Gleichheit vorderhand wenigstens nach Kräften anzubahnen. Der Verfasser war einmal in einer kleinen Stadt Zeuge davon, wie einige würdige und angesehene Männer des Ortes über die Erhaltung ihrer Privatschule ernste Beratung pflogen. Sie hatten diese Privatschule mit schweren Opfern ins Leben gerufen, um ihre Kinder nicht mit den Sprößlingen des Armenhauses auf Einer Bank und auf Einer Stufe des Wissens sitzen zu lassen, allein dieser Versuch, über das allgemeine Bildungsniveau emporzuragen, widerstrebte dem Gleichheitssinn des Herrn Schulinspektors. Er arbeitete an dem Untergange der Privatschule. In unserm sächsischen Schulwesen kann man oft den umgekehrten Vorgang beobachten. Damit die Kinder der Handwerker nicht über diejenigen der Fabrikarbeiter emporragen, werden diese auf die Bildungsstufe jener hinaufgetrieben. Die Großstädte und deren Vororte verschmähen gewöhnlich die unterste Stufe der Volksschule, um gleich mit der mittleren Volksschule und dem volltägigen Unterricht einzusetzen. Es läßt sich schlechterdings nicht beweisen, daß der Unterricht der einfachen Volksschule für die Arbeiterklassen der Großstadt nicht genügte. Man weiß, daß die Großstädte weniger durch Geburtenüberschuß, als vielmehr durch Zuzug von außen anwachsen, und diese Zugezogenen entstammen meist der einfachen Volksschule. Trotzdem leisten sie mindestens dasselbe, wie die Ortseingeborenen; ja, in vielen Fällen kann man sogar behaupten, daß die Eingeborenen von den Zugezogenen in der Arbeitsleistung übertroffen werden. So hat man z. B. gefunden, daß die eingeborenen Berlinerinnen für die gutbezahlten Stellungen einer Köchin oder eines Dienstmädchens sich meist nicht eignen, daß sie diese Stellungen vielmehr den zugezogenen Mädchen aus der

Provinz abtreten müssen. Es ist dies auch ganz natürlich. Weil die Landmädchen bei halbtägigem Unterrichte Zeit gefunden haben, sich nebenbei ein wenig im Häuslichen zu beschäftigen, überhaupt besser an das Haus gewöhnt sind, so werden sie von den Dienstherrschaften einer gewissen Kategorie von Berlinerinnen vorgezogen, welche den Kopf voll Wissen haben und außerdem, wie man sagt, mit allen Wassern gewaschen sind, für das Häusliche aber gemeiniglich sehr wenig taugen. Hieraus geht also klar hervor, daß die übermäßig gesteigerte Schulbildung den Arbeiterklassen gradezu schädlich ist. Diese Beobachtung wird auch durch die Erfahrung bestätigt, die wir hier in Sachsen machen müssen. Jedes Jahr strömt eine große Masse von Leuten zu uns herein, welche die schwersten und bestbezahlten Arbeiten auf ihre Schultern nehmen. Diese Leute entstammen in der Regel solchen Provinzen, die sich bei weitem nicht mit unserm Schulwesen messen können. Wir haben hier czechische Maurer, polnische Knechte und schlesische Mägde in Menge. Das überbildete und verweichlichte Geschlecht der Heimat ist den körperlichen Anstrengungen nicht mehr gewachsen. Wir müssen die unterste Stufe der socialen Leiter durch auswärtige Elemente ergänzen, während man auf den höheren Stufen fortwährend über Arbeitsmangel klagt.

Wie der übermäßig gesteigerte Schulunterricht der Socialdemokratie gradezu in die Hände arbeitet, das geht aus einer Bemerkung hervor, welche Alfred Sudre gelegentlich der Beschreibung des schon genannten Johann Bocold von Leyden macht. Nachdem der Biograph die traurigen Folgen seiner unehelichen Abkunft beklagt hat, fährt er fort: „Der Jüngling hatte zu Lebzeiten seiner Mutter jene wissenschaftliche Bildung erhalten, die für diejenigen, welchen die äußeren Glücksgüter mangeln, oft nur ein Unglück mehr ist". An diesem Unglück einer übermäßig gesteigerten Bildung neben elenden Lebensverhältnissen leiden alle unsre großstädtischen Arbeiterklassen. Wenn man ihre Wohnungen betrachtet, so glaubt man oft, die Schlupfwinkel von wilden Tieren, aber nicht die Behausungen vernünftiger Menschen vor sich zu sehen. Ihre sittlich-religiöse Bildung ist in den ärgsten Verfall geraten. Sie hören fast nie das freundlich mahnende oder tröstende Wort eines Geistlichen. Die Leichname ihrer Frauen und Kinder werden verscharrt ohne Sang und Klang. Sie sind den ganzen Tag an die Maschine gefesselt, und haben keine Hoffnung, sich aus dieser beschränkten Lage jemals zu befreien, weil ihnen der Schlüssel ihres Kerkers ein für allemal fehlt — das Kapital. Wozu

dienen also diese prangenden Schulhäuser, diese aufgespeicherten Kenntnisse? Nur dazu, daß diese Leute ihr häusliches Elend um so bittrer und deutlicher empfinden. Der Kulturfortschritt ist ein ganz einseitiger; die Schulbildung schießt weit vor, um alle übrigen Bedingungen eines glücklichen Daseins zurückzulassen. Da haben wir jene grelle Disharmonie, welche notwendigerweise zum Socialismus führt. Wenn man sich dazu entschließen könnte, zur einfachen Volksschule zurückzukehren, und das ersparte Geld dazu verwendete, um den Arbeitern Kirchen zu bauen, Geistliche zu geben und gesunde Wohnungen zu schaffen, so würde man sie zu glücklichen und zufriedenen Menschen machen. Doch wehe dem, der solche Gedanken auch nur auszusprechen wagt! Er muß sich glücklich schätzen, wenn er von diesem bildungswütigen Zeitalter nicht als Ketzer verbrannt wird.

Unsere wissensstolzen Fortschrittler behaupten fortwährend, daß sie den Socialismus mit der gesteigerten Schulbildung bekämpfen müßten. Sie behaupten dies, wiewohl die Thatsachen ihren Anschauungen gradezu ins Angesicht schlagen. Niemand wird daran zweifeln, daß die Schulen in Berlin und Hamburg, in Leipzig und Dresden bereits auf einer Stufe angelangt sind, über welche sie kaum noch hinaus kommen können. Sachsen ist dasjenige Land, welches durch sein weitgefördertes Schulwesen einen wohlbegründeten Ruhm genießt. Dagegen hält sich die Schulbildung in den ländlichen Bezirken solcher Provinzen, wie Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen auf einer verhältnismäßig bescheidenen Höhe. Wenn also die ungenügende Schulbildung schuld an der socialdemokratischen Verwirrung trüge, wo müßten die meisten Socialdemokraten zu finden sein? Ohne Zweifel in jenen Landgemeinden der nördlichen und östlichen Provinzen Preußens. Die Thatsachen aber bezeugen grade im Gegenteil, daß jene primitiven Landstriche fast durchweg eine gut konservative Bevölkerung bergen, während dagegen das Königreich Sachsen bereits fast in allen seinen Teilen von den socialistischen Netzen übersponnen ist. Daß aber die Großstädte gradezu die Hauptquartiere der socialistischen Partei bilden, brauchen wir nicht zum zehnten Male zu wiederholen. Uebrigens bezeugt auch schon ein Blick auf die hervorragenden Mitglieder der socialdemokratischen Partei, daß es nicht Unwissenheit, sondern vielmehr die durch die gesteigerte Schulbildung hinaufgetriebenen Lebensansprüche und ein maßloser Ehrgeiz sind, wodurch der Mensch den Irrlehren des Socialismus zugänglich gemacht wird. Denn nicht bildungslose Arbeiter oder bornierte Dummköpfe

sind die Führer jener staatsumwälzenden Richtung, sondern vielmehr Männer von fortgeschrittener Bildung, Schriftsteller und Redakteure, ehemalige Beamte, Expedienten, Korrektoren und Stadtverordnete, kurz Leute, welche durch ihre scharfe Kritik der öffentlichen Zustände und durch ihre bewunderungswürdige Redegewandtheit oft genug ihre Gegner in Verlegenheit setzen. Ja, wenn selbst Männer von so bedeutendem Wissen, wie Rousseau oder Louis Blanc, Saint Simon oder Proudhon, Marx oder Lassalle oder neuerdings der große Amerikaner Henry George sich zu Propheten des Socialismus aufgeworfen haben, kann es einen deutlicheren Beweis geben, daß das blose Wissen schlechterdings nicht im Stande ist, die Gelüste des Umsturzes und der Empörung im Menschen zu zügeln? Zum Ueberfluß haben es die Vorkämpfer der grundstürzenden Parteien selbst bezeugt, daß sie die rasch fortschreitende Schule als einen willkommenen Bundesgenossen ihrer Bestrebungen begrüßen. Der Schneidergeselle Weitling, welcher vor mehr als dreißig Jahren in der Schweiz die socialistischen Irrlehren verkündete, hat seine Anschauungen in dem „Evangelium des armen Sünders“ niedergelegt. In diesem Buche bemerkt er: „Zwei Wege werden das Elend beschleunigen: erstens die Industrie und zweitens die Schule. Erstere frißt gleich einem Drachen alle Mittelmäßigkeiten, die Kleinmeisterei und speit einen Bankerott nach dem andern aus. Und letztere steigern die Bedürfnisse zum Leben. Arme Bauern, die bisher nur wie das Vieh lebten und sich glücklich fühlten, lassen ihre Kinder studieren oder wenigstens aufklären. Das giebt Unzufriedenheit, Plätzlijagd, verzweifelte Kerle, mit einem Worte: gute Schulen arbeiten dem Kommunismus in die Hände. Je höher daher die Bedürfnisse steigen, desto größer die Verzweifelung“. Von diesem Gesichtspunkte kann man es auch verstehen, wie die Socialdemokraten Bebel und Stolle dazu gekommen sind, sich im sächsischen Landtage zu beredten Verteidigern der Fortbildungsschule aufzuwerfen. Uebrigens sind die Weissagungen Weitlings überraschend schnell in Erfüllung gegangen. Während wir den Bedarf an kräftigen Handarbeitern im Auslande decken müssen, steht die „Plätzlijagd“ unter dem gelehrten Proletariat in voller Blüte. Der durch das Censursystem der Schule maßlos gesteigerte Ehrgeiz sieht seine Ansprüche im Leben nicht mehr befriedigt und ist darum die Quelle stets erneuter Unzufriedenheit. Die socialdemokratischen Stimmzettel werden auch von mancher behandschuheten Hand, die von den Schwielen schwerer Arbeit nichts weiß, in die Urne geworfen. Bei der Reichstagswahl

des Jahres 1887 wurden im Königreiche Sachsen etwa 150000 socialdemokratische Stimmen abgegeben. Man hat berechnet, daß darunter höchstens hunderttausend Fabrikarbeiter gewesen sein können. Von jeher waren die Proletarier des Geistes die gefährlichsten Vorkämpfer des Umsturzes. Nicht die gesteigerte Bildung an sich führt zum Socialismus, wohl aber jene Schulbildung, welche nicht auf dem festen Grunde der Religion ruht und ganz außer Verhältniß zu der sonstigen Lebenshaltung des Menschen steht. Diese Arbeitermassen, deren religiöses Leben in einen grauenhaften Verfall geraten ist, die von einem glücklichen Familienleben nichts wissen und daneben über eine hochgesteigerte Schulbildung verfügen, sind die allergefährlichsten Elemente der ganzen Bevölkerung.

Wenn man die Erziehung eines Landkindes in Vergleich stellt mit derjenigen eines großstädtischen Arbeiterkindes, so fällt dieser Vergleich auf jeden Fall zu Gunsten des Erstern aus. Nicht blos, daß jenes eine seinen Lebensverhältnissen entsprechende Bildung erhält, so liegt auch die Erziehung hier gemeiniglich in Einer Hand, während sie in der vielklassigen Schule der Großstadt in viele Hände zerteilt ist. Der Lehrer der zweiklassigen Volksschule auf dem Lande ist wirklich noch Schulmeister; wie der Handwerksmeister leistet er in einem achtjährigen Unterrichte seiner Kinder ein fertiges Werk der Erziehung, während der Klassenlehrer der vielgegliederten Schule eher mit dem Fabrikarbeiter zu vergleichen ist, welcher ein halbfertiges Stück in Empfang nimmt, um es dann unvollendet auch wieder weiter zu geben. Es ist klar, daß durch die Arbeitsteilung der vielklassigen Bezirksschule ein höheres Resultat des Wissens erreicht werden muß; allein für die Bildung des Charakters ist die Einheit des Erziehers offenbar günstiger. Wie der Heiland seinen Jüngern in einem dreijährigen Umgange sein eignes Bild aufprägte, so kann auch der Lehrer der einfachen Schule in einem achtjährigen Unterrichte seinen Zöglingen die Züge des eigenen Charakters mit klaren und kräftigen Strichen in die Seele hineinschreiben. Die Persönlichkeit kann sich nur an der Persönlichkeit bilden; und eine tiefere Einwirkung des Meisters auf den Jünger ist nur durch einen längeren Umgang möglich. Weil aber für die Heranbildung des Arbeiters zu seinem schweren Daseinskampfe die Kräftigung des Charakters bei weitem wichtiger ist, als das gehäufte Wissen, darum tritt auch das Landkind in der Regel besser gerüstet in seinen Beruf ein, als das städtische Arbeiterkind. Eben deswegen kann man auch jederzeit die Erfahrung machen, daß die

Bauern eine viel lebhaftere Erinnerung an ihren einstigen Lehrer haben, als die Stadtkinder, welche später oft kaum noch die Namen ihrer acht Lehrer zusammenbringen können. Wir würden deshalb den Rat geben, daß man die Lebensverhältnisse der Arbeiter in den Großstädten so viel wie möglich denen des Dorfes annähert: um eine kleine, behagliche Kirche sollten sich mäßige Schulhäuser reihen, in denen in vier, höchstens sechs Klassen halbtägig Unterricht erteilt wird. Hübsche, kleine Arbeiterhäuser würden die eigentliche Signatur des Bildes geben, dessen Rahmen nicht mehr als etwa fünftausend Seelen einer gemeinsamen Parochie umschließen würde. Wir wollen indessen diesen Gedanken nicht weiter ausführen, denn wir sehen bereits im Geiste, wie sich das Haar unsrer großstädtischen Freunde sträubt bei dem entsetzlichen Gedanken, daß sie in die Kleinstadt oder gar ins Dorf zurück reformiert werden sollen.

7. Kapitel.

Die sociale Wirksamkeit der Schule insbesondere.

Wenn wir jetzt daran gehen, die unmittelbare Thätigkeit der Schule darzustellen, so versichern wir zunächst, daß wir nicht im Sinne haben, von der Methode des Unterrichts zu reden. Dieselbe ist vielmehr grade für unsre Frage ziemlich gleichgiltig. Es kommt uns vor allem auf die Persönlichkeit des Lehrers an. Ein geschickter, erfahrener und treuer Schulmann wird sich stets über die strengen Formen einer bestimmten Methode erheben, ein ungeschickter oder nachlässiger dagegen auch mit der besten Methode nichts wirken. Wir gedenken also, nachdem wir den Umfang des Lehrstoffes und die Anlage der Schule flüchtig gezeichnet haben, die Frage zu erörtern: wie weit soll sich die Schule unmittelbar mit der socialen Frage beschäftigen?

Hier nun bemerken wir zuerst, daß wir jede direkte Behandlung dieser Frage im Schulunterricht von der Hand weisen. Die sociale Frage gehört nicht in die Lehrstunden. Das Geschrei nach Einführung der Volkswirtschaft und der Gesetzeskunde in die Fortbildungsschule ist für uns nur ein Beweis, daß die Bildungswelt den wahren Charakter der socialen Frage noch gar nicht erkannt hat. Soll der ohnedies gehäufte Stundenplan der Seminarien in Zukunft auch noch durch juristische Vorlesungen erweitert werden? Und was wird den Kindern die Kenntniß dieses oder jenes bürgerlichen Gesetzes helfen?

Wer seinen Katechismus gut in Kopf und Herz hat, der kommt schon nicht so leicht mit den Gesetzen des Staates in Konflikt; wer aber einmal von der Moral gewichen ist, dem würde der Unterricht in der Gesetzeskunde nur einen erwünschten Fingerzeig geben, um sich ungefährdet zwischen den drohenden Spitzen des Strafgesetzbuches hindurchzuwinden. Und welchen Zweck soll denn der volkswirtschaftliche Unterricht eigentlich haben? Soweit es sich um die Erziehung der Kinder zu den socialen Tugenden der Arbeitsamkeit, der Sparsamkeit, Pünktlichkeit und Berufstreue handelt, so ist diese eine Sache des Elternhauses; im übrigen genügt die Schule ihrer Aufgabe im Religionsunterricht nach dieser Richtung bereits vollkommen. Auch werden ja die volkswirtschaftlichen Elemente schon jetzt in der Volksschule nicht vernachlässigt: von Kauf und Verkauf, Gewinn und Lohn steht im Rechenbuche soviel, daß damit das Bedürfniß des Arbeiters völlig befriedigt ist. Im Uebrigen handelt es sich in der Volkswirtschaft um Dinge, welche entweder nur dann ordentlich verstanden werden können, wenn der Mensch bereits mitten im Erwerbsleben steht, wie z. B. die Kapitalbildung, die Güterverteilung und der Verbrauch, oder um solche Dinge, welche schlechterdings über den Gesichtskreis des Arbeiters hinausgehen, wie z. B. die Handels- und Verkehrspolitik, oder endlich um solche Fragen, die nicht behandelt werden können, ohne den politischen Kampf in die Schule hineinzutragen, wie etwa die Goldwährung oder Doppelwährung, die direkten und indirekten Steuern. Wir haben bereits verschiedene pädagogische Schriften und Vorträge, welche die Einführung der Volkswirtschaft und der Gesetzeskunde fordern, unter den Händen gehabt, allein wir haben überall den Stempel der Oberflächlichkeit und des Dilettantismus bemerkt, welcher ohne Zweifel der ganzen Schularbeit aufgeprägt werden würde, wenn die Forderung der Schulreformer in Erfüllung gehen sollte. Im Gegensatz zu dem eben erwähnten Beschluß der sächsischen Lehrerversammlung in Freiberg haben denn auch andre Lehrerkonferenzen, z. B. die Generalversammlung des evangelischen Lehrerbundes zu Lüneburg im September 1886 einen direkten Kampf der Schule gegen die socialistischen Irrlehren ein für allemal abgewiesen, und vielmehr die Forderung in den Mittelpunkt ihrer gefaßten Thesen gestellt, daß der Volksschulunterricht nur wertvolles bieten soll mit weiser Beschränkung auf das für die Volksschule berechtigte Maß. Mit Recht legt diese Versammlung den größten Wert darauf, daß die Lehrer durch Wort und Wandel eine entschieden christliche und vater-

ländische Gesinnung beweisen. In der That, wenn der Lehrer seinen Schülern und der ganzen Gemeinde das Vorbild des festen Glaubensbekenntnisses, des sittlichen Ernstes, der unermüdlichen Berufstreue und der Anspruchslosigkeit darbietet, so hat er jedenfalls seine sociale Aufgabe in der Hauptsache gelöst, und hat im übrigen nicht nötig, sich mit dem Lehrbuch der Volkswirtschaft herumzuschlagen. Die Behandlung von Fragen, welche weder dem Lernenden noch dem Lehrenden jemals recht klar werden dürften, könnte bei den Kindern nur jene anmaßliche Vielwisserei erzeugen, die eben die besondere Charaktereigentümlichkeit der Socialdemokratie ist.

Nachdem wir also eine theoretische Behandlung des socialen Problems aus dem Schulunterrichte verwiesen haben, gilt es, die praktische Einwirkung des Schullebens auf die Kinder nach der socialen Seite zu erörtern. Wie man weiß, haben viele Schulen bereits angefangen, die Erziehung ihrer Zöglinge zur Sparsamkeit praktisch zu üben, indem sie besondere Schulsparkassen begründet haben. Allein der Nutzen dieser Einrichtung ist uns etwas zweifelhaft. Die Sparsamkeit ist zunächst eine häusliche Tugend. Die Eltern, welche dem Kinde ab und zu eine Kleinigkeit an Geld schenken, welche die kleinen Geschenke der Paten, Verwandten und Freunde jederzeit genau kontrolieren und auch über den etwaigen Arbeitsverdienst ihrer Kinder die Aufsicht führen, sind naturgemäß auch dazu berufen, daß sie die Kinder zur rechten Verwendung der erworbenen Schätze anleiten. Wie leicht kann ein Kind der Schulsparkasse einen Teil des von den Eltern bestimmten Sparkapitals vorenthalten, wie leicht kann es auch gelegentlich gestohlenes Gut derselben zuführen. Außerdem sieht man wirklich nicht ein, welchen Vorzug die Schulsparkassen vor den Gemeindesparkassen haben sollen. Es bleibt jenen doch nichts übrig, als diesen die ihr anvertrauten Kapitalien zuzuführen. Es wird also durch die Schulsparkasse nur eine unnötige Verschleppung des Sparprozesses herbeigeführt, welche mit einem Verluste an Zinsen verbunden sein muß. Daneben zieht die unnütze Arbeit der Schulsparkassenverwaltung den Lehrer von seinen wissenschaftlichen Studien ab, und zwingt vielleicht gar zur Vermehrung der Lehrkräfte, wodurch denn die ganze Schulsparkasse leicht mehr kostet, als einbringt. Wir bezahlen den Lehrer als Lehrer und nicht als Schulsparkassenverwalter. Da die Gemeindesparkassen bereits die geringsten Beträge entgegennehmen und in hinlänglicher Zahl über das Land verbreitet sind, so stellen sich die Schulsparkassen als eine ziemlich überflüssige, wirtschaftliche

Spielerei dar, welche nur in der wachsenden Bequemlichkeit des heutigen Geschlechts einige Begründung findet.

Neben der Lernarbeit nimmt die Schule auch Gelegenheit, ihre Zöglinge an eine angemessene Erholung von der Arbeit zu gewöhnen. Sie verfolgt dieses Ziel durch die von ihr veranstalteten Schulfeste. Als der Verfasser noch die einfache Dorfschule besuchte, da war es Sitte, nur aller acht Jahre ein Schulfest zu begehen, so daß jedes Kind während seines achtjährigen Schulganges Ein solches Schulfest mitfeierte. Dieses bescheidene Maß genügt den heutigen Ansprüchen längst nicht mehr. Man feiert jetzt in den meisten Schulen bereits alljährlich ein Schulfest. Auch hier soll noch nicht von einem übertriebenen Luxus gesprochen werden. Allein der Socialpolitiker muß sehr bitten, daß diese Schulfeste nicht über das Maß einer einfachen Kinderfreude hinausgehen. Es ist schlechterdings nicht nötig, auf der Eisenbahn oder dem Dampfschiff in die weite Welt hinauszufahren, wie man es in Sachsen besonders liebt. Für ein Kind haben die Naturschönheiten noch einen sehr zweifelhaften Wert. Man begnüge sich damit, in einem nahegelegenen Garten die gewöhnliche Unterhaltung des Vogelschießens u. s. w. zu pflegen, und sorge dafür, daß die Kinder mit dem sinkenden Abend ihren Eltern wieder zugeführt werden. Das kostspielige und anstrengende Eisenbahnfahren ist nichts anderes, als die Vorschule jener Unruhe und Unstätigkeit, welche leider unser Volk gar nicht mehr zum Genuß eines beschränkten Glückes kommen läßt.

Sehr oft kommt es auch vor, daß die Schulen ihre Zöglinge in die Ausstellungen, in die Panoramen und die zoologischen Gärten führen. Wir müssen uns über diesen Eingriff in die elterlichen Rechte abermals sehr ernstlich beklagen. Warum überläßt man es nicht jedem Vater, selbst zu bestimmen, welches Maß von Vergnügen seinen Kindern zu teil werden soll? Die Eltern werden in ihrer Erziehungsaufgabe so beschränkt, daß sie nicht einmal mehr nachzudenken haben, ob dieser oder jener Genuß ihren Kindern schädlich oder nützlich sein werde. Außerdem ist dieser gleiche Anteil der Kinder aller Bevölkerungsklassen an den Unterhaltungen und Vergnügungen nichts anderes, als eine Verkörperung des socialdemokratischen Gedankens, welcher gleichfalls einen völlig gleichen Anteil aller Staatsbürger an den Genüssen und Unterhaltungen fordert. Als in Dresden im Jahre 1887 die große Gartenbauausstellung ihre Herrlichkeiten den Augen der Besucher darbot, da sind auch die sämmtlichen Schulkinder

der höheren Altersstufen der Residenz auf Stadtkosten in diese Ausstellung geführt worden. Diese Pädagogik ist nach mehr als einer Richtung sehr bedenklich. Wenn das Kind des Arbeiters die größten Herrlichkeiten der Welt schaut, während der arme Vater selbst nicht im stande ist, dieselben sich zu erschließen, wie leicht kann es da der kindlichen Bescheidenheit und Demut vergessen! Uebrigens ist es auch klar, daß die Kinder unmöglich im stande sind, Schönheiten zu begreifen, welche nur dem Fachmann verständlich sein dürften. Der flüchtige Gang durch die Ausstellung hat also keinen wissenschaftlichen Wert, wohl aber wird dadurch den Kindern, denen man die höchsten Leistungen der menschlichen Kunst erschließt, die Achtung vor dem Geringen und Bescheidenen geraubt, und die Ueberzeugung ihnen eingepflanzt, daß sie jeden Genuß, den etwa die vermögenden Klassen sich bieten, eben auch haben müssen. So führt jene unbesonnene Güte gegen die Kinderwelt zur Frühreife, zur Blasiertheit und zur Begehrlichkeit — wir spüren hier abermals den Gifthauch der Socialdemokratie.

Ebenso wenig können wir uns für die zahllosen, humanitären Werke erwärmen, welche man heutzutage mit der Schule verbindet. Man unterwirft heute mit jedem wiederkehrenden Sommer die Kinder der großstädtischen Schulen einer genauen, ärztlichen Prüfung, um diejenigen auszuwählen, welche in die Sommerfrische geschickt werden sollen. Wir verkennen die löbliche Gesinnung, welche dieser Maßregel zu Grunde liegt, durchaus nicht. Allein wir müssen sie trotzdem bedenklich finden. Es ist nicht gut, die Kinder mehre Wochen lang von ihren Eltern loszureißen, und sie an Ansprüche zu gewöhnen, die im späteren Leben ja doch nicht fortgesetzt werden können. Wenn das Kind die Schule verlassen hat, so mietet es sich eine Schlafstelle und mit der Ferienreise hat es ein Ende. Auch ist die gesundheitfördernde Wirkung der Ferienkolonie nur eine sehr vorübergehende; denn sobald die Kinder wieder in die elenden Schlupfwinkel ihrer elterlichen Wohnung und in die schlechte Pflege ihrer Mütter zurückgekehrt sind, stellen sich auch die Symptome der körperlichen Vernachlässigung wieder ein. Ueberdies trägt diese Sommerreise der Kolonistenkinder ebenfalls mit dazu bei, unserm Volke jene Unruhe und Unstätigkeit einzuflößen, welche jeden Sonntag auf den dichtgedrängten Bahnhöfen und in den vollgepfropften Extrazügen zu bemerken ist. Der Ingenieur von Fragstein hat unter dem Titel „Was soll der Junge werden?“ einen Ratgeber für die Wahl des Lebensberufes ver-

faßt, welcher von hervorragenden Pädagogen und Industriellen als vorzüglich befunden worden ist. In diesem Buche bemerkt er beiläufig, daß die Promenaden und Spielplätze der Großstadt die eigentliche Sommerfrische des Arbeiters seien. Er hat hier vollständig Recht. Man umgebe die Arbeiterviertel mit einem Kranze schattiger Bäume und blumiger Beete, man sorge ferner für gesunde Arbeiterwohnungen, und man wird nicht nötig haben, die Arbeiterkinder im Lande umherzukutschieren. Einzelne körperlich zurückgebliebene Arbeiterkinder finden sich übrigens auch in unsern Bauerndörfern; allein wenn der Bube erst einmal ins Bauernfutter kommt und nun der Knoten reißt, dann holt er nach, was er früher versäumt hat.

Ebenso verhält es sich nun mit der Schulspeisung, den Milchtrinkanstalten, den Kinderbescheerungen. Warum mischt man sich nur immer in die häuslichen Verhältnisse der Arbeiterfamilien hinein? Man lasse doch jeden Vater sein Kind so erziehen, wie er es für gut findet. Und was sollen denn die freien Schlittschuhbahnen den armen Kindern? Wir haben doch auch in unsrer Jugend nicht jeden Tag Schlittschuh laufen können. Und wer der Arbeiterjugend freie Schlittschuhbahn gewährt, der mag ihr nur gefälligst auch die nötigen Schlittschuhe dazu kaufen. Mit allen diesen Wohlthaten wird nichts anderes erzielt, als daß die Arbeiter für die spätere Zeit die Ueberzeugung haben: Alles, was die reichen Leute genießen, kommt uns auch zu. In der Jugend überschüttet man sie mit allen nur denkbaren Genüssen, um sie mit dem Zeitpunkte, wo die Pforte der Schule sich hinter ihnen schließt, ihrem eigenen Schicksale zu überlassen. So werden sie ja gradezu zur Socialdemokratie erzogen: unaufhörlich schwebt ihnen das Ideal des Zukunftsstaates vor Augen, wo die Allgemeinheit für die gleichen Genüsse aller zu sorgen hat. Daneben werden mit diesen humanitären Werken in lauter kleinen Posten wahre Unsummen hinausgeschleudert, welche viel besser angewendet wären, wenn man sie in Kirchen, in Arbeiterwohnungen und in Spielplätzen anlegen wollte. Um an einem Beispiel zu zeigen, welche ungeheuren Anforderungen nur allein die Erziehung der Arbeiterjugend bis zum 14. Lebensjahre an die Allgemeinheit stellt, erlauben wir uns, hier die Erziehungskosten eines Landkindes und diejenigen eines großstädtischen Arbeiterkindes, soweit sie über den Rahmen der Familie hinausgehen, mit einander in Vergleich zu stellen, und zwar nach den uns vorliegenden, beiderseitigen Notizen.

I. Erziehung eines Landkindes.

Aufwand der Schulkasse für 8 Schuljahre nebst Schulgeld à 15 Mk.	
	Sa. 120 Mk.

II. Erziehung eines Stadtkindes.

3 × 50 Wochen Kindergarten à 1 Mk. 50 Pf.	225 Mk.
8 Schuljahre Schulanlage nebst Schulgeld à 48 Mk.	384 „
2 × Verpflegung in der Ferienkolonie à 25 Mk.	50 „
3 × Weihnachtsbescheerung à 10 Mk..	30 „
Konfirmandenausstattung	31 „
	Sa. 720 Mk.

Also kostet die Erziehung eines großstädtischen Arbeiterkindes sechs mal soviel, als diejenige eines ländlichen Tagelöhnerkindes. Und dabei haben wir Knabenhorte, Schulspeisungen und freie Eisbahnen noch nicht einmal mitgerechnet. Ueberhaupt mögen diejenigen, welche das wachsende Budget der Schulen in den großen Städten verfolgen, mit manchem bedenklichen Blick in die Zukunft schauen. Die für Erhaltung des Volksschulwesens erforderlichen Steuern betragen im Durchschnitt des ganzen Königreichs Sachsen etwas 2,5 Mk. pro Kopf der Bevölkerung, in Dresden etwa 5 Mk., in Chemnitz 6 Mk., in Leipzig 8 Mk. Dabei wachsen die Schulausgaben immer lustig weiter. In Chemnitz hat sich seit 25 Jahren die Einwohnerzahl verdoppelt, die direkten Abgaben für das Schulwesen aber haben sich in derselben Zeit versiebenfacht. Angesichts dieser rapid sich steigernden Lasten, welche von dem Volke je länger, je drückender empfunden werden, bemerkt der Minister von Friedenthal: „Die Volksschule, bisher ein Gegenstand der Liebe des Volkes, kann sehr leicht ein Gegenstand der Abneigung werden". Wenn die Socialdemokraten unablässig die Uebernahme der Lasten der Volksschule durch den Staat fordern, so ist diese Forderung zum Teil nur eine Aeußerung des Unwillens über die unaufhörlich wachsende Schullast; denn ob der Druck von der Gemeinde oder vom Staate ausgeht, das bleibt sich am Ende doch völlig gleich.

Welche Stellung soll nun die Kirche zu allen diesen Fragen einnehmen? Zunächst soll sie kein Mittel unversucht lassen, um die Schule von den Irrwegen zurückzuhalten, in welche sie sich zu verlieren Gefahr läuft. Andrerseits aber darf sie es der Schule nicht allein überlassen, die Steuerkraft des Volkes auszubeuten. Die Opfer,

welche in den Großstädten für die Kirchen gebracht werden, betragen gemeiniglich kaum den zehnten Teil der Summen, welche das Schulwesen verschlingt. Die Vororte leisten sich die mittlere Volksschule, an die Kirche aber denken sie gar nicht; schließlich muß mit dem Klingelbeutel im ganzen Lande herumgegangen werden, damit nur eine Gemeinde von mehr als zehntausend Seelen endlich eine Kirche bekommt. Unsre Großstädte machen gegenwärtig Anleihen von zwanzig oder dreißig Millionen gleich auf Einem Bret, hauptsächlich angesichts der Schulbauten, die in den nächsten Jahrzehnten nötig werden; daß die wachsende Bevölkerung auch neue Kirchen erheischt, davon ist nicht mit einem Wort die Rede. Welche Ungerechtigkeit! Die Kirche ist als Erziehungsanstalt des Volkes wichtiger als die Schule. Ehe man also zur mittleren Volksschule fortschreitet, mag man erst einmal gefälligst die notwendigen Kirchen und Pfarrhäuser bauen und die erforderlichen Geistlichen anstellen. Kirche, Schule und Haus sollen in ihrer Entwickelung gleichmäßig fortschreiten; sonst entsteht nur jene Disharmonie der Kultur, welche die Socialdemokratie zur Folge hat.

Was aber die Wohlthaten der Schule gegen ihre Zöglinge anbelangt, so müssen sich dieselben durchaus auf das eigentliche Gebiet der Schule beschränken. Man gewähre armen und strebsamen Kindern Prämien und Schulgelderlasse; auch wird es gut sein, wenn die Schule über einen kleinen Fonds verfügt, um abgehenden Schülern für die Beschaffung der Konfirmandenkleidung und für den Eintritt in den bürgerlichen Beruf eine Beihilfe zu gewähren. Der Besuch der Ausstellungen aber durch die Schulen, die Schulspeisungen und Schuleisenbahnfarten sind möglichst zu unterlassen. Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz; du machst sonst nur Andre nachlässig in ihrem Amte und versäumest deine eigentliche Aufgabe!

8. Kapitel.

Die Aufsicht der Kirche über die Schule.

Es ist ein bedenklicher Schritt, den wir nunmehr auf unserm Wege thun, denn er wird vielen Staub aufwirbeln. Schon die erste Frage dieses Kapitels erregt einen heftigen Widerstreit der Meinungen. Welches ist das Verhältniß der Kirche zur Schule? Der Verfasser hatte einmal einen kleinen Aufsatz über die Erziehung des Volkes verfaßt und denselben einer größeren, pädagogischen Zeitschrift zum Ab-

druck eingereicht. Allein derselbe wurde zurückgegeben, und zwar unter anderm auch aus dem Grunde, weil darin die Kirche die Mutter des Volkes genannt wurde. Es sei damit ein Abhängigkeitsverhältniß der Schule von der Kirche ausgesprochen. Von der Schule wird nämlich die Kirche niemals als Mutter, sondern höchstens als ältere Schwester anerkannt. Man sieht hieraus, daß die Harmonie zwischen Kirche und Schule ein für allemal zerstört ist, da beide nicht einmal mehr über ihre gegenseitigen Verwandtschaftsverhältnisse im klaren sind. Für uns steht indessen wohl so viel fest, daß der evangelischen Kirche ein sehr bedeutender Anteil an der Schöpfung der Volksschule zukommt. Wir brauchen nur die Namen Luther und Melanchthon zu nennen, um die Verdienste der Kirche um den evangelischen Volksschulunterricht ins Licht zu stellen. Allein soviel müssen wir freilich zugeben, daß der Kirche nicht die ganze Summe der Aufsichtsrechte über die Schule gebührt. Neben der Kirche hat auch der Staat ein sehr wesentliches Interesse an der Wirksamkeit der Volksschule. Soweit dieselbe ihren Zöglingen diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt, deren sie zur künftigen Ausrichtung ihres bürgerlichen Berufs bedürfen, untersteht sie der Aufsicht des Staates. Die Kirche hat nur insoweit das Recht der Aufsicht über die Schule, als diese den jugendlichen Gliedern der Kirche die sittlich-religiöse Erkenntniß darreicht. Denn ein bekanntes Wort sagt: nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir. Nun ist das Leben des Christen ein zweifaches: ein zeitliches, dessen Beziehungen im Staate ihre höchste Zusammenfassung finden, und ein ewiges, zu welchem die Kirche den Weg zeigt. Es haben sich also Staat und Kirche nach klaren und genauen Gesetzen in die Schule zu teilen. Dadurch wird noch keineswegs bedingt, daß die Schule einer doppelten Aufsicht unterstellt wird. Nein, es lassen sich vielmehr die staatlichen und die kirchlichen Rechte recht wohl in demselben Aufsichtsorgan vereinigt denken, wenn Staat und Kirche sich zu dem gemeinsamen Werke der Volkserziehung die Hand reichen. In der Praxis ließe sich das Rätsel etwa so lösen: Die staatlichen und die kirchlichen Behörden, Ministerium und Konsistorium, einigen sich über desjenigen Persönlichkeit, welchem die Aufsicht über einen Schulbezirk übertragen werden soll. Der für dieses Amt Gewählte hat von beiden Korporationen seinen Amtsauftrag zu empfangen, hat beiden seine Amtsgelübde abzulegen, beiden seine Berichte einzureichen und von beiden Verordnungen entgegenzunehmen. Dieser Bezirksschulinspektor, welcher ebensowohl ein tüchtiger Pädagog,

wie ein ernster Christ sein müßte, würde nun die Pfarrer mit der Lokalschulaufsicht zu beauftragen haben. Er erläßt an sie seine Weisungen, fordert ihre Berichte ein, zieht sie bei den Inspektionen der Schule mit hinzu, macht sie auf die Mängel und Fehler des Unterrichts aufmerksam und beruft sie zuweilen zu gemeinsamen Konferenzen, damit sie ihm die in der Schule gemachten Erfahrungen mitteilen und ihre Vorschläge ihm unterbreiten können. So oft die Vertreter der Kirche sich zu einer landeskirchlichen Versammlung vereinigen, ist die Schule durch ihre besonderen Abgeordneten gesetzlich vertreten, und so oft andrerseits der Landtag die Schulfragen in den Kreis seiner Betrachtung hineinzieht, wohnen den Verhandlungen einige hervorragende Geistliche bei, um die Rechte der Kirche auf jeden Fall zu wahren. Verordnungen und Entscheidungen über Schulfragen müssen jederzeit gemeinsam vom Ministerium und Konsistorium erlassen werden. Dies wäre etwa die Verfassungsform einer christlichen Schulordnung und zugleich eine ziemlich sichere Bürgschaft eines christlichen Schulunterrichts. Kern und Stern desselben wäre das Evangelium, und um dasselbe würden sich die übrigen Fächer des Schulunterrichts gruppieren, Maß und Geist von dem gemeinsamen Centrum empfangend.

Allein nachdem Staat und Kirche sich von einander getrennt haben, so ist es nötig geworden, auch die Aufsichtsrechte über die Schule zu scheiden. Der Staat führt nunmehr blos noch die Aufsicht über die bürgerliche Thätigkeit der Schule, und übt dieselbe durch seine Bezirksschulinspektoren aus, welche keiner theologischen Bildung bedürfen; die Kirche dagegen beaufsichtigt nur den Religionsunterricht, indem sie ihren Dienern zur Pflicht macht, diesem ab und zu ihre Gegenwart zu schenken und ihre Berichte darüber der höchsten Kirchenbehörde einzugeben. Die Anteilnahme am Religionsunterricht steht nun nicht mehr unter dem staatlichen Zwange; wer sein Kind demselben entzieht, hat nur kirchliche Zuchtmaßregeln zu gewärtigen. Der Lehrer, welcher den Religionsunterricht erteilt, ist von der Kirche besonders zu prüfen und zu verpflichten. Wenn ein Lehrer sowohl die religiösen wie die bürgerlichen Fächer erteilt, so steht es ebensowohl dem Staate, wie der Kirche frei, ihren Auftrag wieder zurückzuziehen, sobald sie entweder mit dem Unterricht oder mit dem Lebenswandel des Lehrers nicht zufrieden sind. Keine von beiden Kulturmächten ist an die Zustimmung der andern gebunden. Ebenso hat jede von beiden Mächten die ihr geleisteten Dienste besonders zu vergüten.

Das Schulgebäude und die Lehrerwohnung ist von beiden gemeinsam zu errichten und in stand zu halten; doch bemißt die Kirche ihren Beitrag nur nach dem Maße der ihr eingeräumten Rechte, mit dem Vorbehalt, denselben jederzeit wieder zurückzuziehen, sobald die Schule der kirchlichen Aufsicht nicht mehr Zutritt zu ihren Räumen gestattet.

So ungefähr liegen die Grenzlinien zwischen Kirche und Staat, wo sie das Gebiet der Schule berühren. Die Scheidung zwischen beiden Gewalten ist zur Zeit noch nicht vollzogen, aber sie ist in einem fortdauernden Vollzug begriffen. Die Kirche hat die Trennung weder zu verzögern, noch zu beschleunigen; ihre Aufgabe beschränkt sich darauf, sich auf dieselbe rechtzeitig vorzubereiten und unter allen Umständen ihre Rechte zu wahren. Denn das soll sie wissen, daß sie heutzutage nur soviel gilt, als sie besitzt und als sie leistet. Vor ihrer angebornen, göttlichen Majestät hat heute kein Mensch mehr Respekt. Die jetzt zu ihrem Schutze noch bestehenden Rechte und Gesetze werden wie Kartenhäuser vor dem immer mächtiger sich erhebenden Zeitgeiste niederstürzen, wenn dieser nicht von den Dienern der Kirche in seine Schranken gebannt wird. Zunächst freilich herrscht noch hüben und drüben, bei Staat und Kirche, eine gewisse Scheu, die die Schule durchschneidende Scheidelinie scharf zu ziehen. Namentlich in unserm engern Vaterlande ist das Verhältniß der staatlichen und der kirchlichen Schulaufsicht noch vielfach unklar. Der Pfarrer hat noch in den kleinen Ortschaften das Amt eines Lokalschulinspektors, wiewohl der staatliche Schulinspektor nicht genötigt ist, ihn bei seinen Schulrevisionen mit zuzuziehen, in besonderen Konferenzen der Lokalschulinspektoren ihre Meinung zu hören oder auf ihre Wünsche die gebührende Rücksicht zu nehmen. Ueberhaupt spielt der Lokalschulinspektor vielfach eine sehr zweifelhafte Rolle; man erinnert sich seiner oft erst dann, wenn es eine Differenz zwischen Schule und Kirche oder Schule und Gemeinde auszugleichen giebt. Auch davon will sich der Staat noch nicht überzeugen, daß ihm nicht das Recht zustehe, den Besuch der Religionsstunden mit Gewalt zu erzwingen. So hat das Schöffengericht zu Leipzig kürzlich entschieden, daß derjenige, welcher sich zu keiner Religionsgesellschaft bekennt, nicht berechtigt ist, seine Kinder jedem Religionsunterricht zu entziehen. Thatsächlich hat es einen Angeklagten, welcher seine Kinder mehre Monate von jedem Religionsunterrichte zurückgehalten hatte, zu einer Geldstrafe von 30 Mark verurteilt, ein Urteil, welches von dem Königlichen Land-

gericht zu Leipzig allenthalben bestätigt wurde. Es thut uns leid, daß unsre Meinungen hier von denjenigen der Herren Juristen abweichen. Nach der Glaubensüberzeugung der Kirche ist der Religionsunterricht nichts weiter, als die Entfaltung desjenigen Keimes, welcher durch das Sakrament der heiligen Taufe in das Herz des Kindes gepflanzt wurde. Wenn nun ein Kind die heilige Taufe gar nicht empfangen hat, so kann es auch im Religionsunterrichte nicht ohne weiteres mit den Getauften auf Eine Stufe gestellt werden. Die Arbeit der Kirche an seiner Seele ist nur diejenige der Mission. Die Mission aber braucht niemals die Zwangsmittel des Gesetzes. Der Staat, welcher nicht mehr fordert, daß jedes neugeborne Kind irgend einer der anerkannten Religionsgemeinschaften zugeführt werde, kann nun auch folgerichtig keinen Vater zwingen, sein Kind in den religiösen Anschauungen irgend einer dieser Konfessionen unterrichten zu lassen. Ueberdies — wozu bedarf denn der Staatsbürger von heute noch der Religion? Für das Himmelreich? Um dieses hat sich der Staat gar nicht zu kümmern. Für das bürgerliche Leben? Dort braucht man neuerdings kein religiöses Bekenntniß mehr; denn auch diejenigen, welche sich öffentlich als religionslos erklären, genießen alle staatsbürgerlichen Rechte und steigen sogar bis zu den höchsten, staatlichen Ehren auf, zur Ehre eines Volksvertreters. Bekanntlich hat Bebel die Kirche eine Verdummungsanstalt genannt, und Most hat ebenfalls behauptet, daß die Religion dem Menschen den klaren Verstand raube. Auch hat Bebel sich offiziell ausdrücklich als religionslos bezeichnet. Vielleicht wollte jener Vater, der seinen Sohn vom Religionsunterrichte zurückhielt, demselben eine gleich glänzende Karrière, wie diesen socialdemokratischen Volksvertretern eröffnen. Er darf sich nun beklagen, daß dieselbe durch jenen Eingriff der Staatsgewalt verdorben worden ist. Wenn der Staat sich tüchtige, patriotische Bürger schaffen will, so wird ihm unter den gegenwärtigen Umständen nichts übrig bleiben, als einen Katechismus der Staatsmoral in der Schule lehren zu lassen; über die christliche Religion, über Bibel, Gesangbuch und Katechismus aber hat er keine Verfügung. Der obige Fall war also nicht vom Staate, sondern von der Kirche zu behandeln; dieselbe mußte den säumigen Vater an seine Pflichten ermahnen und ihm, wenn er etwa in seiner Verstocktheit beharrte, die kirchlichen Ehrenrechte entziehen.

Wenn zunächst noch der Pfarrer als Lokalschulinspektor den staatlichen und den kirchlichen Auftrag in seiner Person vereinigt, und wenn der Lehrer, welcher neben den bürgerlichen Wissenschaften auch

den Religionsunterricht erteilt und den Kirchendienst versieht, die Erziehung der ihm anvertrauten Jugend im Namen des Staates und der Kirche zugleich ausübt, so steht doch jetzt bereits fest, daß jede von beiden Kulturmächten ihren Auftrag einseitig zurückziehen kann, sobald sie mit der Ausführung desselben nicht mehr zufrieden ist. Es steht dem Staate ebenso frei, den Pfarrer, welcher die Schulaufsicht vernachlässigt, oder sich zu derselben unfähig erweist, seines Aufsichtsrechtes über die weltlichen Wissenschaften zu entheben, wie es der Kirche freisteht, den Religionsunterricht und den Kirchendienst irgend einem andern zu übertragen, wenn der angestellte Lehrer etwa durch ein unkirchliches Verhalten sich seines heiligen Amtes unwürdig machen sollte. Diese Freiheit hüben und drüben ist neuerdings von dem preußischen Kultusminister von Goßler ausdrücklich anerkannt worden. Derselbe bemerkt in einem Erlasse: „Es steht ebensowohl der kirchlichen, wie der Schul- und Aufsichtsbehörde die Befugniß zu, die Trennung vereinigter Schul- und Kirchenämter zu verlangen, ohne daß solchem Verlangen von der andern Seite ein Widerspruchsrecht entgegengesetzt werden könnte. Durch welche Beweggründe die kirchliche Aufsichtsbehörde sich bei dem Verlangen der Trennung leiten läßt, bleibt deren eigenem Ermessen überlassen. In der Natur der Sache liegt es, daß bei Besetzung von Stellen, bei welchen Schul- und Kirchenamt mit einander vereinigt sind, über die Person des in dem vereinigten Amte Anzustellenden zwischen dem zur Besetzung des Schulamtes Berechtigten und dem zur Besetzung des kirchlichen Amtes Berechtigten Einvernehmen stattfinden muß“. Derselbe Minister hat neuerdings auch sämmtliche Provinzialschulkollegien auf eine Verfügung des Ministers Eichhorn vom 7. Juli 1844 hingewiesen, wonach die königlichen Provinzialschulkollegien angelegentlichst dafür Sorge tragen sollen, daß der Unterricht der evangelischen Religion möglichst tüchtigen, wissenschaftlich befähigten Männern anvertraut werde, die aber zugleich die Eigenschaften des Gemüts besitzen, die religiöse Erziehung mit Erfolg zu leiten, und selbst erfüllt von dem Glauben an die Heilswahrheiten des Christenthums christliche Erkenntniß und Gesinnung in den Jünglingen zu erwecken und zu pflegen im stande sind. Nach dieser Verordnung ist es klar, daß nicht jeder, der die notwendigen Prüfungszeugnisse in der Hand hat, nun ohne weiteres auch befähigt ist, Religionsunterricht zu erteilen; daß vielmehr dieser kirchliche Auftrag bei dem bezüglichen Lehrer ein kräftiges, christliches Bekenntniß in Wort und Wandel zur notwendigen Voraussetzung hat. Es wird gut sein, wenn ebensowohl

die Geistlichen, wie die Lehrer sich über die Grenzen ihrer Pflichten und Rechte in der Erziehung des Volkes völlig klar werden; sie werden sich um so sorgfältiger vor Ueberschreitungen und Versäumnissen hüten. Denn nachdem es offenbar geworden ist, daß Kirche und Schule nicht mehr in demselben Hause wohnen können, so bleibt ihnen nur noch übrig, als friedliche Nachbarn sich neben einander anzubauen. Dazu ist aber vor allem nötig, daß der Zaun, der beider Besitzstand trennt, mit Sorgfalt gezogen und mit Gewissenhaftigkeit respektiert werde.

Wir haben oben darauf aufmerksam gemacht, daß selbstverständlich auch jeder von beiden Gewalten die Pflicht zusteht, die ihr geleisteten Dienste nach Gebühr zu belohnen. Wir betonen diesen Punkt hier noch ausdrücklich, da neuerdings in Sachsen sich Stimmen erheben, welche sich weigern, diese Pflicht anzuerkennen. Das völlig berechtigte Verlangen der Lehrer, die für den Kirchendienst ausgeworfene Entschädigung von den Einkünften aus dem Schuldienste getrennt zu halten, findet kein Gehör. Man behauptet, daß die Kirche mit den dem Kirchschullehrer gewährten Einkünften auch einen Teil der Schularbeit derselben vergüte, und gestattet infolge dessen den Gemeinden, das Schuleinkommen des Lehrers bis zu einem gewissen Maße zu verkürzen. Dies ist ungerecht. Die Kirche vergütet nur den Kirchendienst; bezüglich seiner Schularbeit hat sich der Lehrer an die Schulgemeinde zu halten. Allerdings versteht sich wohl die Kirche in den meisten Fällen dazu, aus ihrem Vermögen auch der Schule eine Unterstützung zufließen zu lassen. Allein diese Unterstützung kommt der Schule überhaupt zu Gute, in Anbetracht der von dieser der Kirche geleisteten Dienste; nimmermehr aber kann sich die Kirche dazu verstehen, die Schularbeit dieses oder jenes einzelnen Lehrers zu vergüten, sie könnte sonst leicht dazu kommen, mit ihrem Gelde noch die Papparbeit und die Tischlerkünste des Handfertigkeitsunterrichtes bezahlen zu müssen. Es geziemt der Kirche, ihre Diener würdig zu belohnen, und diesen Lohn von Zeit zu Zeit angesichts der steigenden Arbeit zu erhöhen, damit sie des Wortes eingedenk bleibe: Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.

Vielleicht aber werden die Lehrer, wenn sie das Verhältniß zur Kirche überdenken, noch einigen nüchternen Erwägungen Raum geben. Thatsächlich findet die Schule im engen Zusammenschluß mit der Kirche ihren einzigen, festen Halt. So lange sie sich auf dem Felsen Petri erbaut, werden die Wogen der öffentlichen Meinung und der politischen

Parteibewegung, die unaufhörlich gegen sie losstürmen, ihre Grundfeste nicht erschüttern können. Das heilige Evangelium bringt, wie wir gesehen haben, in das Werk der Volksschule Licht und Maß hinein. So lange noch der Lehrer überzeugt ist, daß die Gottesfurcht aller Weisheit Anfang sei, und daß Christum lieb haben viel besser sei, denn alles Wissen, so lange noch des Apostels Wort gilt, daß ein jeglicher in dem bleiben solle, worinnen er berufen ist, und Luther's Rat befolgt wird, daß man den Kindern auch nicht zu viel auferlegen solle, so lange ist noch nicht zu fürchten, daß die Volksschule aus ihrem naturgemäßen Centrum gerückt, oder ihr Lehrplan in eine bunte Musterkarte von zahllosen Fächern zerrissen werde. Das Beispiel des evangelischen Lehrerbundes in Lüneburg hat uns gelehrt, daß eine ächt evangelische Pädagogik die Hygiene und die Volkswirtschaft ein für allemal aus der Volksschule hinausweisen muß. Sobald jedoch die Schule von dem festen Grund des Evangeliums weicht, wird sie von den Wellen der auf und niederwogenden Parteibewegung erfaßt, um ins Ziellose hinausgeschleudert zu werden. Dann wird der Arzt, der Jurist, der Volkswirt mit seinen Forderungen auf sie einstürmen; dann wird die Schule der Zankapfel der politischen Parteien, um jedesmal derjenigen zuzufallen, welche eben in der Majorität steht; dann muß sie heute im konservativen, morgen im liberalen, übers Jahr vielleicht im demokratischen Fahrwasser segeln. In der Herbart-Zillerschen Pädagogik hat die Schule bereits den Versuch gemacht, sich von der Kirche völlig loszulösen, indem sie die christliche Glaubenslehre durch eine philosophische Sittenlehre ersetzt hat, welche freilich dennoch mit manchem der Bibel gestohlenen Gedanken nur mühsam konstruiert werden konnte. Wehe, wenn sie auf der eingeschlagenen Bahn weiter geht; sie weiß nicht, welches das Ende ihres Laufes einmal sein wird. Selbst liberale Pädagogen haben die Gefahr bereits erkannt. Es sei hier erlaubt, an ein Urteil zu erinnern, welches der Vorsitzende des deutschen, liberalen Schulvereins, Professor Bona Meyer gefällt hat. Zuerst freilich versäumt er nicht, gegen die Kirche sein Anathema zu schleudern: „Ich bitte durch Sammlung entsprechender Thatsachen die Beweisführung zu unterstützen, daß die Mitwirkung des Geistlichen für die Gesammtarbeit der Lokalschulaufsicht untauglich sei". Dann aber fährt er fort: „Es ist gänzlich verkehrt, daß die Ordnung aller wichtigen Schuleinrichtungen von der gesetzlosen, wechselnden Entscheidung der Regierungen und Ministerien abhängt." Ja, wer soll denn eigentlich die Aufsicht über die Schule führen? Die

Schule muß doch irgend einer Kulturmacht dienen, es sei dem Staate oder der Kirche; sie kann doch nimmermehr ihren Zweck in sich selber haben. Uebrigens merkt man denn auch hier und da, daß die Schule das Joch der Kirche nur abgeschüttelt hat, um es mit einem anderen und oft noch drückenderen zu vertauschen. Man betrachte einmal die Schulfeste der Großstadt, die Weiheakte und Jubiläen und die zahllosen, humanitären Werke der modernen Schule, und man frage sich, ob heute nicht bereits jeder über die Schule gebietet, der durch seine Stellung, durch sein Vermögen oder auch nur durch sein selbstbewußtes Hervortreten einen größeren, öffentlichen Einfluß ausübt. Wenn die Herren Stadträte befehlen, dann müssen die Lehrer die Ersparnisse ihrer Zöglinge buchen und ihre Schlittschuhfreuden beaufsichtigen, müssen im Panorama und in der Ausstellung ihre Führer sein, müssen die Schulspeisung überwachen und die Ferienkolonie leiten. Dabei kommt denn manchmal eine gar wunderliche Pädagogik zu Tage. Die aufsichtführenden Gewalten haben es nicht verhindern können, daß die Schulkinder bereits als das willkommene Material unternehmungslustiger Spekulanten betrachtet werden. Da ist hier ein Gastwirt, der flottweg Kinderbelustigungen in der Zeitung ankündigt, um sich die Tasche zu füllen, dort ein Literat, der für Kinder öffentliche Vorlesungen hält, da wieder ein Fabrikant, der die Schuljugend einmal per Eisenbahn ins Land hinaus kutschiert, um sich den Namen eines humanen Mannes zu sichern. Gegen diese unpädagogischen Eingriffe können sich die Lehrer nur schützen, wenn sie sich fest mit den Geistlichen zusammenschließen. Uebrigens dürfte doch auch mancher Lehrer auf dem Lande bereits zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß der Geistliche thatsächlich der Einzige ist, welcher für etwaige Forderungen im Gebiet der Schule das nötige Verständniß besitzt, und die Rechte des Lehrers der Gemeinde gegenüber kräftig vertritt. Wir hoffen also umsomehr, daß die Lehrerwelt den Schutz der Kirche sucht, als die Gefahr der Terrorisierung durch fremde Elemente ja bereits klar vor Augen liegt. Vielleicht, daß hier und da die dargebotene Freundschaftshand zurückgewiesen wird. Vielleicht, daß man sich von weltlich gesinnten Aerzten und Juristen ins Schlepptau nehmen läßt, und das Gebiet des Religionsunterrichtes zu Gunsten der Hygiene oder der Volkswirtschaft schmälert. In diesem Falle soll die Schule versichert sein, daß die Kirche ihre unveräußerlichen Rechte an die Jugend dennoch nicht aufgeben wird. Sie wird dann den Religionsunterricht selbst in die Hand nehmen; sie wird durch Kinder=

gottesdienste und andre Maßnahmen den verlornen Einfluß in der Schule zu ersetzen sich bemühen. Allein wir müßten eine solche Entzweiung auf jeden Fall auf das lebhafteste beklagen. Noch ist die Volksschule die festeste Stütze der Kirche im Volke. Die höheren Schulen, die Gewerbeschulen, Handelsschulen, Gymnasien und Realschulen lassen leider in ihrem Lehrplan die Religion soweit zurücktreten, daß ihre Zöglinge oftmals eher Gleichgültigkeit als Liebe zur Kirche daraus hinwegnehmen. Wenn nun die Kirche auch von der Volksschule im Stich gelassen würde, so stände sie ganz allein im Kampfe gegen den wachsenden Unglauben. Es bliebe ihr dann nichts übrig, als sich mehr und mehr in den engeren Kreis ihrer treuen Freunde zurückzuziehen und den Massen mehr und mehr als Missionsanstalt gegenüberzutreten. Allein auch über die ungetreue Schule würde dann alsbald das Strafgericht hereinbrechen; ein willenloses Spielwerk der Zeitströmung würde sie auf der schiefen Bahn tiefer und tiefer hinabgleiten, bis sie zuletzt im Sumpfe des Socialismus versänke.

9. Kapitel.

Die persönliche Stellung des Lehrers.

Es ist im Verlauf unsrer Untersuchung klar geworden, daß die gegenwärtig herrschende Zeitströmung nicht blos die Wirksamkeit des Lehrers, sondern auch seine pädagogische Kunst in nicht geringe Gefahr gebracht hat. Auch haben wir bereits bemerkt, daß die Schule nur dann ihre Selbständigkeit und Freiheit gegenüber den politischen Parteien und den einflußreichen Kreisen wahren kann, wenn sie sich fest auf den Boden des evangelischen Bekenntnisses stellt und einen engen Zusammenschluß mit der Kirche sucht. Möglicherweise werden die Lehrer nicht allenthalben geneigt sein, uns in diesen Behauptungen beizupflichten, weil das Mißtrauen gegen die Kirche bereits weite Kreise von ihnen ergriffen hat. In diesem Falle hoffen wir, daß die nachfolgends angezogenen Thatsachen mit der Zeit eine klarere und ernstere Auffassung ihres Standes und ihrer öffentlichen Stellung anbahnen werden.

Angesichts der verschiedenartigen Anforderungen, die heute von allen Seiten an die Schule gestellt werden, ist eine strenge wissenschaftliche Koncentration für den Lehrer mehr denn je erforderlich. Mag die rastlos fortschreitende Zeit auch den Lehrplan der Volksschule

in manchen Punkten umgestalten, so ist doch nur eine gründliche Wissenschaft und eine langjährige Erfahrung im stande, diese Umgestaltung vorzunehmen, ohne daß damit zugleich die ganze Entwickelung der Schule in die Gefahr der Unstetigkeit oder der Ueberstürzung gerät. Insbesondere ist dem jüngeren Lehrer, der eben erst in die Gemeinde eintritt, die größte Vorsicht und Zurückhaltung anzuraten. Jener übereifrige Schulreformer, der nichts eiligeres zu thun hat, als die Methode zu ändern und andre Lehrbücher einzuführen, schädigt nicht blos den ruhigen Arbeitsgang der Schule, sondern auch seine eigene Ausreifung. Der gleichen Gefahr unterliegt derjenige, welcher in der Absicht, eine gemeinnützige, weitere Kreise berührende Thätigkeit zu entfalten, sofort daran geht, öffentliche Vorträge zu halten, Schriften herauszugeben und Vereine zu gründen. Wie leicht ist hier ein unbedachter Schritt gethan, dessen mißliche Folgen leider nicht mehr abgewendet werden können. Ein Schriftsteller sollte niemals vergessen, daß nur wohldurchdachte, gründlich studierte und ausgereifte Arbeiten den Anspruch erheben können, der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht zu werden. Die Pädagogik ist gegenwärtig dasjenige Gebiet der deutschen Literatur, welches am fleißigsten bearbeitet wird. Im Jahre 1886 erschienen nicht weniger als 1916 pädagogische Schriften. Wieviele Eintagsfliegen mögen unter diesem summenden Schwarm mit gewesen sein! Der Pädagog Dittes erklärt im Vorwort seines pädagogischen Jahresberichtes von 1885, daß die deutsche Pädagogik gegenwärtig in einer Periode des Verfalls und des Niederganges sich befinde. Er sucht den Grund dieser Erscheinung darin, daß das Licht der Freiheit ausgelöscht sei; so bliebe die pädagogische Kleinmeisterei. Ja, wer hat denn das Licht der Freiheit ausgelöscht? Wenn die Wissenschaft der Erziehung heute etwa durch die Anmaßung, die Vielwisserei und die Liebedienerei des Strebertums verdunkelt worden ist, so bleibt es dem gründlichen Studium der erfahrenen Schulmänner vorbehalten, das erloschene Licht wieder anzuzünden. Zu diesem Zwecke aber ist vor allem eine weise Selbstbeschränkung erforderlich. Weder das unaufhörliche Drängen nach Erweiterung des Lehrplanes, noch die oft wiederholten Aenderungen der Methode, noch die Experimente auf humanitärem Gebiete, noch jene Vielgeschäftigkeit, welche sich in der Häufung der öffentlichen Vorträge, in der Herausgabe zahlloser Broschüren und in der Gründung und Förderung von allerlei kurzlebigen Vereinen breit macht, können der stillen Entwickelung einer gediegenen, pädagogischen Wissenschaft förderlich

sein. Wenn hier und da die Lehrer auf Anregung von öffentlichen Versammlungen u. dergl. es sich angelegen sein ließen, in ihrem Orte einen Turnverein, einen Bildungsverein, einen Naturheilverein oder einen Militärverein zu gründen, so haben sie sich jedenfalls sehr bald davon überzeugt, daß der Versuch, durch solche Mittel den Bauern oder den Fabrikarbeiter auf eine höhere Stufe der Kultur zu heben, ein für alle mal fehlschlagen muß. Denn Bauer bleibt Bauer und Arbeiter bleibt Arbeiter; wer diese Leute aus der Beschränktheit ihrer Lebensverhältnisse gewaltsam herausreißt, der zerstört nur ihre Zufriedenheit und führt sie dem Proletariat in die Arme. Jene Vereine sind in vielen Fällen weiter nichts, als die Schutzhütte der Socialdemokratie; von den Parteiführern der Umstürzler ist die Gelegenheit mit Freuden benutzt worden, unter dem Deckmantel eines geachteten Namens im Stillen ihre Propaganda zu treiben. Wir reden hier natürlich nicht von den gewerblichen Vereinen, welche die Förderung irgend eines Gebietes der menschlichen Arbeit anstreben. Wenn der Lehrer der Fachschule hier den Vorsitz führt oder das Schriftführeramt bekleidet, so wird ihm niemand diesen Platz mißgönnen. Allein wenn es sich um Leute einfachen Schlages handelt, Bauern, Arbeiter und Gesellen, so ist der Gesangverein der einzige, dessen Gründung dem Lehrer aufrichtig empfohlen werden kann. Denn es sind besonders zwei Künste, welche der einfache Mann an seinem Lehrer hochschätzt: das ist ein guter Religionsunterricht und ein tüchtiger Gesang. Und kein Mittel ist geeigneter, um das Ansehen des Lehrers in der Gemeinde zu erhöhen, als der Vortrag einer wohlgeübten Kirchenmusik an den hohen Festen des Kirchenjahres. Die Musik ist eine hohe und heilige Macht, geeignet, auch in den untersten Klassen einen schönen Idealismus zu pflegen. Ein Gesangverein, in dem wirklich fleißig gesungen wird, ist eine bedeutsame Schutzmauer gegen das Eindringen von allerlei Unarten und Modetorheiten. Dagegen ist die Teilnahme an den übrigen Vereinen, welche eben genannt wurden, leicht geeignet, das Ansehen des Lehrers herabzudrücken und ihn mit denen in Konflikt zu bringen, welche in jenen Vereinsbestrebungen einen Einfall in ihre Rechte oder eine Störung ihrer Ordnungen erblicken müssen.

Auffällig ist übrigens auch an manchen Orten Deutschlands die fleißige Beteiligung der Lehrerwelt an den politischen Bestrebungen. Es ist nun ohne weiteres klar, daß der Lehrer gerade so gut wie jeder andere Staatsbürger das Recht hat, in die politische Bewegung ein-

zugreifen. Allein da sich in seiner Pflege die Kinder aller Kreise befinden, so gilt auch für ihn die Regel, die wir oben für die politische Thätigkeit des Geistlichen aufgestellt haben: nur im Notfall ist es geraten, an der politischen Bewegung teilzunehmen. Im großen Wahlkampfe des Februar 1887 haben sich einige Lehrer das Verdienst erworben, durch eine kurze, kräftige Ansprache oder auch durch die Verbreitung von Wahlaufrufen und Wahlzetteln ihre Gemeinden vor dem Eindringen der Socialdemokratie zu schützen. Wo eine solche Aufgabe nicht vorliegt, wo der Kampf etwa nur zwischen Agrariern und Industriellen hin und herwogt, da bleibt ein Mann, der eine öffentliche Stellung in der Gemeinde bekleidet, lieber fern. Diejenigen Herren aber, welche sich für den Freisinn erwärmt haben, erlauben wir uns nur daran zu erinnern, daß kein anderer als der Reichskanzler selbst den Freisinn eine Vorfrucht der Socialdemokratie genannt hat. Die politische Thätigkeit, welche dem Lehrer obliegt, besteht weniger darin, daß er politische Vereine gründet, Wahlreden hält oder sich selbst zum Kandidaten aufstellen läßt, sondern vielmehr darin, daß er mit denen, welche ein einflußreiches, staatliches oder kirchliches Amt in der Gemeinde bekleiden, immer Hand in Hand gehe, damit die Majestät der gottgeordneten Gewalten den Massen um so imponierender erscheine. Wenn in einem Orte Pfarrer, Lehrer und Gemeindevorstand kräftig zusammenhalten, dann wird es den Socialdemokraten schwer werden, sich der Geister zu bemächtigen. In demselben Augenblicke aber, wo die Leiter der Gemeinde beginnen, mit einander zu hadern, verlieren sie auch das Vertrauen ihrer Mitbürger und öffnen mit eigner Hand dem socialdemokratischen Verführer Tür und Tor.

Wenn die Kirche den ungeheuren Einfluß, welchen der Lehrerstand auf das Volk ausübt, klar erkennt, dann wird sie auch kein Mittel unversucht lassen, um mit demselben ein enges Bündniß anzubahnen. Vor allem kommt es darauf an, daß der Geistliche dem jungen Lehrer mit Vertrauen und Freundlichkeit entgegenkomme, ihn rechtzeitig auf etwaige Fehler aufmerksam mache und zugleich seine Rechte der Gemeinde gegenüber kräftig vertrete. Wir haben bereits beklagt, daß die Petition der sächsischen Kirchschullehrer um eine gerechtere Normierung ihres Einkommens vom Kirchendienste bei der Kirche im allgemeinen so wenig Unterstützung gefunden hat. Der Verfasser gehört nicht zu denen, welche die Wissenschaft und die Kunst als die milchende Kuh betrachten, von der man vor allem eine tüchtige

Portion fetter Butter erwarten müsse. Er stimmt von ganzem Herzen der kräftigen Mahnung bei, womit Vilmar in seiner Rede über den Kommunismus im Jahre 1843 seine Schüler zur Universität entlassen hat: „Ihr sollt nicht mitdenken den heutigen Gedanken aller Welt: möglichst wenig Arbeit, möglichst reiche Besoldung, sondern ihr sollt arbeiten wollen um zu dienen, ihr sollt arbeiten wollen ohne Entgelt, um der Arbeit selbst willen, um des Nächsten willen, um Gottes willen". Ueberhaupt wollen wir diese Schulreden Vilmars der evangelischen Lehrerwelt aufrichtig empfohlen haben: es sind gewaltige Zeugnisse der ewig bleibenden Wahrheit mitten in den Stürmen einer wildbewegten Zeit. Aber allerdings grade von der Kirche muß man es lebhaft bedauern, wenn sie ihren Dienern gerechten Anlaß zur Klage über Undank und kargen Lohn giebt. Denn es handelt sich jetzt vor allem darum, die Lehrer wieder mehr als bisher in den Kirchendienst und das kirchliche Interesse hereinzuziehen. Seitdem in den Großstädten der Schülerchor aufgehört hat, die Leichenbegängnisse mit seinem Gesange zu begleiten, seitdem die Lehrer von fast allen kirchlichen Funktionen hinweggedrängt worden sind, seitdem ist das Verhältniß zwischen Geistlichen und Lehrern dort bedenklich kühler geworden. Wenn man erst einmal dahin gekommen sein wird, statt Einer großen Monumentalkirche drei kleinere Kirchen zu bauen, so wird man auch statt zwei nicht weniger als sechs Lehrer im Dienste eines Kantors oder Organisten beschäftigen können. Dann wird sich auch die ablehnende Stellung der Lehrer zur Kirche in den Großstädten ändern. Denn auch hier heißt es: Weß Brod ich eß, deß Lied ich sing. Oder vielleicht erscheint es beider, der Kirche und des Lehrers würdiger, wenn wir an das Wort unseres Heilandes erinnern: Es ist niemand, der eine That thue in meinem Namen, und möge bald übel von mir reden.

3. Die Berufsgemeinschaft.

10. Kapitel.

Die Arbeit.

In der Arbeit bethätigt der Mensch die ihm verliehene physische und geistige Kraft. Die Arbeit ist nichts anderes, als die nach außen

gerichtete Entfaltung unserer sittlichen Persönlichkeit. Darum besteht auch die Pflicht der Arbeit seit dem Augenblicke, als der erste Mensch, die Krone der Schöpfung, mit einer reichen Fülle edler Gaben und Kräfte ausgestattet, aus des Schöpfers kunstreicher Hand hervorging. Da ward ihm die blühende und sprießende Erde zum Schauplatz seiner Thätigkeit angewiesen. Die Mühen und Sorgen, die Täuschungen und die bittern Erfahrungen, welche heute die Arbeit so schwer und drückend machen, waren damals freilich noch unbekannt auf der glücklichen Erde; denn noch war die Sünde nicht zerstörend in die heilige Ordnung der Welt eingedrungen, welche in allen ihren Erscheinungen die vollkommene Weisheit, Liebe und Herrlichkeit ihres Schöpfers widerspiegelte. Darum war der erste Schauplatz der menschlichen Arbeit der Garten Eden: unter der pflegenden und bauenden Hand der ersten Menschen sollte er in unvergänglicher Frühlingsherrlichkeit prangen. Noch ehe das Weib dem Manne zugesellt, noch ehe die Familie gegründet war, bestand bereits die Pflicht der Arbeit.

Durch die Sünde ist die Arbeit aus einer süßen Lust zu einer schweren Last geworden. Sie ist nicht mehr die freie und fröhliche Entfaltung der im Menschen wohnenden Schaffenskraft, sondern eine harte Notwendigkeit, gegen deren Joch die natürliche Trägheit sich widerwillig sträubt. Darum erfordert es eine bedeutende sittliche Kraftanstrengung und viel Selbstüberwindung, um der Pflicht der Arbeit jederzeit pünktlich zu genügen. Allein wer durch den Geist von oben stark geworden ist, die natürliche Trägheit zu überwinden, der findet auch in der Arbeit die Krone seiner Menschenwürde wieder und das süße Bewußtsein seiner vom Schöpfer ihm übertragenen Majestät. Durch die Arbeit allein erfüllt der Mensch seinen Beruf, als ein König über diese Erde zu herrschen. Da öffnet das starre Land ihm willig seinen Schoß, und die spröden Stoffe fügen sich gehorsam unter seiner kräftigen Hand zu der Form, die sein Geist erdachte. Da strömen die Gaben der Natur ihm zu, um sein Leben zu fristen und schön auszuschmücken. Wer durch seiner Hände Arbeit soviel erwirbt, daß er sich selbst sammt seinem ganzen Hause mit Ehren erhält, der ist wahrhaftig ein König auf dieser Erde, weit erhaben über den Faullenzer, der es vorzieht, von den Früchten fremder Arbeit sich müßig zu nähren, und wäre jener auch nur ein armer Tagelöhner und dieser ein steinreicher Rentner.

Der erste Zweck der Arbeit ist also der Gewinn, welcher dem

Arbeitenden zu seiner Selbsterhaltung dient. Die Aussicht auf die köstliche Frucht der Arbeit lockt den Menschen zu immer neuen Anstrengungen. Wollte man der Arbeit ihre Frucht vorenthalten, so würde man sofort auch alle Strebsamkeit im Menschen ertöten. Indem daher die Socialisten den gemeinsamen Besitz aller Arbeitsmittel und den gemeinsamen Genuß der Arbeitsfrüchte predigen, bleibt ihnen nichts übrig, als entweder einen tyrannischen Zwang zur Arbeit anzuwenden, wie er im Zuchthause geübt wird, oder die natürliche Abneigung des Menschen gegen die Anstrengung der Arbeit zu leugnen. Sie beschreiten den letzten Weg, indem sie behaupten, daß nur die gegenwärtige Gesellschaftsordnung, welche der Arbeit die ihr gebührenden Früchte raube, um sie dem Kapital zuzuwenden, den Arbeiter widerwillig und mißmutig mache; sobald jedoch die vollkommene Staatsordnung begründet sei, dann werde ein allgemeiner Wetteifer der Arbeit sich entfalten, welcher den Ordnern und Leitern der verbrüderten Menschheit nur die angenehme Pflicht überlassen werde, von dem unerschöpflichen Reichtum der producierten Güter einem jeden nach seinen naturgemäßen Bedürfnissen zuzuteilen.

Als der allweise Schöpfer dem Menschen die Herrschaft über die Erde übergab, da hat er ihm auch ausdrücklich das Recht zugesprochen, nach Lohn und Gewinn zu streben. Und obwohl die Empörung gegen des Herrn Gebot den Fluch des Allmächtigen auf die Arbeit des Menschen herab beschworen hat, obwohl der Acker jeder menschlichen Berufsthätigkeit mit den Dornen und Disteln der Mühsale und der Enttäuschungen reichlich besetzt ist, so hat doch die Gnade des Allbarmherzigen auch dem Sünder die ausdrückliche Verheißung gegeben, daß Samen und Ernte nicht aufhören sollen, so lange die Erde steht. So lebt kein Mensch auf dieser Erde, der nicht die Pflicht der Arbeit hätte; aber wer immer seine Hände zur Arbeit fleißig rührt, der soll auch die Frucht auf dem Felde seiner Berufsthätigkeit nicht vergeblich suchen. Es ist darum nichts andres, als das beschämende Zeugniß von einer freventlichen Störung der göttlichen Ordnung, wenn es in einem Lande viele faullenzende Rentner und viele hungernde Proletarier giebt. Und wenn die Propheten der Humanität oder die Staatsmänner mit Stolz die ungeheuren Summen nennen, welche alljährlich aus den Armenkassen in die Hände der Bedürftigen fließen, dann bedenken sie nicht, daß sie nur eine eiternde Beule am Körper des Volkes entblößen.

Freilich kommen Zeiten, wo der Zorn des Allmächtigen über die Sünden und Laster in der Welt schwere Plagen auf das abtrünnige Geschlecht hereinschickt, Kriegsnöte, Revolutionen, Mißernten, Pest; Plagen, welche eine allgemeine Niederlage der menschlichen Thätigkeit und damit eine allgemeine Knappheit der Nahrung nach sich ziehen. Solche Nöte und Trübsale abzuwenden vermag keine menschliche Macht. Es ist darum eine unbesonnene Ueberhebung, wenn die Staatsmänner von heute von einem Rechte auf Arbeit reden. Ebenso gut könnte man von einem Recht auf fruchtbare Witterung, auf ruhiges Meer, auf friedliche Zustände unter den Völkern der Erde, auf geschickte Unternehmer und fleißige Arbeiter reden. Die Arbeit ist nicht ein Recht, sondern eine Gnade Gottes. Durch ein Leben in Sünden und Verbrechen aber verwirkt der einzelne Mensch, wie das ganze Volk den Segen der Arbeit. Armut und Elend ist ebenso das unabwendbare Schicksal des Müßiggängers und des Trunkenboldes, wie der in Lastern versunkenen, in blutigen Aufständen und Gewalthaten sich selbst zerfleischenden Völker. Daran kann kein Recht auf Arbeit etwas ändern, mag es zehnmal mit wohlgestellten Paragraphen in den Gesetzbüchern der Staaten prangen. Und wenn heute in allen Ländern des deutschen Reiches bereits Arbeiterkolonien bestehen, welche ihre Pforten gastlich dem Arbeitslosen öffnen, so ist es einzig und allein die freie Christenliebe, welche diese Asyle begründet hat. Kommt dann der heimatlose Wanderbursch hungernd und frierend und abgerissen, so empfängt er die ihm dargebotene Arbeit dankbar als eine Gnade, begiebt sich aller Ansprüche und fügt sich willig in die Ordnung des Hauses und in die ihm zugewiesenen Pflichten. Es fehlt freilich schon heute nicht an Nationalökonomen, welche die Arbeiterkolonien zu Staatsanstalten machen möchten. Allein derjenige, der es versucht, ihre Wünsche zu erfüllen, würde damit zugleich den Untergang jener Anstalten herbeiführen. Dann würde der Bürger, gezwungen, die Arbeiterkolonie mit seinen Steuern zu erhalten, ihr die Gaben seiner freien Liebe alsbald entziehen. Die Arbeitlosen aber würden die Arbeit nicht mehr als eine Gnade annehmen, sondern kraft ihres Staatsbürgertums als ein Recht fordern; und Bebel und Liebknecht würden sich im Namen aller Arbeiter auf dem Reichstage bitter beschweren über die schlechte Behandlung und den geringen Lohn, welche in jenen Anstalten geboten werden; ja, sie würden alsbald und hinter ihnen her der ganze Troß der fanatischen Staatssocialisten einen Minimallohn beantragen. Dann müßte man die

Arbeiterkolonien entweder schließen, oder zu Zwangsarbeiterhäusern für Strolche umwandeln.

Das preußische Landrecht redet freilich von einem Rechte auf Arbeit, und der Fürst Bismarck wies in der Reichstagssitzung vom 12. Mai 1884 mit Stolz auf dieses Recht hin: „Ich erkenne ein Recht auf Arbeit unbedingt an, und stehe dafür ein, so lange ich auf diesem Platze sein werde. Ich befinde mich dabei nicht auf dem Boden des Socialismus (der diese Forderung erhebt), sondern auf dem Boden des preußischen Landrechts. Im 19. Titel des zweiten Teiles des Landrechts, da steht geschrieben: Dem Staate kommt es zu, für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen und denselben auch von anderen Privatpersonen, welche nach besonderen Gesetzen dazu verpflichtet sind, nicht erhalten können (Zuruf links: Armenpflege). Warten Sie doch ab. Hier ist noch ein zweiter Paragraph, in dem ist gesagt: Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhaltung selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden".

Nun bitten wir den geneigten Leser, sich diesen Satz des preußischen Landrechts einmal genau zu überlegen. Gesetzt also, die Wollwaaren- oder Leinenindustrie müßte in Preußen eine schwere Krisis überstehen — was wäre nach dem preußischen Landrechte des Staates Pflicht? Er müßte Tausende von Strumpfwirkern und Webern auf seine Kosten beschäftigen, nach ihren Kräften und Fähigkeiten, d. h. also doch als Strumpfwirker und Weber. Ein andermal kämen die Maschinenbauer, ein andermal die Buchdrucker, dann wieder die Schauspieler, die Redakteure, die Sänger, und jeder wollte nach seinen Fähigkeiten beschäftigt sein. Da hätten wir den socialdemokratischen Staat, wie er leibt und lebt! Der Staat schafft für alle seine Bürger Arbeit und Brot. Und doch ist er heute nicht einmal im stande, für diejenigen Arbeit und Brot zu schaffen, die er auf seinen eigenen Anstalten ausgebildet und selbst geprüft hat. Denn wenn einmal Ueberfluß an Lehrern herrscht, dann fällt es dem Staate gar nicht ein, die von den Seminarien abgehenden, jungen Leute sofort nach ihren Fähigkeiten zu beschäftigen, sondern es heißt vielmehr: warten, bis eine Stelle frei wird! Warum untersuchen nun die Gesetzgeber nicht lieber die Ursachen der herrschenden Arbeitslosigkeit, und bitten mit uns den lieben Gott um Arbeit und Brot, anstatt daß sie die

Gesetzbücher mit leeren Versprechungen anfüllen? Warum erregen sie in den Massen Erwartungen, die sie ja doch nicht erfüllen können? Dürfen sie sich wundern, daß der in seinen Hoffnungen getäuschte Arbeiter wütend die Faust gegen diese trügerische Staatsordnung ballt, und am Wahltage in der Form des socialdemokratischen Stimmzettels dem Staate die Quittung für seine unbedachten Versprechungen ausstellt?

Nur Einer ist es, der dem Menschen Arbeit und Brot zu geben vermag, das ist Er, der Geber aller guten Gaben. An ihn wenden wir uns denn auch allsonntäglich mit unserm Gebet: „Jede redliche Arbeit, im Schweiße des Angesichts vollbracht, laß ihren Lohn finden unverkürzt". Und er thut wahrhaftig an uns über all unser Bitten und Verstehen. Das Land bringt sein Gewächs in solcher Fülle hervor, daß die Landleute gar nicht wissen, wohin mit dem Reichtum und nur immer über wohlfeile Zeit klagen. Und in allen Fabriken, in allen Niederlagen, in allen Kaufläden häuft sich eine solche Fülle von Gebrauchsgegenständen jeder Art an, daß alle Welt beständig nur von Ueberproduktion und Mangel an Absatz spricht. Trotzdem hört man allerorts Tag für Tag die wehleidigsten Lamentos, als ob schier der Hungertyphus schon im Lande wütete. Längst ist des Apostels Wort vergessen: wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen. Wem es nicht vergönnt ist, von Genuß zu Genuß zu eilen und aus einem Rausche in den andern sich zu stürzen, wer nicht Schätze blinkenden Goldes aufhäuft und die Schere fleißig zum Schneiden der Zinskoupons in Bewegung setzt, der meint, er sei zu kurz gekommen an der Speisetafel des Menschengeschlechts. Jeder hält den Andern für den Bevorzugten, und sich für den Zurückgesetzten. Es wohnt im deutschen Lande heute noch derselbe Geist der Unzufriedenheit und des Neides, der einst dem römischen Dichter Horaz das scharfe Spottgedicht auf seine Mitbürger entlockte, welches an der Spitze seiner geistvollen Satiren steht. Der Soldat beneidet den Kaufmann um sein Loos, und wird selbst wieder von dem Handelsherrn um seines stolzen und mühelosen Standes willen beneidet. Sieht man aber genauer zu, so hat am Ende kein Einziger Grund, sich zu beklagen oder seines Nächsten Glück mit hämischer Mißgunst zu betrachten. Freilich trifft den und jenen wirklich einmal die bittre Not; allein sie kommt in der Regel nicht anders, als im Gefolge des Leichtsinns, der Trägheit und vor allem eines lächerlichen Hochmutes. Man vergißt, daß wir nicht Alle zugleich groß und vornehm sein können —

denn wenn Einer vornehm sein soll, so muß es doch hundert Andre geben, über welche er emporragt. Niemand will sich mehr an einer Stellung genügen lassen, welche den Anschein hat, als ob sie gering und unbedeutend wäre. Niemand will mehr dem Winke des göttlichen Vaters folgen, wiewohl derselbe deutlich genug gegeben ist. Wird nicht ein Jeder von uns in einer besonderen Familie geboren, und damit auch in einem besonderen Stande? Was ist also einfacher, als daß der Sohn des Tagelöhners wieder Tagelöhner wird, der Sohn des Bauern wieder Bauer, der Sohn des Handwerkers wieder Handwerker, und der Sohn des Beamten wieder Beamter? Nicht, als ob wir alle Gesellschaftsklassen kastenmäßig gegen einander abschließen wollten, wie das Heidentum in Indien und Egypten es gethan. Nein, es kann auch das Tagelöhnerkind zur Fabrik übergehen, und der Bauernsohn zum Handwerk, und der Sohn des Kaufmanns kann sich dem Studium zuwenden. Allein es sollte doch ein jeder sich sagen, daß er mit dem Ziel, welches er sich steckt, über eine gewisse Grenze nicht hinausgehen darf. Wer in dem Hause eines Fabrikarbeiters geboren ist, der wird nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge schwerlich jemals ein reicher Fabrikant werden. Der Bauernsohn kann nicht ohne weiteres zum Rittergutsbesitzer aufsteigen, und der Advokatensohn nicht den Fürstentron einnehmen; und wenn er es thäte, dann wäre es gewiß ein Unglück für das Land, das er zu regieren bekäme. Keiner kommt über seinen Stand hinaus, wofern er nicht zu jenen Ausnahmen von leuchtenden Genies gehört, welche je und je die Welt mit dem Glanz ihrer Gaben in Erstaunen setzen. Wohl aber kann jeder in seinem Stande ein Stück vorwärts kommen, der Arbeiter grade so gut wie der Geistliche und der Beamte. Man nehme z. B. einen Geistlichen. Welches ist die höchste Stufe, die er in seinem Lebensgange zu erreichen vermag? Er wirds vielleicht bis zum Generalsuperintendent bringen oder bis zum Oberkonsistorialrat, und als solcher etwa ein Gehalt von 12000 Mk. beziehen. Da nun das durchschnittliche Gehalt der einfachen Pfarrer vielleicht 4000 Mk. beträgt, so erreichen die Einnahmen des Oberkonsistorialrates im günstigsten Falle die dreifache Höhe von denjenigen seiner minder hohen Kollegen. Dieses glänzende Ziel aber ist in der Regel nur dem erreichbar, der, ein Schoßkind des Glückes, mit blendenden Gaben des Geistes zugleich eine alles überwältigende Thatkraft vereinigt. Vielleicht kommen auf Einen Oberkonsistorialrat zweihundert einfache Pfarrer. Ist nun, fragen wir, in diesem Stück das Loos des Arbeiters

schlimmer, als dasjenige der übrigen Bürger im Staate? Nehmen wir an, daß der tägliche Durchschnittslohn eines einfachen Lohnarbeiters 1 Mk. 80 Pf. betrage — ist es nun etwa dem außerordentlich geschickten, vorzüglich fleißigen und hochbegabten Manne nicht möglich, mit der Zeit die dreifache Höhe dieser Lehrstufe zu erklimmen? Haben wir nicht auf allen Bauten, in allen Fabriken, in allen Etablissements einfache Leute ohne höhere Schulbildung, welche sich mit der Zeit durch eisernen Fleiß zu tüchtigen Vorarbeitern und Werkführern emporgearbeitet haben und als solche gut und gern einen Lohn von vielleicht 6 Mk. auf den Tag erlangen? Ist also auch nur der geringste Grund vorhanden, das Loos des Arbeiters zu beklagen, als ob er hinter den übrigen Berufsklassen zurückgesetzt sei?

Dennoch geschieht dieses unaufhörlich, und zwar von Leuten, denen man wahrhaftig mehr Einsicht zutrauen sollte. Daß auch den Kindern des Arbeiterstandes die Laufbahn des Kaufmanns, des Beamten und des Gelehrten erschlossen werde, das ist der immer wieder ausgesprochene Wunsch derjenigen, welche fortwährend von den berechtigten Forderungen der Socialdemokratie schwatzen, ohne sich dabei klar zu sein, was sie eigentlich wollen. Denn wenn man dem Arbeiterkinde die gelehrte Laufbahn erschließen will, warum soll dann nicht auch der Sohn des Pfarrers einmal Minister werden? Dabei aber weiß diese gedankenlose Humanität kein andres Mittel, um das genannte Ziel zu erreichen, als daß sie immer nur die Schulbildung emporschraubt. Als ob diese genügte, um aus einem Arbeiterkinde sofort einen reichen Fabrikanten zu machen. Als ob nicht dazu auch Vermögen gehörte, und eine gründliche Fachbildung, und einflußreiche Verbindungen, und tausend andre Dinge, denen diese unbedachte Humanität dem Arbeiter auch nicht ein einziges zu verschaffen im stande ist. So hat man das großstädtische Schulwesen fort und fort emporgetrieben; aber die Arbeiterkinder, die der Segnungen desselben genossen haben, sind darum doch keine Gelehrte oder Beamte geworden, sondern eben auch wieder Arbeiter, wie ihre Väter, nur mit dem Unterschiede, daß diese sich in der Enge ihres Berufes wohlfühlten und nicht höher hinauf dachten, während jene voller Einbildung und Ansprüche unaufhörlich von dem Staate träumen, wo die Gleichheit Wahrheit geworden ist und nicht blos in hohlen Versprechungen besteht. Es hat ja allerdings von jeher auch in den untersten Kreisen einzelne Genies gegeben, welche die Schranken ihres Standes kühn durchbrachen und bis in die Reihen der ersten Geister hinaufdrangen.

Allein das Genie wartet nicht, bis ihm die Schulbildung Flügel verleiht, sondern schwingt sich vielmehr frank und frei empor, hoch über den Gesichtskreis gewöhnlicher Sterblicher, auch solcher mit guter Schulbildung. Dem Durchschnittsmenschen aber bleibt nichts anderes übrig, als sich nach der Decke zu strecken, die ihm der liebe Gott schon bei der Geburt gemessen hat; und wer da eigensinnig und trotzig sich hin und her wendet, der wird es höchstens dahin bringen, daß ihm Arme und Füße blos liegen, die Decke aber wird darum doch nicht länger werden.

Leider ist die ganze gegenwärtige Erziehung dazu angethan, das Kind des Arbeiters gar nicht zum Bewußtsein der ihm von Gott angewiesenen, socialen Stellung gelangen zu lassen. So früh wie möglich reißt man es aus dem elterlichen Hause heraus, um es in die Massenerziehungsanstalt hineinzuwerfen. Und um die Torheit voll zu machen, gewöhnt man es hier an allerlei Ansprüche, welche nun vollends sein sociales Bewußtsein verwirren. Während das Tagelöhnerkind auf dem Lande sich nirgends wohler fühlt, als daheim im engen, niedrigen Stübchen, und allemal, sobald es einen fremden, glänzenden Raum betritt, sich ängstlich hinter die Schürze der Mutter versteckt, ist dem in den Kindergärten, den Knabenhorten und den prächtigen Schulhäusern umhergeschleppten Stadtkinde die elterliche Wohnung bald verleidet — und damit sucht es denn auch seinen künftigen Aufenthalt nur noch im glänzenden, geräumigen Saale. Zwingt dann die harte Not den jugendlichen Arbeiter, sich mit einer einfachen Schlafstelle zu begnügen, so sucht er, um wenigstens eine Ahnung von den gefaßten Idealen zu retten, so oft als möglich den strahlenden Tanzsaal und die lustige Tafelrunde des Wirtshauses auf, freilich nicht, ohne im Innern des Herzens dieser ungerechten Staatsordnung zu zürnen, welche tyrannisch Familienglück und häusliches Behagen nur den Besitzenden zugänglich macht.

Wenn es also die erste Aufgabe einer guten Socialpolitik ist, einem jeden diejenige Erziehung zu geben, welche für seinen Stand am zweckmäßigsten erscheint, so ist es ihre zweite Aufgabe, einem jeden seinen Stand möglichst lieb und theuer zu machen. Die Arbeit ist die Entfaltung unsrer sittlichen Kraft; in unsrer Berufsarbeit also müssen wir nicht blos die Mittel unsrer Selbsterhaltung, sondern auch unsre Befriedigung und unsre Ehre finden. Nach der Arbeit, die ein jeder im Staate vollbringt, wird er im socialen Leben geschätzt und benannt. Indem wir unsern Nächsten mit seinem Berufstitel anreden,

bezeichnen wir zugleich dasjenige Maß von Achtung, das er in unsern Augen besitzt. Jeder Mann soll seine höchste Ehre unter seinen Mitbürgern in seiner Arbeit finden. Es hat nicht jede Arbeit einerlei Ehre, sondern jede Arbeit hat ihre besondere Ehre nach dem Maße des Geistes, das darin verborgen ist; allein ehrenvoll ist jede redliche Arbeit. Auch dieses Gesetz will die Gegenwart schlechterdings nicht anerkennen. Da hören wir einen Arbeiter, welcher fordert, das Maß der äußerlichen Ehrerbietung, welches einem jeden gezollt wird, dürfe nicht nach seiner Berufsstellung bemessen werden, sondern vielmehr nach seinem inneren, sittlichen Wert. Und selbst Berthold Auerbach spottet in seinem sonst recht hübschen Aufsatz „Vom Grüßen" darüber, daß vor dem vornehmen Herrn die Hüte von den Köpfen fliegen, während der freundliche Gruß des geringen Mannes oft nur mit einem leichten Kopfnicken erwidert wird. Nun, unsern Spott verdient ja mit Recht jener Pedant, welcher die Tiefe seines Grußes in jedem Falle genau nach der Höhe der socialen Stufe richtet, welche der Gegrüßte einnimmt. Allein wohin würden wir kommen, wenn nicht mehr die äußere Stellung, sondern der verborgene sittliche Wert zum Maßstab der öffentlichen Ehren gemacht werden sollte? Natürlich ist jeder von seinem eigenen hohen Werte voll überzeugt, und der Arbeiter grade am entschiedensten. Es würde also immer ein jeder erwarten, daß der andere zuerst grüßen solle, und um niemandem Unrecht zu thun, bliebe zuletzt nichts übrig, als etwa das Grüßen ganz abzuschaffen, und jede Titulatur mit dem allgemeinen „Bürger" zu verdrängen, wie es einst die französische Revolution gethan. Die socialdemokratischen Arbeiter fangen bereits allen Ernstes an, den von jenem Genossen oben aufgestellten Grundsatz in den öffentlichen Verkehr einzuführen. Sie betrachten sich selbst bekanntlich nie anders, als die Märtyrer der Gesellschaft, vor denen jeder den Hut abziehen muß. Sie grüßen also den Pfarrer nicht mehr, sondern erwarten vielmehr, daß jener sie zuerst grüße; und wenn er es nicht thut, so schimpfen sie weidlich hinterdrein. Denn der Pfarrer ist in ihren Augen nicht viel mehr, als der Gemeindediener oder auch der Gemeindefaullenzer, der es schon längst verdient hätte, daß ihm der allzu reichlich gefüllte Brotkorb etwas höher gehangen würde. Ach, wenn die humanen Leute wüßten, was sie in der Praxis für Unheil mit ihrer meist recht wohlgemeinten Arbeiterfreundlichkeit anrichten, sie würden sich jedes Wort zehnmal überlegen, ehe sie es niederschreiben.

Ein anderer Fehler ist heutzutage noch häufiger, wie der eben

genannte. Weil denn die Berufsstellung schlechterdings nicht mehr zum Maßstab der öffentlichen Ehren gemacht werden soll, so sucht man seine Ehre in allerlei Narretheidingen und Liebhabereien. Der Vereinsvorsitzende, der Schriftwart, der Fechtmeister, der ehemalige Ulan nnd der Rauchklubist sind die Größen, welche die Gegenwart auf den Schild erhoben hat. Da führt man ja auch einen Titel, und zwar einen recht großen, und man braucht darum noch nicht Jahrzehnte lang trockene und schlechtbezahlte Büreaudienste zu verrichten. Wenn dann etwa der Beamte bei feierlichen Gelegenheiten mit seiner Uniform paradiert — ei, wer will es dem Turner oder dem Radfahrer verargen, daß er mit dem bunten Bändchen am Rock, in den kurzen Jägerhosen stramm hinter der wehenden Fahne aufmarschiert? Man begreift, daß diese Verirrung des Ehrgeizes von den bedenklichsten Folgen für unsere jungen Leute begleitet ist. Der Beruf rückt aus dem Schwerpunkt des menschlichen Lebens heraus, um dafür dem Sport oder der Liebhaberei Platz zu machen. Und während diese die Gedanken und Interessen der Menschen mehr und mehr auf sich koncentrieren, gilt jener fast nur noch als ein notwendiges Uebel. Man thut die Arbeit so schnell wie möglich ab, um sich seiner Liebhaberei zu widmen. Während es ehedem der Ehrgeiz eines jungen Mannes war, in seiner Arbeit so viel wie möglich zu leisten und die Anerkennung seines Vorgesetzten zu erringen, setzt er jetzt seinen Stolz darein, im Wettkampfe der Ruderer und der Zweireidfahrer als Sieger hervorzugehen. Im Komptoir aber und im Fabrikraum gilt der Grundsatz: man muß so viel wie möglich fordern, und so wenig wie möglich dafür leisten. Diese unverantwortliche Zurücksetzung der Berufsehre hat das ganze Arbeitsverhältniß, zuweilen bis zur Unerträglichkeit, zerrüttet. Wer heute als Fabrikant, oder als Handwerksmeister, oder als Geschäftsmann über eine größere Schaar von Arbeitern gebietet, der kommt aus dem Verdrusse gar nicht mehr heraus. Wer sucht jetzt noch seine Ehre darin, eine gute Arbeit zu leisten, wer achtet die Ehre des Hauses für seine eigene Ehre? Sind nicht die flatterhaften Gedanken beständig beim Sport oder im Verein? Ist es nicht bereits dahin gekommen, daß der Brotherr gar nicht mehr weiß, wie vornehm er diese mit zahllosen Vereinsehren geschmückten Herren Arbeiter behandeln, wie hoch er sie bezahlen soll? Allein die Ehre des Sports und des Vereins ist, ganz abgesehen davon, daß es dort schlechterdings nichts zu verdienen giebt, doch keine wahre Ehre. Und der Berufsehre kann kein redlicher Mann entbehren, sie ist ein

notwendiges Stück seines Lebens. Denn drei empfindliche Punkte giebt es im menschlichen Herzen, die nicht berührt werden können, ohne ein tiefes Weh zu verursachen. Das ist die Religion, das Familienglück und die Berufsehre. Wer in einem von diesen dreien gekränkt worden ist, der hat eine unheilbare Wunde davongetragen. Trotz ihrer Prahlerei und ihrer Vergnügungssucht sind darum diese Sportleute und diese Vereinshelden in der Regel mißmutige, unzufriedene Menschen, welche im Stillen finden, daß die Socialdemokraten mit ihren Weltverbesserungsplänen doch eigentlich gar nicht so Unrecht haben.

Wir waren bereits zu der Ueberzeugung gekommen, daß jede Arbeit ehrenvoll sei, sofern sie sich nur auf ein nützliches und notwendiges Werk richtet. Man redet freilich auch von einer Arbeit der Diebe und der Gauner; man rühmt den Socialdemokraten nach, daß sie unablässig im Dienste ihrer Partei arbeiten; allein uns ist jedenfalls klar, daß diese Thätigkeit trotz ihres fieberhaften Eifers das grade Gegenteil der echten Arbeit, jenes stillen und demütigen Schaffens ist, welches der Apostel Paulus seinen Christenleuten zur Pflicht macht. Die wahre, rechte Arbeit zerstört nicht die heiligen Ordnungen Gottes, sondern hilft vielmehr dazu, sie aufzurichten und zu erhalten. Darum hat auch jede rechte Arbeit einen veredelnden Einfluß auf den Menschen. Was man lange Zeit von den entsittlichenden Wirkungen der Fabrikarbeit geredet hat, das hat sich bei unbefangener Untersuchung mehr und mehr als eine Fabel erwiesen. Bei der Arbeit wird kein Mensch verdorben. Die Socialdemokraten allerdings nennen die Fabriken kaum noch anders, als die Brutstätten des Lasters, und viele humane Leute reden es ihnen gedankenlos nach, allein die Thatsachen bieten für diese Behauptungen nicht den mindesten Anhalt. Wir haben bereits gesehen, daß die größte Zahl der jugendlichen Verbrecher auf das Bauernland Altenburg entfällt, während die rheinischen Industriebezirke verhältnißmäßig einen sehr geringen Procentsatz der jugendlichen Verbrechen aufweisen. Und die Zahl der unehelichen Kinder wird durch die fortschreitende Fabrikindustrie gradezu vermindert. Sollte es sich aber dennoch zeigen, daß irgend ein Arbeitsgebiet besonders fruchtbar an Lastern und Verbrechen wäre, so ist ganz gewiß nicht die Arbeit an sich der Mutterboden dieses häßlichen Unkrautes. Es gedeiht nur darum so gut, weil das Sonnenlicht des göttlichen Wortes nicht in jenes Arbeitsfeld hineinleuchten kann, und der Geist der Heiligkeit nicht darüber weht. Die Arbeit bedarf der

religiösen Weihe. Das Sprichwort sagt: Bete und arbeite! Das Gebet ist die Seele jeder ehrlichen und gesegneten Arbeit. Durch die religiöse Weihe empfängt die Arbeit erst ihren vollen Wert, ihre göttliche Majestät. Wo aber die religiöse Weihe verloren ging, da ist die Arbeit weiter nichts, als ein Mittel, um Geld zu verdienen. Sie bildet nicht mehr das Band, welches das ganze Volk friedlich umschlingt, sondern vielmehr die Waffe, wodurch sich die einzelnen Klassen einander bekämpfen und vernichten. Sie ist nicht mehr die Quelle eines fröhlichen Selbstgefühls, sondern vielmehr das drückende Joch, das nur mit Murren und Klagen getragen wird. Wo die Arbeit noch mit der religiösen Weihe umgeben erscheint, in der Schule und in der Kirche, da ist auch noch Arbeitsfreudigkeit vorhanden, trotz der schweren Mühe und trotz des verschleppten Avancements. Die Bauern alten Schlages pflegen ihre Arbeit noch mit Gebet und religiösen Gebräuchen zu heiligen. Da werden noch die Felder im erwachenden Frühjahr in feierlicher Procession eingesegnet, allsonntäglich hören sie das Gebet um gute Witterung zum Wachstum der Früchte des Landes, welches ganz eigens um ihrer Arbeit willen gesprochen zu werden scheint, und wenn das Gotteshaus am schönen Erntefeste im Schmucke der Blumen, Früchte und Garben prangt, wenn der Prediger von dem sauren Schweiß des Pflügens und Säens und von der reichen Freude der Ernte redet, da hat der Bauer noch das Gefühl, daß es doch etwas schönes und herrliches um seine Arbeit sei, trotz der schlechten Kornpreise und der hohen Gesindelöhne. Vielleicht ist kein Stand, der unter der modernen Entwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse so schwer gelitten hätte, als der Stand der Bauern, und dennoch sind diese Leute verhältnißmäßig noch immer ruhig und zufrieden geblieben. Dort allerdings, wo die Kirche geschwänzt und dafür um so fleißiger die Schnapskneipe aufgesucht wird, da ist die Socialdemokratie auch unter den Bauern eingebrochen. Dem Handwerk ist die religiöse Weihe neuerdings leider mehr und mehr verloren gegangen, und die Industrie hat sie überhaupt noch gar nicht gefunden. Der Verfasser erinnert sich, daß er in seiner Jugend eine Kirche gesehen hat, in welcher jede Innung ihr eignes Betstübchen besaß. Als einmal ein größeres, kirchliches Fest gefeiert wurde, da wehten alle Innungsfahnen in der Kirche. Seitdem hat der geläuterte Kunstgeschmack die Betstübchen aus der Kirche entfernt, und an Stelle der Innungsfahnen flattern jetzt die Fahnen der Turner und der Militärvereine. Damit ist denn aber auch der Berufsstolz und die Zufriedenheit der Handwerker zum

Kuckuk gegangen; aus dem arbeitsfreudigen Handwerksmeister ist der kindische Vereinsmeier und der nörgelnde Bierphilister geworden, der am Wahltage verstohlen den socialdemokratischen Zettel in die Urne schiebt. Allmählich beginnt jedoch das Handwerk sich wieder auf seine wahre Ehre und seine ächte Kraft zu besinnen. In den Großstädten sind die Militärvereinsfahnen bereits wieder durch die Innungsfahnen zurückgedrängt worden. Damit wird denn auch der goldene Boden des Handwerks mehr und mehr wieder gefunden. Die Bergleute hatten auch einmal die Sitte, zuvor zu singen und zu beten, ehe sie in den dunklen Schacht hinabstiegen. Ob diese Sitte noch besteht, ist uns unbekannt; die Gegenwart wird sie wohl, wie so manchen andern, schönen Gebrauch abgestreift haben, weil jetzt das Singen und Beten zuviel Zeit kosten würde. In der Industrie aber scheint es vollends, als ob man den lieben Gott gar nicht brauchte zur Arbeit. Wenn der Grundstein eines neuen Fabrikgebäudes gelegt, wenn die weitgestreckten Räume bezogen und die rasselnden Maschinen in Bewegung gesetzt werden, da sieht man nichts von einer religiösen Feier. Arbeiterfeste werden ja auch in der Industrie fleißig begangen. Fast in jeder Zeitung ist die Beschreibung eines solchen Arbeiterfestes zu lesen. Und nachdem der Berichterstatter das glänzende Festmahl, die sinnigen, lebenden Bilder und den fröhlichen Tanz geschildert hat, versäumt er niemals hinzuzusetzen, daß dieses Fest abermals einen leuchtenden Beweis für das volle Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern abgelegt habe. Allein sobald der Wahltag herankommt, wird dieser schöne Traum schnell zunichte. Grade in unsern festfrohen, sächsischen Arbeiterkreisen ist bisher die Socialdemokratie unaufhaltsam fortgeschritten. Das ist auch ganz natürlich. Mit dem Rausche des Festes ist auch die Dankbarkeit verflogen gegen den, der es veranstaltete; die Arbeiter behalten nichts übrig als den verdorbenen Flitterstaat, dem sie manchen sauer verdienten Groschen geopfert haben. Das häusliche Elend und die Unzufriedenheit bleiben nach wie vor. Wir wollen ja diese Arbeiterfeste nicht durchaus verwerfen. Allein wer da sieht, welche Verheerungen diese maßlose Vergnügungssucht ohnehin in der Arbeiterbevölkerung anrichtet, der sollte sich doch sagen, daß man mit diesen Arbeiterfesten sehr sparsam sein muß. Man sollte sie nur auf die hohen Ehrentage des Hauses beschränken. Und man sollte doch auch die religiöse Weihe dabei nicht versäumen. Wenn das hundertjährige Jubiläum eines Geschäftshauses gefeiert wird, wäre es da nicht an der Zeit, etwa einen gemeinsamen Kirchgang anzustellen, um

dem Herrn aller Herren Dank zu sagen für seine unverdiente Gnade, womit er dieses Haus überschüttet hat, und seinen Segen auch für die kommenden Tage auf die gemeinsame Arbeit herabzuflehen? Ein wunderlicher Gedanke freilich für unser Geschlecht! Wir glauben, wenn die Herren Fabrikanten von unsern Vorschlägen hören, so werden sie darüber den Kopf schütteln und gar nicht begreifen, wie nur jemand in diesem Jahrhundert der Elektricität und des Dampfes noch mit solchen sentimentalen und zopfigen Ansichten hervortreten kann.

Selbst der Staat hat sich von dem ungeistlichen Strom der Zeit mit forttragen lassen. Es scheint, als ob er der religiösen Weihe für seine Arbeit ebensowenig bedürfte, als die Großindustrie oder der Handel. Als im Jahre 1848 das Frankfurter Parlament eröffnet wurde, da machte Einer der Abgeordneten den Vorschlag, man wolle doch die gemeinsame Beratung mit einem Gebete beginnen. Aber höhnisch tönte es ihm entgegen: Man habe nun genug gebetet, jetzt sei die Zeit gekommen zu handeln! Nun, gehandelt hat man dann freilich viel mit einander, oft sehr stürmisch und eifrig, aber nichts fertig gebracht. Seit jenen stürmischen Tagen ist man im politischen Leben freilich etwas frömmer geworden. Heutzutage pflegt man wenigstens die Verhandlungen des Landtages mit einem Gottesdienste einzuleiten; auch erhalten die Pfarrer Anweisung, des Landtags während seiner Beratungen in dem sonntäglichen Kirchengebete zu gedenken. Allein im großen und ganzen mag doch der moderne Staat bei seinen Arbeiten von der Mitwirkung der Kirche nicht viel wissen. Wenigstens kann man es heute erleben, daß der Grundstein eines kaiserlich deutschen Postgebäudes gelegt, das Hebefest eines neu zu errichtenden Amtsgerichts gefeiert oder ein neues, prächtiges Bahnhofsgebäude eingeweiht wird, ohne daß es jemand in den Sinn käme, diese wichtigen Ereignisse mit einer kirchlichen Feier zu umgeben. Ja — es ist unglaublich — der Kirche selbst passiert es wohl, daß sie vor lauter Uebergeistlichkeit den Segensspruch zu ihren eigenen Werken zu sprechen vergißt. Wenn das neue Pfarrhaus fertig ist, zieht der Pfarrer ohne alle Ceremonien aus dem alten hinüber, als ob niemals ein frommer Sänger gesungen: Wo Gott nicht giebt zum Haus sein Gunst, da ist all unser thun umsonst. Um so größer ist dafür der Spektakel, wenn etwa das neue Steigerhaus der Feuerwehr oder die neue Halle für den Turnverein oder die neue Fahne der „Ehemaligen" eingeweiht wird. Da muß der Geistliche heran, um eine Rede zu

halten, und sobald sie vorüber ist, beginnt der Kommers oder der Tanz. Was ist die Folge von dieser Verkehrtheit? Keine andre, als diese, daß die Leute heutzutage nichts wichtigeres mehr kennen, als Turnvereine, Feuerwehrparaden und Klubfeste. Die Ordnungen des Staates und der Kirche aber haben ihre heilige und imponierende Majestät verloren, nachdem auch der Berufsarbeit nichts mehr zurückgeblieben ist, als das Geldverdienen und die Last und die Enttäuschung. Dabei kann sich kein fühlendes Menschenherz zufrieden geben. Ueberall Forderung höherer Löhne und geringerer Arbeitszeit, überall Lamento, Mißmut, Unzufriedenheit, zeternde Scheltworte und grobe Erwiderungen und wütende Blicke. Alle Welt sucht nach dem Einen, glücklichen Berufe, bei dem wirklich noch in Frieden und Behaglichkeit zu leben ist, und kann ihn doch nicht finden. Jeder meint, er für seine Person habe aus dem Loostopfe des Schicksals gerade die schlechteste Nummer gezogen. Und wenn bei der Wahl einmal Handwerker, Bauern und Fabrikanten, Neid und Streit vergessend, zusammenhalten, so thun sie es weniger, um sich gegenseitig zu unterstützen, als vielmehr aus bleicher Furcht vor den Socialdemokraten, welche drohend bereits die Hand ausstrecken, um die Besitzenden ein wenig zu erleichtern. Aber oft helfen alle Wahlkartelle nichts, und die Socialdemokraten gewinnen doch den Sieg. Das ist der Fluch der Arbeit, die nicht mehr vom Gebet geheiligt wird. Wie die statistischen Tabellen einen beständigen Fortschritt des Volkswohlstandes nachweisen, so beweisen sie zugleich ein unaufhörliches Wachsthum der Unzufriedenheit. Die weisen Leute dieses Jahrhunderts aber sind gegen diese deutliche Sprache taub: trotzdem, daß sie von Wahltag zu Wahltag Enttäuschung über Enttäuschung erleben, quälen sie sich unaufhörlich damit ab, die sociale Frage mit der erhöhten Schulbildung und mit patriotischen Vereinen und mit großen Nationalfesten und mit meterlangen Wahlaufrufen lösen zu wollen.

Es ist die wichtigste Aufgabe der evangelischen Kirche der Gegenwart, der Arbeit wieder ihre religiöse Weihe zurückzugeben. Wo immer eine Gelegenheit geboten ist, auf die Werke der Menschen den Segen des Allerhöchsten herabzuflehen, da sollte sie von der Kirche niemals versäumt werden. Riehl erzählt, daß die Einweihung der neuen Wasserleitung in München im Jahre 1881 mit einem feierlichen Gottesdienste in allen städtischen Kirchen begangen worden sei. Der philiströse Geist freilich, wie er heute besonders in Mittel- und Norddeutschland herrscht, will in dem Zusammenklang von Kirchenlied und Wellen-

geplätscher in der Küche schlechterdings keine Harmonie entdecken. Allein wer in seinem Gesangbuche das Lied stehen hat:

> Das walte Gott, der helfen kann!
> Mit Gott fang ich mein Arbeit an,
> Mit Gott nur geht es glücklich fort,
> Drum ist auch dies mein erstes Wort:
> Das walte Gott!

der geht an einem solchen Tage gern zur Kirche. Dagegen empfindet das ächt christliche Gemüt eine tiefe Beschämung, wenn es den ernsten Talar des Geistlichen von dem lächerlichen Narrenspiel der Schützenbrüder oder Sportsgenossen umgeben sieht, oder wenn bei der Weihe der Fahne irgend welcher Ehemaliger die Rede des Geistlichen in einer kirchlichen Form leeres Stroh darbietet, um alsbald von den patriotischen Ansprachen des Festkommerses abgelöst zu werden, die sich denn in der Regel ebenso gespreizt nach ihrer Form, wie dürftig nach ihrem Inhalte ausweisen. Die Kirche segnet die Arbeit ihrer Glieder, aber nicht ihr Vergnügen. Diesen Grundsatz hat sie sich von Anfang an zur Richtschnur genommen. Nur der Nachgiebigkeit gegen die Unsitten dieser Zeit ist es zu danken, wenn der Geistliche sich von jeder ernsten und bedeutungsvollen Angelegenheit geduldig hinwegschieben läßt, um danach zu allerlei Narretheidingen gebraucht zu werden. Wer da will, daß das Volk wieder Freude an seiner Arbeit haben soll, der helfe mit, dieselbe unter den Segen der Kirche zu stellen. Auch die Predigt soll so oft wie möglich den süßen Lohn und die herrliche Verheißung einer treuen Arbeit schildern, damit die Arbeiter endlich einmal zurückkommen von ihren wehleidigen Klagen über den geraubten Arbeitsverdienst, und ihren Arbeiterberuf vielmehr wie eine unverdiente Gnade Gottes betrachten lernen. Das Gezeter über die Tyrannei des Kapitals, in welches einzustimmen heute gewissermaßen zu dem Programm eines gesinnungstüchtigen Arbeiterfreundes gehört, beruht zum größten Teil auf einer völligen Unkenntniß aller socialen Gesetze. Arme und Reiche müssen sein, sagt die heilige Schrift, und diese göttliche Ordnung wird keine socialpolitische Weisheit jemals umstoßen können. Aber wenn es auch immer Arme und Reiche geben wird, so braucht es doch keine Lumpen und auch keine Geldprotzen zu geben. Die Armut gehorsam, zufrieden und fleißig und den Reichtum demütig, freundlich und gerecht zu machen — das ist die Aufgabe der christlichen Kirche; und das glückliche Einvernehmen zwischen beiden, wie es noch immer an vielen Orten Deutschlands, auch in einzelnen

Großstädten, beobachtet werden kann, beweist, daß jene Aufgabe für sie durchaus nicht unlösbar ist.

11. Kapitel.

Das Arbeitsverhältniß der Unterordnung.

Hat der geneigte Leser schon einmal ernstlich darüber nachgedacht, woher wohl der böse Ruf komme, mit welchem die Schwiegermütter in dieser argen Welt beladen sind? Treibens denn die Schwiegermütter wirklich alle so schlimm, wie die Witzblätter und die Hagestolzen ihnen nachreden? Nimmermehr. Wir glauben vielmehr, daß man von keiner Menschenklasse in dem Grade behaupten könne, sie sei besser als ihr Ruf, als eben von den Schwiegermüttern. Und trotzdem erscheinen sie in der öffentlichen Meinung kaum anders, als die gefürchteten Unholdinnen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, das Glück junger Ehen zu zerstören. Woher kommt das? Vielleicht dienen die folgenden Bemerkungen dazu, das Rätsel seiner Lösung einen Schritt entgegen zu führen.

Fassen wir die Thatsachen unbefangen ins Auge. Was geschieht, wenn die Schwiegermutter dem neuen Haushalte ihren ersten Besuch abstattet? Ohne Zweifel findet sie manche Anordnung und Einrichtung, die sich ihres Beifalls nicht erfreuen kann. Sie verfehlt natürlich nicht, die unerfahrene Tochter auf den bemerkten Mißgriff aufmerksam zu machen, und in der Regel dürfte sie ja mit ihren Ausstellungen auch Recht haben. Allein die abweichende Methode beruht nun entweder auf einer ausdrücklichen Anordnung der jungen Frau, welche damit eben ihre Selbständigkeit und ihre Herrscherwürde hat bezeugen wollen, oder sie ist ein Opfer, welches man, sei es der Laune, sei es der Bequemlichkeit des jungen Herrn gebracht hat. Kurz und gut, obwohl das Fehlerhafte der veränderten Einrichtung von der Schwiegermutter schlagend nachgewiesen worden ist, wird sie dennoch als eine berechtigte Eigentümlichkeit beibehalten. Natürlich aber entsteht jedesmal, so oft der Verlauf des häuslichen Lebens oder die Familienberatungen die erwähnte Streitsache in den Vordergrund schieben, die Differenz der Meinungen von neuem; und wenn dann endlich die Frau Mutter mit Koffern und Hutschachteln wieder abrückt, dann machen Tochter und Schwiegersohn drei Kreuze hinter ihr her und bitten sie im Geiste, nicht sobald wiederzukommen.

Da hat man ein schlagendes Zeugniß für das Wort des alten

Homer: „Nichts gutes ist die Vielherrschaft, Einer soll Herr sein". Dieses Wort gilt für jeden Haushalt, für jede Gemeindeverwaltung, für jede Körperschaft, sei es in der bürgerlichen Gesellschaft, im Staate oder in der Kirche. Wir haben es nun hier mit der Berufsgemeinschaft, d. h. der Verbindung von Arbeitgeber und Arbeiter zu irgend einer wirtschaftlichen Unternehmung zu thun. Auch hier muß das Kommando des Ganzen jedenfalls in Einer Hand liegen. Denn viele Köche verderben allemal den Brei. Daher sind alle diejenigen Unternehmungen, welche auf die Thätigkeit vieler, gleichberechtigter Mitglieder gegründet waren, in der Regel sehr bald wieder zu Grunde gegangen, nicht blos an dem Zwiespalt der Meinungen, sondern auch an dem Mangel selbständiger Entwürfe und Pläne, welche immer nur von Einem Kopfe gefaßt und von Einem Willen hinausgeführt werden können. Man weiß, daß viele von den Konsumvereinen des bekannten Schulze-Delitzsch nach kurzer Wirksamkeit wieder sanft und selig entschlafen sind, obgleich es sich hier gar nicht um neue, bahnbrechende Unternehmungen handelte. Sollten aber gar die Produktivgenossenschaften des Ferdinand Lassalle ins Leben gerufen und nach der Idee dieses berühmten Arbeiterführers vom Staate mit Kapitalien unterstützt werden, so würde man bald sehen, daß sie in der That gar nichts hervorbringen, sondern vielmehr nur verzehren: Ströme von Gold würden auf Nimmerwiedersehen in ihrem Schoße verschwinden. Ueberall, wo ein Unternehmen ins Werk gesetzt werden soll, welches das Zusammenwirken vieler Kräfte erfordert, ist es notwendig, daß Einer an die Spitze trete, um das Ganze zu leiten, während die Uebrigen nach seinen Anordnungen zu handeln haben. Natürlich trägt dann auch der Unternehmer allein Gewinn und Verlust des Unternehmens, während die Uebrigen einzig und allein für ihre Leistungen nach dem mit dem Unternehmer vereinbarten Satze gelohnt werden. Damit wird denn die von den Socialpolitikern häufig geforderte Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn hinfällig. Am Unternehmergewinn können offenbar nur diejenigen beteiligt werden, welche selbst zu den Unternehmern gehören. Es mag also wohl geschehen, daß in irgend einem industriellen Etablissement die ersten Beamten, auf deren Ratschläge und Bemühungen für das Gedeihen des Ganzen besonders viel ankommt, bei einem glücklichen Ausschlag der Spekulation einen Teil des Unternehmergewinnes mit empfangen. Ebenso kann man einem Reisenden von den durch seine Geschicklichkeit vermittelten Geschäften eine be-

stimmte Provision gewähren. Diese Einnahme bildet in den genannten Fällen einfach einen Teil des Arbeitslohnes, und hat die Beteiligung an etwaigen Verlusten zur notwendigen Kehrseite. Etwas anderes ist es hingegen, wenn es sich um den einfachen Arbeiter handelt. Dieser wird an den Spekulationen des Fabrikherrn in keiner Weise beteiligt; er ist ja nicht einmal im stande, weder die Tragweite der Unternehmungen, noch auch den Geschäftsgang des Arbeitsbetriebes zu übersehen. Ebenso wenig kann man daran denken, ihm etwa einen Teil der gehabten Geschäftsverluste aufzubürden. Er vollbringt also lediglich die Arbeit, welche ihm von dem Unternehmer zugewiesen wird, um den mit diesem vereinbarten Lohn. Diesen Lohn fordert er auch dann, wenn der Unternehmer keinen Gewinn, sondern nur Verlust gehabt hat. Folgerichtig kann er auch keinen Anspruch auf etwa gemachten Gewinn erheben.

Trotzdem sind die Pflichten des Arbeitgebers gegen den Arbeiter nicht damit erledigt, daß er den ausbedungenen Lohn jenem auch zur rechten Zeit zahlt. Die Arbeit ist eine sittliche That. Wer sich in den Dienst eines Andern begiebt, der opfert demselben seine körperliche und geistige Kraft, seine Gesundheit, vielleicht sein Leben auf. Die Arbeit verlangt also eine persönliche Hingabe des Arbeiters an seinen Herrn. Demgemäß ist der Herr verpflichtet, sich gleichfalls persönlich seinem Arbeiter hinzugeben und für das leibliche und sittliche Wohl desselben einzustehen. Diese sittlichen Verpflichtungen des Unternehmers gegen den Arbeiter lassen sich keineswegs in ihrem ganzen Umfange durch das Gesetz regeln, ihre Erfüllung muß vielmehr vorwiegend von dem christlichen Charakter des Arbeitgebers erwartet werden.

Wenn der Arbeitgeber einen Arbeiter um einen bestimmten Lohn in seinen Dienst genommen hat, so ist es seine Aufgabe, nicht blos die Arbeit, sondern auch das sittliche Verhalten desselben möglichst genau zu beobachten. Sobald er wahrnimmt, daß jener einen Irrweg einzuschlagen im Begriffe steht, so muß er ihn in aller Freundlichkeit und mit allem Ernste auf den begangenen Fehler aufmerksam machen. Wir wiederholen ausdrücklich, daß es sich hier nicht blos um die Fehler der geschäftlichen Arbeit, sondern auch um sittliche Verirrungen handelt; denn wenn wir die Schicksale so vieler gescheiterter Existenzen betrachten, so werden wir finden, daß die sittlichen Fehltritte einen höhern Anteil an ihrem Unglück tragen, als die mangelnde Geschäftstüchtigkeit. Der Arbeitgeber ist also z. B. verpflichtet, den Untergebenen von schlechter Gesellschaft zurückzuhalten, eine unzweckmäßige Ver-

wendung des verdienten Geldes zu verhindern und eine geregelte Lebensweise möglichst zu fördern.

In diesem Punkte werden heute zahllose Mißgriffe begangen. Viele Arbeitgeber huldigen der häßlichen Manier, daß sie ihre Leute niemals direkt auf einen begangenen Fehler aufmerksam machen. Man begnügt sich damit, den Fehltritt des Untergebenen lange Zeit in der Stille mit verbissenem Aerger zu beobachten und es ihm nur durch ein auffällig verändertes Benehmen anzudeuten, daß er sich vergangen hat. Ist das Maß voll, dann bricht plötzlich ein furchtbares Zorngewitter über das Haupt des Schuldigen herein, welchem gewöhnlich Knall und Fall die Entlassung folgt. Namentlich im Handelsstande herrscht dieser unliebenswürdige Gebrauch. Hier und da hat sich eine solche Feigheit in das Verhältniß zwischen Herren und Untergebenen eingeschlichen, daß beide nur noch schriftlich mit einander verkehren. Natürlich wirkt ein Tadel oder eine Kündigung, wenn sie schriftlich gegeben werden, zehnmal so bitter, als eine mündliche Zurechtweisung, die zu rechter Zeit erteilt wurde, gewirkt haben würde. Man darf sich nicht wundern, wenn unter diesen Umständen die Socialdemokratie sich bereits bedenklich tief auch in die gebildeten Kreise der Geschäftsgehilfen hineingefressen hat.

Des weiteren ist der Arbeitgeber verpflichtet, einen jeden seiner Untergebenen nach Gebühr zu belohnen und zu befördern. Er hat sich hierbei vor allem auf seine Beobachtung zu stützen. Für die untersten Stufen ist es am zweckmäßigsten, die Arbeiter einfach der Zeitdauer des Arbeitsverhältnisses angemessen zu belohnen und zu fördern. Erst wenn der Einzelne eine bestimmte Strecke im Gleichschritt mit seinen Genossen zurückgelegt und so Gelegenheit gehabt hat, seine besonderen Gaben und seine Geschäftstüchtigkeit zu zeigen, ist es an der Zeit, von der strengen Ordnung des Dienstalters abzuweichen und jeden nach seinen Talenten zu befördern, wobei es denn nicht ausbleiben kann, daß Ungeschicklichkeit oder Lässigkeit von der Strebsamkeit und dem Genie geschlagen werden.

Vielleicht giebt es kein Gebiet, auf welchem so viel gesündigt wird, wie auf diesem. Redliche Arbeiter klagen, daß viele Arbeitgeber bei der Belohnung und Beförderung ihrer Untergebenen die größte Willkür walten lassen. Leute, die es verstehen zu schmeicheln und sich recht eifrig stellen, werden bevorzugt, während die bescheidene, stille Thätigkeit zurückgesetzt wird. Uebrigens haben auch viele treue Geistliche, tüchtige Lehrer und brave Beamte Ursache, in die beschriebenen

Klagen mit einzustimmen. Niemand begreift, nach welchem Grundsatze eigentlich die Versetzungen und Beförderungen vorgenommen werden. Die Regel, daß in den unteren Stufen die Beförderung in der Hauptsache nach dem Dienstalter zu erfolgen hat — eine Regel, welche sich z. B. in der Armee so ausgezeichnet bewährt, wird ohne zwingenden Grund aufgegeben. Natürlich wird eine erfahrene Zurücksetzung von gebildeten Leuten doppelt bitter empfunden. Denn die Mißachtung der Arbeit und ihrer Rechte schlägt dem Herzen eine Wunde, welche durch das Pflaster etwa gewährter Alterszulagen nur sehr unvollkommen geheilt wird. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, namentlich der gebildete Mensch nicht; er verlangt vor allem sein Recht und seine Ehre. Wird ihm beides vorenthalten, so wird er in der empfindlichsten Weise gekränkt. Und nur ein ächt christliches Gemüt kann eine solche Beleidigung überwinden mit der Ueberzeugung, daß auch die erfahrenen Demütigungen den Kindern Gottes zum Heile dienen müssen; solche aber, die nicht gelernt haben, ihr Herz zu bezähmen, zeigen sich unlustig zur Arbeit und geben ihrem Aerger gelegentlich wohl auch einen öffentlichen Ausdruck.

Im weiteren ist der Arbeitgeber für das persönliche Wohl seines Untergebenen verantwortlich. Weil der Arbeiter im Dienste seines Herrn Kraft, Gesundheit und Leben aufs Spiel setzt, so ist dieser auch verpflichtet, helfend einzugreifen, sobald der Arbeiter an seinem höchsten, irdischen und zugleich einzigen Besitz, seiner Arbeitskraft, Schaden genommen hat. Diese Verpflichtung bezieht sich indessen nicht blos auf den Arbeiter, sondern auch auf dessen Familie. Demzufolge geziemt es dem Arbeitgeber, dem Arbeiter eine Unterstützung zu gewähren, sobald dieser während seiner Arbeitszeit von einer Krankheit befallen wird, oder einen Unfall erleidet, der seine Arbeitskraft lähmt. Ebenso ist es die Pflicht des Herrn, dem Untergebenen, der in seinem Dienste alt und kraftlos geworden ist, bis an sein Lebensende eine Pension zu gewähren. Und endlich haben auch die Hinterlassenen des verstorbenen Arbeiters Anspruch auf die Hilfe seines Brotherren, mag nun ihr Ernährer einem Unfall in seinem Berufe erlegen oder sonst aus irgend einer Ursache verstorben sein.

Ob diese Unterstützungen freiwillig gewährt oder gesetzlich geregelt werden, thut nichts wesentliches zur Sache. Empfehlenswert ist natürlich der letztere Weg, weil er beide Teile gleich von vorn herein über die etwa zu leistenden Pflichten und die zu fordernden Rechte ins klare setzt. Jedenfalls können in dem Falle, wo die An-

sprüche der Arbeiter gesetzlich und zwar in einer Weise geregelt werden, daß die drückendsten Notstände von ihnen abgewehrt sind, die Lasten nicht sämmtlich auf die Schultern der Arbeitgeber gewälzt werden. Vielmehr ist der Arbeiter selbst mit dazu heranzuziehen, weil ja doch das ganze Unternehmen mit allen seinen Vorteilen das gemeinsame Werk von Arbeitgebern und Arbeitern ist. Allein die Verpflichtung, welche dem Arbeitgeber in Bezug auf Leben und Gesundheit seines Untergebenen aufzuerlegen ist, bedingt zugleich das Recht einer angemessenen, sittlichen Zucht. Solche Krankheiten und Unfälle also, welche auf selbstverschuldete, völlig außerhalb des Arbeitsverhältnisses liegende Ursachen zurückgeführt werden müssen, z. B. auf Trunksucht oder Unkeuschheit, verpflichten den Arbeitgeber nicht zur Unterstützung des kranken oder verunglückten Arbeiters. Ebenso steht es dem Arbeitgeber frei, eine gewisse Altersgrenze festzusetzen oder auch eine gewisse Gehaltshöhe, unter welcher es dem Arbeiter nicht erlaubt ist zu heiraten. Denn wenn irgend etwas dazu beiträgt, die Kräfte des Arbeiters schnell aufzuzehren und den Notstand unter den Arbeiterklassen dauernd zu machen, dann sind es die vorzeitigen Heiraten, wie sie heutzutage besonders unter der Fabrikbevölkerung beklagt werden müssen. Nehmen doch auch Staat und Kirche für sich das Recht in Anspruch, ihren Offizieren, Beamten und Geistlichen das Recht der Heirat bis zu einer gewissen Grenze vorzuenthalten, obgleich selbst ein Mann wie Thiersch über diesen Zwang empört ist.

Nur beiläufig soll bemerkt sein, daß neben den materiellen Unterstützungen die persönliche Teilnahme des Arbeitgebers immer nebenher gehen muß. Es geziemt sich also, daß der Brotherr den erkrankten Arbeiter aufsuche und ihm Trost zuspreche; daß er nicht blos mit Geld, sondern auch mit gutem Rat in allen Nöten und Bedrängnissen sich als der beste Freund seines Untergebenen erweise. Sehr nahe liegt es übrigens, daß sich Frau und Tochter des Brotherren die geistliche Pflege der Arbeiter besonders angelegen sein lassen, während dem Manne mehr die materielle Unterstützung zukommt. In jeder Beziehung hat der Vorgesetzte seinen Untergebenen, soweit es möglich ist, zu schützen, zu decken und zu unterstützen. Namentlich ist er auch verpflichtet, die Berufsehre desselben öffentlich wahrzunehmen. Kein Arbeiterjubiläum sollte vorbei gehen, ohne daß der Jubilar von seinem Herrn mit ehrenden Geschenken ausgezeichnet würde; kein verstorbener Arbeiter sollte zur letzten Ruhe bestattet

werden, ohne daß wenigstens eine Deputation des Geschäftspersonals von dem Prinzipale zur Ehrenbegleitung abgeordnet würde.

Es ist kaum nötig zu sagen, daß der Arbeitgeber auch verpflichtet ist, dafür Sorge zu tragen, daß der Arbeiter die notwendigsten Bedürfnisse seines leiblichen und sittlichen Lebens ohne Schwierigkeit decken kann, obwohl dieselbe sich zunächst nur auf sein Privatleben beziehen. Wenn irgendwo Wohnungsnot herrscht, so trifft die Arbeitgeber zunächst die Pflicht, für billige und gesunde Wohnungen ihrer Arbeiter zu sorgen. Reicht die Schule nicht mehr aus, so sollen die Herren Fabrikanten den Beutel weit öffnen, damit schnell die nötigen Neubauten oder Erweiterungen vorgenommen werden können. Ebenso ist es mit der Kirche: die herrschende Kirchennot und der Mangel an Geistlichen müßte ein beständiger Vorwurf für die reichen Unternehmer sein, deren langgestreckte Fabriken mit ihren dampfenden Schloten die arme, kleine Kirche ganz zu erdrücken und zu ersticken scheinen. Die Fürsorge für eine ausreichende, kirchliche Pflege der Arbeiter ist unter allen Umständen die erste und notwendigste Pflicht des Brotherren; an zweiter Stelle steht die Beschaffung gesunder Wohnungen; mit Konsumvereinen u. dergl. braucht man sich nicht eben zu beeilen, obwohl ja diese Einrichtungen unter Umständen auch sehr segensreich wirken.

Unsere sächsischen Fabrikanten haben von diesen ihren sittlichen Verpflichtungen den Arbeitern gegenüber im ganzen noch wenig Verständniß. Sie glauben vielmals genug gethan zu haben, wenn sie ihren Arbeitern dann und wann ein Arbeiterfest veranstalten — eine sehr zweifelhafte Wohlthat, wie wir bereits gesehen haben. Kirche und Schule wird von ihnen gern übersehen. Wir nehmen uns daher die Freiheit, ihnen zu sagen, daß ihre Kollegen in der Rheinprovinz und in Westfalen sich der Kirche gegenüber bei weitem freigebiger erweisen. In den Jahren 1884—1887 sind in der Rheinprovinz der evangelischen Kirche an Schenkungen und Vermächtnissen nicht weniger als $1^1/_2$ Millionen Mark zugeflossen. Und welche Opferfreudigkeit auch sonst noch in den dortigen Kreisen herrscht, das möge man aus folgenden Notizen ersehen:

In den Fabriken der Firma F. Brandts in M.-Gladbach sind neben der gesetzlichen Krankenkasse folgende Wohlfartseinrichtungen eingeführt:

1. Konstituirung eines Arbeitervorstandes als Aeltesten-Kollegium zur Verwaltung der verschiedenen Kassen und zur Erhaltung und

Förderung des Geistes der Zusammengehörigkeit, der Ordnung, der guten Sitte unter den Arbeitern.

2. Eine Familienkrankenkasse, als Ergänzung der gesetzlichen Krankenkasse, zu der der Fabrikbesitzer 50 % Zuschuß zahlt.

3. Eine Arbeiterkasse für Vorschüsse, Unterstützungen, gemeinschaftlichen Einkauf billiger Lebensmittel, ebenfalls mit Zuschuß von 50 % seitens des Fabrikinhabers.

4. Eine Sparkasse, deren Einlagen der Fabrikinhaber mit 6, 5 und $4^1/_2$ % verzinst.

5. Ein Sparverein der verheirateten Arbeiter zur Beschaffung billiger Lebensmittel, die der Fabrikinhaber mit 5 % verzinst.

6. Eine Kinderbewahranstalt.

7. Eine Nähschule.

8. Eine Arbeiterbibliothek.

9. Bade-, Wasch- und Umkleideräume.

10. Ein Gesang- und Instrumentalverein.

11. Mittagstisch zu 20 Pf. pro Kopf und Tag.

Die großartigen Wohlfartseinrichtungen, welche Alfred Krupp im Interesse seiner Arbeiter getroffen hat, sind zu bekannt, als daß es sich verlohnte, hier näher darauf einzugehen.

Die Aufgabe, welche die Kirche auf diesem Gebiete zu lösen hat, erstreckt sich ebensowohl auf die Arbeitgeber, als auf die Arbeiter. Sie hat den Ersteren das Verständniß zu eröffnen für den sittlichen Charakter des Arbeitsverhältnisses, welches eine unbegrenzte, persönliche Hingabe fordert, wie sie durch keinen äußerlichen Arbeitsvertrag und durch kein Staatsgesetz über Arbeiterschutz jemals erschöpft werden kann. Den Arbeitern aber hat sie zu predigen, daß jeder Anspruch auch von einer Verpflichtung begleitet sein muß, und daß die durch das Staatsgesetz dem Arbeiter gewährten Vorteile nicht dazu gereichen sollen, um die Trägheit und den Leichtsinn zu unterstützen, sondern vielmehr dazu, den redlichen Arbeiter vor Aengstlichkeit und banger Sorge zu bewahren und ihn um so fester an seine Pflichten zu binden.

12. Kapitel.

Das Arbeitsverhältniß der Gleichordnung.

Im Grunde genommen ist jede Arbeit nichts anderes, als ein Dienst, welchen ein Mensch dem andern leistet, um einen Gegendienst

dafür zu empfangen. So dient der Arbeiter seinem Herrn mit seiner Arbeitskraft gegen einen bestimmten Lohn, und ebenso dient auch der Fabrikant wieder seinen Kunden, indem er die fertige Waare gegen einen besonders vereinbarten Preis eintauscht. Allein zwischen der ersten und der zweiten Art des Arbeitsverhältnisses ist dennoch ein tiefgreifender Unterschied. Während der Arbeiter seinem Herrn zu dauerndem Dienst verpflichtet ist, beruht die gegenseitige Dienstleistung von Lieferant und Abnehmer auf Verträgen, die immer nur für den einzelnen Fall vereinbart werden; während ferner der Arbeiter weiter nichts thut, als die gegebenen Befehle seines Herrn auszuführen und dafür den vereinbarten Lohn in Empfang nimmt, arbeitet der Unternehmer nach eigenen Plänen und für viele zugleich, wobei er die Hoffnung hat, seine Dienste zeitweilig sehr hoch gelohnt zu sehen, andrerseits aber auch Gefahr läuft, daß dieselben ganz zurückgewiesen werden. Die freie Arbeit unterscheidet sich also sowohl ihrem Wesen wie ihrem Ertrage nach sehr deutlich von derjenigen, welche auf einem bestimmten Dienstverhältniß beruht.

Allein auch die freie Arbeit ist nicht ganz frei, sondern bedarf gewisser Schranken und Gesetze, einmal, um ihren sittlichen Charakter zu wahren, dann, um ihre Kraft zu verstärken und endlich, um ihren Trägern wenigstens ein gewisses Maß von Sicherheit zu gewähren. So wie wir also aus dem Arbeitsverhältniß der Unterordnung den sogenannten freien Arbeitsvertrag als unchristlich und undeutsch zurückgewiesen haben, ebenso entschieden müssen wir uns auch in dem Arbeitsverhältniß der Gleichordnung gegen den Grundsatz der schrankenlosen Konkurrenz erklären. Der sittliche Geist der Arbeit verlangt durchaus unter den Genossen des Berufs eine gewisse Verbindung, wenn auch über das Maß und die Bedeutung derselben die Anschauungen der Socialpolitiker zur Zeit noch weit auseinander gehen mögen. Diese Verbindung oder Organisation hat übrigens auch bei denjenigen Arbeitern ihr Recht, welche bereits in dem Verhältniß der Unterordnung sich befinden. Denn obwohl ihr Wille dem Willen ihres Brotherrn unterworfen ist, so sind sie dennoch keine rechtlosen Sklaven, sondern vielmehr freie Männer, berechtigt, sich in engere Gemeinschaften zusammenzuschließen, damit sie die Gesetze ihrer gemeinsamen Arbeit mit einander erörtern und auf die Verbesserung der Arbeitsbedingungen hinarbeiten. Wenn wir also für recht finden, daß die Unternehmer in gewissen Korporationen einen Mittelpunkt suchen und die Früchte ihrer Arbeit durch abgeschlossene Kartelle zu sichern bemüh

sind, so müssen wir auch den Arbeitern und den Handwerksgesellen die Möglichkeit einräumen, in Arbeitervereinen, in Fachgenossenschaften und Gesellenvereinen einen gemeinsamen Schutzwall ihrer Rechte aufzurichten. Die Bedeutung solcher Verbände ist nun eine ziemlich vielseitige und dabei sehr wichtige, so daß wir uns nicht entschlagen können, dieselbe hier etwas eingehender zu erörtern.

1. Die Berufsgenossenschaft hat die Aufgabe, den sittlichen Geist der Arbeit unter den Berufsgenossen zu pflegen. Dieser Geist lebt in den bei dem bestimmten Gewerbe im Schwange gehenden Gebräuchen, Ordnungen und Sitten. Die Berufsgenossenschaft hat also darüber zu wachen, daß der überlieferte, vornehme Anstand der Arbeit nicht unversehens durch das eindringende Unwesen der Schleuderei, des Betrugs oder der Scheinarbeit verdrängt werde, daß nicht die Treue, die Redlichkeit dem Schwindel oder dem Vertragsbruch weichen müsse, daß nicht das gediegene, heimische Fabrikat mit fremden Etiketten aufgeputzt, das reine nicht durch ungehörige Zusätze verfälscht werde. Ebenso gehört es zu ihren Pflichten, die Unsitte der Sonntagsarbeit, des blauen Montags u. s. w. zu bekämpfen.

2. Sie hat ferner die überlieferten Anschauungen von dem den Berufsgenossen zustehenden Maße der äußeren Repräsentation zu pflegen. In jedem Berufe bildet sich ein gewisses Maß von Ansprüchen heraus in Bezug auf die äußere Gestaltung der Lebensweise, auf Einrichtung des Haushaltes, des Tisches, der Kleidung, auf den Anteil an den geselligen Freuden, Ansprüche, welche leicht ins Ungemessene auswachsen oder ins Planlose sich verlieren, wenn die Berufsgenossenschaft nicht ihre schützende Hand über die ehrwürdigen Ueberlieferungen der Väter hält. Auch ist es unmöglich, daß jeder Einzelne sofort wisse, wann es Zeit sei zu heiraten, welche Gesichtspunkte bei der Eheschließung beobachtet werden müssen, auf welchem Fuße der Haushalt einzurichten sei — in diesen Fragen und in hundert andern muß vielmehr die Berufsgenossenschaft ihre Glieder vor Verirrungen und Mißgriffen bewahren. Die mangelnde, sittliche Organisation des Arbeiterstandes ist vorzüglich schuld daran, daß diese Menschenklasse in ihren Lebensansprüchen und Festlichkeiten einer plumpen Nachahmung der übrigen Gesellschaftsklassen huldigt, wodurch denn dieselben weit über die Grenzen ihres Standes hinausgeführt werden.

3. Die Berufsgenossenschaft muß die materiellen Rechte ihrer Glieder schützen. Dies ist der Gesichtspunkt, welcher die Handwerker veranlaßt, in ihren Innungen gewisse Waarenpreise festzusetzen, welche

dem Einzelnen einen wohlverdienten Gewinn sichern; die Bauern, gemeinsam Düngemittel zu kaufen oder eine Dampfdreschmaschine zu mieten; die Fabrikanten, gemeinschaftliche Petitionen an die Regierung wegen Beseitigung oder Einführung von Schutzzöllen zu richten u. s. w. Es ist offenbar, daß auch die Arbeiter nur von einem unveräußerlichen Rechte Gebrauch machen, wenn sie Beratungen über Frauen- und Kinderarbeit pflegen und diesbezügliche Eingaben an die Regierung richten; wenn sie durch Vorstellungen bei ihren Arbeitgebern oder durch Arbeitsniederlegung eine Verkürzung der Arbeitszeit oder eine Erhöhung des Lohnes herbeizuführen suchen.

4. Die Berufsgenossenschaft hat die Berufsehre sowohl des ganzen Standes als auch der einzelnen Mitglieder wahrzunehmen. Es steht ihr also zu, die wichtigen Wendepunkte und entscheidenden Thatsachen des Berufslebens, z. B. die Weihe einer neuen Herberge, die Jubiläumsfeier einer Innung oder den Gedenktag einer wichtigen Erfindung mit einer entsprechenden Feier zu umgeben. Sie nimmt ferner an den Jubiläen ihrer Mitglieder entsprechenden Anteil und begleitet endlich auch den letzten Gang derselben, den Gang zum Grabe, mit den Ehren, die dem Entschlafenen um seiner Verdienste willen gebühren.

5. Die Berufsgenossenschaft umgiebt das Leben ihrer Mitglieder mit gewissen Sicherheiten. Die Versicherungskassen, welche den Berufsgenossen gegen Krankheit und Not im Alter, seine Familie gegen Armut und Entbehrung schützen sollen, müssen auf der gemeinsamen Grundlage des Berufs errichtet werden. Wenn etwa der Staat selbst die Ordnung dieser Versicherungen in die Hand genommen hat, so bleibt doch der Berufsgenossenschaft noch die Pflicht der freien Fürsorge für ihre Glieder. So haben die Geistlichen ihren Feuerhilfsverein und ihre Unterstützungskasse für verwaiste Predigertöchter, die Lehrer ihren Pestalozziverein, die Handwerkerinnungen ihre Sterbe- und Begräbnißkassen, die Arbeiter ihre Vereinskasse, um diejenigen Genossen, welche ohne Verschuldung arm oder arbeitslos geworden sind, über dem Wasser zu halten.

6. Die Berufsgenossenschaft sorgt für die Erziehung des jungen Nachwuchses. Sie führt die Lehrlinge in die Kunstgriffe und Sitten des Handwerks ein, errichtet, wo es notwendig ist, besondere Fachschulen, sorgt dafür, daß die jungen Lehrbeflissenen gut und gründlich unterrichtet werden, schützt sie vor Mißbräuchen seiten des Meisters, nimmt ihre Prüfungen vor und stellt ihre Zeugnisse aus. Sie ist auch insofern für die Wohlfart der nachwachsenden Generation be-

sorgt, als sie denjenigen Gliedern, welche ihre Kenntnisse zu erweitern und ihre Kräfte entsprechend zu verwerten wünschen, Arbeitsgelegenheiten nachweist und gute Herbergen erschließt; und endlich versäumt sie es auch nicht, denen, welche einen selbständigen Betrieb einzurichten gedenken, mit Geschenken oder Darlehen unter die Arme zu greifen.

Jeder Beruf hat ebensowohl das Recht, wie die Pflicht, seine Glieder in eine feste Gemeinschaft zu organisieren. Ohne eine solche Organisation wird nicht blos der sittliche Geist aus dem Berufe entschwinden, sondern die auseinander fallenden Bestandteile werden auch bald die willenlosen Werkzeuge derer werden, welche durch das Kapital oder die Intrigue oder andre verwerfliche Mittel einen bedeutenden, öffentlichen Einfluß ausüben. Je fester ein Beruf organisiert ist, um so größer wird seine öffentliche Macht und sein Ansehen sein. Die straff geordneten Berufskreise gewinnen alsbald den Sieg über diejenigen Gemeinschaften, die nur ein lockeres Gefüge haben. So hat die feste Verfassung des katholischen Klerus neuerdings einen glänzenden Triumph gefeiert über die lose Gemeinschaft der evangelischen Geistlichkeit. Die Armee hat das Bürgertum zurückgedrängt, und innerhalb des Bürgertums ist wieder das auseinanderfallende Handwerk und die ungeordnete Industrie von dem streng verfaßten Beamtentum geschlagen worden. Erst neuerdings beginnen Handwerk und Großindustrie sich wieder aufzuraffen; der strengen Fabrikordnung der letzteren muß denn auch die oft in Lotterwirtschaft ausartende Hausindustrie mehr und mehr erliegen. Ebenso ist neuerdings die evangelische Geistlichkeit, welche durch eine allzu lose Berufserziehung, durch die Verschiedenheit der theologischen Richtungen und vornehmlich durch die Eifersüchteleien eines unnatürlichen Konkurrenzkampfes zersplittert wurde, durch den stark ausgeprägten Korpsgeist der Lehrer merklich in den Schatten gestellt worden.

Ueberall, wo man eine feste Organisation des Berufs versäumt hat, ist alsbald ein auffälliger, sittlicher und politischer Rückgang zu bemerken. In diesem Falle entscheidet über Wert und Bedeutung des Einzelnen im wesentlichen nichts andres mehr, als das äußere Renommee und das Kapital — wodurch beides erlangt wurde, danach wird wenig gefragt. So war in den sogenannten Gründerjahren in die Industrie die Tyrannei gegen den wirtschaftlichen Schwachen, das Schleuderunwesen und die Scheinarbeit eingedrungen, während das Handwerk zugleich der Lotterei und dem Pfuschertum verfiel. Was

aber den politischen Rückgang eines auseinanderfallenden Berufes anbelangt, so offenbart sich dieser nach einer zwiefachen Richtung. Wenn die Hoffnung auf Reichtum der einzige Sporn zur Arbeit ist, wenn die Rücksicht auf die Berufsgenossen, die Berufsehre und die Arbeitssitte nichts mehr gilt, so wird jener Geist der Selbstsucht großgezogen, wie er in der Partei des Fortschritts lebt. Das Gegenstück dazu bildet die Socialdemokratie. Diejenigen nämlich, welche in dem wilden Konkurrenzkampfe von den Stärkeren niedergeworfen werden und keine Hoffnung haben, jemals zu Reichtümern zu gelangen, sehen ihre einzige Rettung in der vollkommenen Ausgleichung aller Güter, wie sie der Socialismus predigt. Daher hat Fürst Bismarck vollkommen recht, wenn er den Fortschritt als die Vorfrucht der Socialdemokratie bezeichnet.

Ein Beruf, welcher wohlorganisiert ist, bedeutet nicht eine Gefahr, sondern vielmehr eine feste Stütze des Staates. Denn indem die Genossen desselben den Segen einer festen Vereinigung an sich spüren, erkennen sie, daß wie in ihrem engeren Kreise, so auch im ganzen Staate das Wort gelte: So Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so Ein Glied sich freuet, so freuen sich alle Glieder mit. Das Verständniß für die vielbesprochene Harmonie der Interessen wird nur vermittelst einer festen Berufsgemeinschaft erweckt. Andrerseits überzeugt sich jeder, der über die Bedingungen und Gesetze seiner Arbeit nachdenkt, daß eine gedeihliche Entfaltung derselben nur unter einer starken Staatsgewalt möglich ist. Diese Behauptung wird nicht durch den scheinbar widersprechenden Umstand erschüttert, daß die meisten Fachvereine, sowie die Mehrzahl der Arbeitervereine unter socialdemokratischem Einfluß stehen. Wenn diese Vereine wirklich das wären, was sie zu sein behaupten, so würden sie in der That die Pflegestätten des Patriotismus und eine zuverlässige Stütze des Staates sein. Nun aber wird in den Fachvereinen alles mögliche getrieben, nur eben das Fach nicht; und wer die unausgesetzten Stiftungsfeste, Ausflüge und geselligen Zusammenkünfte der Arbeitervereine betrachtet, der überzeugt sich, daß nur die Ironie diesen Vereinen ihren Namen geben konnte. Uebrigens wissen die Socialdemokraten selbst am besten, von welcher Seite ihnen Gefahr droht. Haben sie nicht von jeher Gift und Galle gegen die Innungen gespieen? Und als man forderte, daß in den Fachvereinen und den Fachzeitungen wirklich nur das Fach betrieben würde, haben sie sich da nicht so geringschätzig als möglich über diese „Fachsimpelei“ geäußert? Die Arbeitervereine und

die Fachgenossenschaften sind vollkommen richtige, sociale Bildungen; und wenn sie jetzt zur Schutzhütte der Socialdemokratie geworden sind, so ist dieser Umstand nur ein Vorwurf gegen die höheren Kreise, welche thatenlos zugesehen haben, wie diese Bildungen von dem Socialdemokraten in Beschlag genommen wurden. Der Staat sollte darum davon absehen, die Fachgenossenschaften und die Arbeitervereine unablässig mit polizeilichen Chicanen zu verfolgen; er sollte sich damit begnügen, bekannte Volksverführer von diesen Vereinen fern zu halten und vor allem der dort eingedrungenen, maßlosen Vergnügungssucht zu wehren. Die Unternehmer aber sollten die Gelegenheit ergreifen, um in den Fachgenossenschaften ihren Arbeitern Vorträge und Belehrungen über die Natur ihrer gemeinsamen Arbeit zu bieten! Denn die Frage nach den Gesetzen, den Rechten und Aussichten seines Berufs ist die wichtigste, welche der Arbeiter überhaupt kennt; und wenn ihm auf diese Frage nicht von den Führern der Industrie und den Trägern der socialen Wissenschaft eine befriedigende und einleuchtende Antwort gegeben wird, so bleibt ihm nichts übrig, als sich an den Socialdemokraten zu wenden.

Die Organisation des vierten Standes ist ein Problem, mit dem sich die Welt seit der französischen Revolution vergeblich abgemüht hat. Nur teilweise ist es gelungen, dieses Rätsel annähernd zu lösen. Schon die erste Frage, die hier erhoben werden muß, erregt eine Fülle von Zweifeln. Wer ist denn eigentlich berufen, die Arbeiter zu organisieren? Die protestantischen Nationalökonomen weisen diese Aufgabe in der Regel einzig dem Staate zu, während dieselbe von ihren katholischen Kollegen ebenso entschieden der Kirche zugebürdet wird. Wir behaupten dagegen, daß weder der Staat, noch die Kirche zunächst dazu berufen sind, die Arbeiter zu organisieren, sondern daß diese Organisation vielmehr von den Beteiligten selbst auszugehen hat. Ueberhaupt sind verständige Socialpolitiker darüber einig, daß der Staat bei der Geburt der socialen Reformen weiter nichts als Hebammendienste zu leisten habe. Jeder Beruf hat sich selbst die ihm entsprechenden Ordnungen zu geben, und die Sache des Staates ist es nur, diese Ordnungen nach Beseitigung etwaiger Mißbildungen mit der Majestät des Gesetzes zu befestigen. Die Aufgabe der Kirche ist hier gleichfalls keine unmittelbare, sondern sie beschränkt sich vielmehr auf eine moralische Unterstützung der sich selbst organisierenden Arbeiter.

In diese Schranken sind denn auch in der That die socialpolitischen Bestrebungen der katholischen Geistlichkeit von dem größten

ihrer Socialpolitiker, dem Freiherrn Ketteler von Mainz gewiesen worden: „Es kann nicht der Beruf der Kirche sein, diese Arbeitervereine und Anstalten zum Wohl der Arbeiter direkt und von Amts wegen zu gründen und zu leiten; wohl aber kann sie dieselben durch wohlwollende Teilnahme, durch Aufmunterung und Anerkennung, durch Unterricht und geistliche Mithilfe in hohem Grade fördern". Dieser besonnene Rat ist nun allerdings von dem Eifer der katholischen Kleriker vielfach in den Wind geschlagen worden. Sie haben nicht geruht, als bis das ganze Land mit einem Netze von Gesellenvereinen, christlich-socialen Arbeitervereinen, Bauernvereinen, Winzervereinen u. s. w. überzogen war, welche, von fanatischen Kaplänen geleitet, nicht selten zum Herde einer wüsten Demagogie geworden sind. Deshalb sind diese Vereine, nachdem sie anfangs den katholischen Bischöfen gelegentlich zu einem wirksamen Hebel der politischen Opposition gedient hatten, zuweilen diesen selbst nicht wenig unbequem geworden. Die evangelische Kirche hat dieser socialen Thätigkeit der katholischen Kirche zunächst nur einige schwache Anfänge zur Seite zu stellen. Die christlich-sociale Partei Stöckers ist ein besonderes, berliner Produkt, welches anderswo sich nicht recht lebensfähig erwiesen hat. Dagegen zeigen die evangelischen Arbeitervereine in Rheinland und Westfalen eine sehr erfreuliche Entwickelung. Man kann nur wünschen, daß diese Vereine im ganzen, evangelischen Deutschland bald eine fleißige Nachahmung finden mögen. Unter allen Umständen aber ist der evangelischen Geistlichkeit zu raten, daß sie die vorsichtige Regel Kettelers in alle Punkten genau befolge. Daneben wird sie wohl thun, wenn sie die von der Humanität begründeten Arbeiterfortbildungsvereine auf interkonfessioneller Grundlage nicht unterstützt. Denn diese Vereine sind thatsächlich mit der Zeit zumeist weiter nichts geworden, als die Herde des socialdemokratischen Parteitreibens. Als solche erweisen sie sich durch ihre maßlose Vergnügungssucht, durch ihre gelegentlichen, politischen Kundgebungen und durch die bunte Mischung des dargebotenen Wissenstoffes, mögen sie auch sonst nicht versäumen, sich einen patriotischen Schein zu geben. Uebrigens ist diesen Arbeiterbildungsvereinen von sachverständigen Arbeitern selbst schon das Verwerfungsurteil gesprochen worden. In dem Augenblick, wo Zeitungsschreiber, Professoren und Volksschullehrer in brennendem Wetteifer sich bemühten, den Arbeiter durch die Bildung glücklich zu machen, äußerte sich einer der entschiedensten Demokraten in Baden: „Wir finden gegenwärtig Arbeiter, welche vor lauter Gelehrsamkeit

ihren eignen Vater nicht mehr kennen und sich selbst gar nicht. Ueber Fragen, worüber die größten Gelehrten noch nicht einig sind, und über welche die Wissenschaft noch lange nicht entschieden hat, sind diese Leute bereits ganz fertig. Solche gelehrte Arbeiter giebts sehr viele. Ueberhaupt werden den Leuten oft unter dem Namen Wissenschaft eine Menge Geschichten und Dinge in den Kopf gesetzt, die sie weder glücklicher noch gescheiter machen, ihr Gedächtniß wird so vollgestopft, daß sie nur immer dümmer werden, und über die gewöhnlichsten Dinge, wenn sie gefragt werden, nichts zu reden wissen oder nur Unsinn sprechen". Vor dieser Gefahr der Vielwisserei, welche zuletzt in den Sumpf der Demokratie hineinführt, bleiben die Arbeitervereine nur bewahrt, wenn sie auf religiöser Grundlage errichtet werden. Diejenigen Berufskreise dagegen, welche sich über den Bildungsstand des Arbeiters erheben, die Handwerker und Kaufleute, brauchen allerdings ihre Organisation nicht gerade auf religiösem Grunde zu erbauen. Denn da diese Verbindungen in der Regel auf weitere Gebiete sich erstrecken, als die engbegrenzten Arbeitervereine, so würde durch den streng konfessionellen Charakter derselben allerdings leicht ein unnatürlicher Riß in die deutsche Arbeit hineingebracht werden. Allein wenn auch aus den Innungen, den kaufmännischen Vereinen u. s. w. niemand wegen seiner entgegenstehenden, religiösen Meinung ausgeschlossen werden darf, so können doch auch Vereinigungen der Handwerker, Kaufleute und Industriellen vor etwaigen Abwegen ihrer Vereinsbildung nur dann bewahrt bleiben, wenn sie nicht versäumen, ihre Arbeit mit der religiösen Weihe zu umgeben.

4. Der Staat.

13. Kapitel.

Die Socialreform.

Wenn wir es jetzt unternehmen, die sociale Aufgabe des Staates kurz darzustellen, so gehen wir nicht ohne ein gewisses Bangen ans Werk; denn wir wissen von vorn herein, daß unsre Ausführungen den Anschauungen der ganzen gebildeten Welt schlechterdings nicht genügen werden. Daß wir jetzt erst vom Staate reden, ist überhaupt schon unerhört; wie aber nun, wenn es sich gar zeigen wird, daß wir

bemüht sind, die Wirksamkeit des Staates auf dem socialen Felde fast überall nur zurückzudrängen und zu beschränken? Es ist ja doch ganz offenbar, daß die sociale Frage nur vom Staate gelöst werden kann! Wer z. B. die Schriften des berühmten Socialpolitikers Schäffle studiert, der wird sich überzeugen, daß dort die socialen Reformen fast ausschließlich dem Staate zugewiesen werden, während die Familie und die Kirche nur sehr beiläufig behandelt sind. Man schlage irgend eine socialpolitische Zeitschrift auf, und man frage sich, ob nicht allemal das dritte Wort darin der Staat ist. Was die Zeitungen an socialen Aufgaben heute alles dem Staate aufbürden, das ist schier zum lachen. „Der Arbeiter hat nur Einen wahren Verbündeten, und das ist der Staat, nicht der Staat der Zukunft, sondern der gegenwärtige, dem schon das Interesse der Selbsterhaltung gebietet, auf die Versöhnung der schroffen, socialen Gegensätze hinzuarbeiten". So schreibt Dr. Munding in seinem Buche „Die Lüge des socialistischen Evangeliums", und schiebt damit alle, welche bisher gleichfalls dem Arbeiter freundlich sich zu erzeigen bemüht waren, die Arbeitgeber, die Gründer und Leiter wohlthätiger Vereine, die Geistlichen einfach beiseite. Und so oft man das Gespräch der Gebildeten über die sociale Frage belauscht, hört man aus dem Gewirr der sich widersprechenden Meinungen immer nur das Eine Wort Staat deutlich heraus. Ein Geschäftsreisender setzte dem Verfasser einmal auseinander, daß der Staat eigentlich das viele Kirchengehen der Katholiken verbieten müsse, damit der Kaufmann und der Handwerker auch immer zur Verfügung ständen, wenn der Geschäftsreisende sie in ihren Häusern aufsuche.

Seitdem die berühmte, kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 das Signal zu der vom Staate durchzuführenden Socialreform gegeben hat, redet man gern von dem praktischen Christentum des Staates. Man erblickt also in der Inangriffnahme jener socialen Reformen ein offenkundiges Zeugniß von dem christlichen Charakter des heutigen Staates. Allein dieser Meinung können wir doch nicht so ohne weiteres beipflichten. Wenn das Wesen des Christentums darin vornehmlich bestünde, daß für die kranken Arbeiter Krankenkassen gebildet werden, daß den Verunglückten eine Entschädigung ausgeworfen wird, daß die Invaliden einen Anspruch auf Pension haben und die Hinterlassenen eines verstorbenen Arbeiters eine gesetzlich geordnete Unterstützung empfangen, so wäre die Kirche selbst lange Jahrhunderte hindurch keine christliche gewesen. Denn es hat Zeiten

gegeben in der Kirche, wo man weder von einem gesetzlich geregelten Gehalte ihrer Diener, noch von irgend einer Pensionskasse etwas wußte; und noch heute entbehren bekanntlich die niederen Kirchendiener einer geordneten Altersversorgung. Die Ordnung bestimmter Versicherungen für die Arbeit ist allerdings die Verkörperung eines wichtigen, christlichen Gedankens, insofern dadurch der sittliche Charakter der Arbeit einen gesetzlichen Ausdruck empfängt. Allein ob jener sittliche Begriff der Arbeit in diese gesetzliche Form gekleidet wird, das hängt von dem Maße ab, in welchem die socialen Verhältnisse eines Staates sich bereits entwickelt haben. Daher hat man kein Recht, dem mittelalterlichen Staate das Prädikat des christlichen Staates abzusprechen, weil er die gesetzlich geordnete Versicherung des Arbeiters noch nicht kannte; ebensowenig aber verleiht die Inangriffnahme der Socialreform dem modernen Staate ohne weiteres den Anspruch auf diesen Ehrennamen. Da wir aber jetzt einmal bei der Socialreform stehen, so wollen wir die Gelegenheit benutzen, um zu untersuchen, in wie weit der Staat in der That die Grundsätze des Christentums damit verwirklicht, und ob seine eigenen Kräfte für das geplante Werk genügend erscheinen.

Der Anfang der Socialreform ist bereits gemacht, und zwar, wie es die Klugheit gebot, mit dem leichtesten Werke, der Versicherung gegen Krankheit und Unfall. Die Kosten der Krankenkasse werden von den Unternehmern und Arbeitern zugleich getragen, während die Lasten der Unfallversicherung den Ersteren allein zufallen. Wir haben indessen bereits gezeigt, daß jedes Recht auch mit einer entsprechenden Verpflichtung parallel gehen muß, und daß den Arbeitgebern, wenn sie für Leben und Gesundheit ihrer Untergebenen verantwortlich gemacht werden, auch die Befugniß einer strengen, sittlichen Zucht über dieselben einzuräumen ist, damit nicht die Versicherungskasse zu einem Faulbett des Leichtsinns und einer Zuchtrute der ehrlichen Arbeit ausarte. Die hier angedeutete Gefahr ist denn auch bereits bezüglich der Krankenkassen sichtbar hervorgetreten. Es hat sich nämlich gezeigt, daß leichtsinnige Arbeiter in einer gradezu unverantwortlichen Weise auf ihre körperliche Gesundheit einstürmen, in der gewissen Hoffnung, daß die Krankenkasse jedenfalls für alle davongetragenen Schäden eintreten muß. So entfielen z. B. bei den 7 dresdener Ortskrankenkassen, welche im Jahre 1885 über 19000 Krankenanmeldungen zählten, 21 % dieser Meldungen auf den Montag und nur 6 % auf den Sonntag. Diese Erscheinung ist, wie ein Kenner der Kranken-

versicherung, Dr. Heym in Leipzig, schon 1878 beobachtete, darauf zurückzuführen, daß von der Mehrzahl der Menschen die Sonntagsvergnügungen unter allen Umständen, auch bei halbkrankem Körper, mitgemacht werden. Oft sind es Vergnügungen nachteiliger, ja unflätiger Art. Die Folgen bleiben nicht aus. Es stellen sich Erkrankungen ein, die dem Vergnügen meist auf dem Fuße folgen und in den ersten Tagen der Woche zur Anmeldung kommen. Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß die Versicherungskassen gradezu wie eine Prämie auf die Unsittlichkeit wirken müssen, wenn nicht zugleich eine strenge, sittliche Zucht dem Mißbrauch derselben wehrt. Zu der gleichen Ueberzeugung hat eine andere Erfahrung geführt. Jener Gesetzesparagraph, welcher den Wöchnerinnen eine bestimmte Krankenunterstützung aussetzt, läßt es zu, daß diese Unterstützung auch den außerehelichen Müttern gewährt werde. Um nun dieser Vergünstigung teilhaftig zu werden, kommt es oft vor, daß Dienstmädchen, Schneiderinnen u. s. w., welche sich schwanger fühlen, schleunigst die Fabrikarbeit aufnehmen, um der Vorteile der Krankenkassen teilhaftig zu werden. Diese Zustände entsprechen offenbar sehr wenig dem Geiste des Christentums. Von einem Staate, welcher sich bezüglich der Socialreform in Wahrheit auf den christlichen Standpunkt stellen will, muß man fordern, daß er bei der Verteilung seiner Wohlthaten vor allem die sittlichen Gesichtspunkte festhalte, daß er also von dem Genuß derselben ein für allemal diejenigen ausschließe, welche nachweislich durch einen groben sittlichen Leichtsinn den Schaden selbst herbeigeführt haben. Demgemäß darf weder den Sonntagstänzern, noch den unehelichen Müttern, noch den Trunkenbolden ein Anteil an den Leistungen der Versicherungskassen zugeschrieben werden. Zugleich ist aber der Staat auch verpflichtet, der maßlosen Vergnügungssucht, welche zahllose Krankheiten und Unfälle verursacht, einen wirksamen Riegel vorzuschieben.

Weit schwieriger nun, als die Versicherung gegen Krankheit und Unfall ist diejenige der Invaliden und der Hinterlassenen verstorbener Arbeiter. Bei den Krankenunterstützungen und Entschädigungen für erlittene Unfälle handelt es sich einfach darum, dem Arbeiter einen Ersatz für den Verlust von Arbeitskraft zu gewähren, den er im Dienste seines Arbeitgebers erlitten hat. Die Möglichkeit des Kraftverlustes schwindet also sofort mit der Auflösung des Arbeitsverhältnisses. Ganz anders ist es mit der Versicherung der Wittwen und Waisen. Hier tritt die Hilflosigkeit oft erst dann ein, wenn eben ein

Arbeitsverhältniß schon gar nicht mehr besteht. Die Altersversicherung ist im Grunde weiter nichts, als eine besondere Form des Arbeitslohnes. Sie wird, wie man aus den Pensionsgesetzen der Geistlichen, Lehrer und Beamten ersehen kann, nach dem Maße der geleisteten Arbeit bestimmt, und dieses wieder wird nach der Dauer des Dienstverhältnisses und nach der Höhe des zuletzt bezogenen Gehalts bemessen, so daß also z. B. derjenige Beamte, welcher 40 Jahre lang im Dienste gewesen ist, bei seiner Pensionierung vielleicht 80 % seines zuletzt bezogenen Gehaltes als Pension forterhält. Es ist offenbar, daß auch bei der Pensionierung des Arbeiters die gleichen Grundsätze maßgebend sein müssen. Zwar ist der Gedanke aufgeworfen worden, die invalid gewordenen Arbeiter ohne Rücksicht auf die Dauer des Arbeitsverhältnisses so zu unterstützen, daß sie der Nahrungssorgen enthoben sind, während man für die durch hohes Alter invalid gewordenen Arbeiter nur eine sehr knappe Pension in Aussicht genommen hat. Allein dieser Gedanke ist offenbar kein glücklicher. Auch sind die bisher veröffentlichten Grundzüge der Alters- und Invalidenpension von allen Seiten so heftig angegriffen worden, daß die Regierungsblätter selbst nur mit offenbarer Verlegenheit ihre Verteidigung zu führen sich bemühen. Aber eben dann, wenn man daran geht, die Pension des invaliden Arbeiters nach dem Maße der von ihm geleisteten Arbeit zu bestimmen, türmen sich wahre Berge von Schwierigkeiten empor. Wie soll das gelieferte Arbeitsquantum immer sicher bemessen werden, da ja viele unter den Arbeitern, z. B. die Maurer oder die Zuckerrübenarbeiter, überhaupt nur periodenweise beschäftigt sind, andre wieder durch die Ungunst der wirtschaftlichen Lage längere oder kürzere Zeit auf den Strand geworfen werden? Und wenn z. B. ein Arbeiter während des Sommers als Tagelöhner und während des Winters als Strumpfwirker sein Brot verdient, welche von beiden hier in Frage kommenden Berufsgenossenschaften soll die Kosten der Altersversorgung tragen? Dazu kommt, daß der Staat bei der Begründung der Altersversorgung der Arbeiter zum ersten Male in den eigenen Beutel greifen muß. Aber woher das Geld nehmen? Denn wenn die Altersversicherung nur einigermaßen wirksam sein soll, so sind gradezu ungeheure Opfer von Seiten des Staates notwendig.

Man sieht, daß die Fortführung der Socialreform auf Hindernisse stößt, welche dieselbe vielleicht noch in Jahrzehnten nicht zum Abschlusse kommen lassen werden. Und dabei ist es sehr fraglich, ob es

überhaupt gelingt, mit derselben die Arbeiterklassen zu befriedigen und die Socialdemokraten zu bekämpfen. Bis jetzt scheint dies jedenfalls nicht so. Denn weder Kranken- noch Unfallkassen sind bisher im stande gewesen, den Siegeslauf der Socialdemokratie zu verzögern.

Es ist nämlich klar, daß die besten Gesetze und Einrichtungen des Staates keinen Eindruck machen auf die Arbeiterschaft, wenn die sittlichen Wirkungen, welche davon ausgehen sollen, nicht erreicht werden. Diese sittlichen Wirkungen hervorzubringen aber ist weniger die Sache des Staates als vielmehr die Sache der Kirche. So lange die Kirche nicht ein tieferes, sittliches Bewußtsein im Volke erzeugt, werden die Unternehmer immer ein Mittel finden, sich um die ihnen vom Gesetz auferlegten Verpflichtungen herumzuwinden. Andrerseits wird die Begehrlichkeit der Arbeiter die Vergünstigungen der Versicherungskassen nie anders betrachten, als eine Abschlagszahlung, welche nur immer neue Forderungen hervorruft. Und endlich macht sich der Leichtsinn und das Laster kein Gewissen daraus, wie wir bereits gesehen haben, die in dem Versicherungswerk niedergelegten, wohlmeinenden Absichten gradezu aufs Schändlichste zu mißbrauchen. Es ist also vor allem die Aufgabe der Kirche, durch ihre moralischen Mittel der Socialreform erst einen Weg zu bahnen; und wenn der Leser den oben gegebenen Ausführungen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, so wird er wohl nicht leugnen, daß schon nach der socialen Rücksicht scharfe Maßregeln der Kirchenzucht z. B. gegen die Sünden der Unkeuschheit unumgänglich notwendig sind.

Uebrigens lehrt auch eine flüchtige Beobachtung der Thatsachen, daß die Socialreform die sociale Frage noch gar nicht einmal ins Herz trifft. Warum sind die armen Holzhauer im Gebirge stille und zufriedene Leute, während die gutbezahlten Maurer der Großstadt so gut wie einstimmig zur roten Fahne schwören? Macht etwa die Socialreform diesen Unterschied? Ganz und gar nicht. Die Sache ist vielmehr diese: die armen Gebirgsbewohner sind gottesfürchtige und fromme Leute und darum bei aller ihrer Armut still und zufrieden; die großstädtischen Arbeiter aber haben den Glauben von sich geworfen, nachdem sie von der Kirche gröblich vernachlässigt worden sind. Darum wohnt in ihrem Herzen der Geist der Begehrlichkeit und des Ungehorsams. Und bilden denn etwa die von mancherlei Leid und Not Getroffenen, die Kranken und Invaliden, den Kern der socialdemokratischen Partei? Keineswegs, sondern die Mehrzahl ihrer Anhänger sind vielmehr kerngesunde Leute, und zwar hauptsächlich

junge, unreife Burschen, denen weiter nichts fehlt, als einzig und allein die nötige, sittliche Zucht.

Angesichts dieser Thatsachen ist dem Staate der Rat zu geben, daß zugleich für eine bessere sittliche und kirchliche Zucht der Arbeitermassen Fürsorge getroffen wird, wenn er das schwierige und mühsame Werk der Socialreform noch weiter fortsetzt. Allein die Kirche ist imstande, der Socialdemokratie ein wirksames Halt zuzurufen. Um aber ihrer socialen Aufgabe gerecht zu werden, dazu bedarf die Kirche nicht blos einer kräftigeren, materiellen Unterstützung, sondern auch des bereits gezeichneten Maßes von Freiheit. Ohne die Mithilfe der Kirche müssen alle Maßregeln des Staates im Gebiet der Socialreform eitel Streiche in die Luft bleiben.

Es ist möglich, daß der Staat die hier gegebenen Warnungen in den Wind schlägt. Es ist möglich, daß er die sittliche Pflege der Arbeiterschaft nach wie vor außer acht läßt, und sich fort und fort nur bemüht, ihre materielle Existenz sicher zu stellen. Dann aber wird er die Erfahrung machen, daß er eine wahre Danaidenarbeit unternommen hat, indem er Leute mit Wohlthaten überhäuft, welche sie nicht zu würdigen wissen, dadurch vielmehr nur zu neuen Forderungen angestachelt werden. Und sehr leicht kann die Wirkung dieser Arbeiterschutzgesetze ihrem Zwecke gradezu entgegenlaufen. Wollte nämlich der Staat die jetzt bereits im Gesetze durchscheinende Absicht, ohne Wahrnehmung der sittlichen Grundsätze und ohne Berücksichtigung des besonderen Arbeitsverhältnisses allen Arbeitern gleichmäßig ihre Existenz zu garantieren, streng durchführen, so würde er nicht blos dem socialdemokratischen Gedanken kräftig vorarbeiten, sondern er würde auch die Arbeitgeber zwingen, zur Abwehr der ihnen zugemuteten Last eine festgeschlossene Phalanx zu bilden. Dann könnte sich sehr leicht die Erfahrung wiederholen, die man bei dem Gesetz über den Unterstützungswohnsitz hat machen müssen. Zu derselben Zeit, als man behauptete, daß jeder Arme im deutschen Reiche hinlänglich versorgt sei, da zeigte es sich, daß Tausende heimat- und hilflos die Landstraßen bedeckten. Nun blieb es der Kirche überlassen, mit ihren Herbergen zur Heimat und ihren Arbeiterkolonien den verfahrenen Karren wieder aus dem Kothe zu ziehen. So würde auch die Anforderung, jeden Invaliden ohne Unterschied ausreichend zu unterstützen, die Unternehmer nur dazu zwingen, daß sie ältere und schwächliche Leute ein für allemal von ihren Arbeitsräumen aussperren, und die Not würde ärger werden, als sie zuvor war. Wenn aber

heute gar einige Menschenfreunde von der Staatsversicherung gegen Arbeitslosigkeit schwatzen, so gehören sie in Eine Kategorie mit denen, welche ein Recht auf Arbeit konstatieren. Die Arbeit ist ja gradezu die Voraussetzung jeder Versicherung, und diese wiederum ist nichts anderes, als die gesetzliche Ordnung der Rechte der Arbeit. Wo also keine Arbeit vorhanden ist, da kann auch der Staat mit aller seiner Macht keine Versicherung schaffen — denn wo nichts ist, da hat selber der Kaiser das Recht verloren. Diese Wahrheit wird freilich von denjenigen Herren unter den Politikern und Professoren noch nicht begriffen, welche sich da oben auf der Höhe ihres Reichstagssitzes oder ihres Katheders so gebehrden, als hinge es eben nur von ihrer erhabenen Weisheit ab, ob die mageren oder die fetten Jahre ins Land hereinkommen.

14. Kapitel.

Die sittliche Aufgabe des heutigen Staates.

Nachdem wir die socialreformatorische Thätigkeit des Staates nach ihrem christlichen Gehalte geprüft haben, erübrigt es, zu untersuchen, in wie weit denn sonst nach seiner gegenwärtigen, sittlichen Beschaffenheit dem Staate der Beiname des christlichen gegeben werden könne. Er verdient diesen Ruhm offenbar nur dann, wenn er die redliche Absicht zeigt, alle seine Gesetze, Einrichtungen und Anstalten nach der Richtschnur des Evangeliums zu bilden. Legt man diesen Maßstab an Bau und Leben des heutigen Staates an, so wird man zugestehen müssen, daß derselbe in wesentlichen Punkten von den Grundsätzen der christlichen Moral abgewichen ist. Diese Behauptung zu begründen werden einige kurze Andeutungen genügen, welche wir an Stelle eines streng durchgeführten Beweises hinzunehmen bitten.

Zunächst ist es offenbar, daß in einem christlichen Staate nur diejenigen im Vollbesitz der bürgerlichen Ehrenrechte sich befinden können, welche sich, wenn auch nur äußerlich, zur christlichen Kirche bekennen. Alle übrigen Religionsgenossenschaften würden nur das Anrecht der Gäste und Fremdlinge für sich in Anspruch zu nehmen haben, welche zwar den Schutz des Staates genießen und dafür die ihnen auferlegten Pflichten zu leisten verbunden sind, an der Verwaltung der politischen Geschäfte aber keinerlei Anteil fordern können. Allein man sieht, daß thatsächlich heute auch Juden, ja sogar Heiden,

die gar keiner Religionsgemeinschaft angehören, im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sich befinden. Nicht nur, daß sie die Vertreter des Volkes mit wählen, so arbeiten sie auch selbst als gewählte Volksvertreter an der Gesetzgebung des Staates, ja, sie versehen wohl auch als Beamte die verschiedensten staatlichen Funktionen. Und obwohl einzelne unter ihnen bereits offen durch Wort und That bekannt haben, daß sie an dem Umsturz von Tron und Altar arbeiten, obwohl sie schon wegen Hochverraths empfindliche Strafen erlitten haben, so büßen sie doch dadurch an ihrer politischen Ehre nicht das geringste ein. Mit diesen Grundsätzen, welche das sittliche Urteil des Volkes bereits auf das bedenklichste verwirrt haben, kann sich die christliche Kirche schlechterdings nicht einverstanden erklären. Ueberhaupt muß sie in der ganzen Einrichtung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts eine Form der Verfassung erkennen, welche dem Geiste der heiligen Schrift nicht entspricht. Denn die heilige Schrift weiß nur von einer einzigen Gleichheit der Menschen; das ist die Gleichheit vor Gott. In allen irdischen Dingen aber sind wir einander durchaus ungleich, und sollen es auch bleiben. Es ist doch offenbar, daß im Staate wie überall die gewährten Rechte den geleisteten Diensten entsprechen müssen — wie kann man also einem einfachen Arbeiter ebensoviel politischen Einfluß einräumen, als einem großen Staatsmann oder einem namhaften, kirchlichen Würdenträger? Die politische Vertretung sollte demnach nach Ständen und nicht nach Köpfen geschehen; und wenn das damit gegebene Problem auch ein sehr schwieriges sein mag, so hat doch die Geschichte des deutschen Volkes den Beweis geliefert, daß es nicht unlösbar ist. Auch sind von hervorragenden Socialpolitikern, z. B. Riehl, bereits sehr beachtenswerte Vorschläge für eine ständische Vertretung der deutschen Nation gemacht worden. Mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht hat der Staat nicht blos einer zügellosen Agitation Tür und Tor geöffnet, sondern er hat auch gradezu die socialistischen Gelüste erst groß gezogen; denn wenn in den irdischen Dingen einmal mit der Gleichheit begonnen wird, so fordert dieselbe unerbittlich ihre Konsequenz bis zur vollkommenen Gleichheit des socialistischen Staates. Es ist denn auch die schädliche Wirkung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts wenigstens nach einer der von uns bezeichneten Richtungen von dem höchsten, deutschen Staatsmanne selbst bereits offen anerkannt worden. „Daß ich mir bei der Einführung des allgemeinen Wahlrechts“ — so äußerte sich der Kanzler in der Sitzung des preußischen Abgeordneten-

hauses vom 24. Januar 1887 — „von der Leichtgläubigkeit vieler Wähler, von dem ungeheuren Maße der Verlogenheit der Wahlagitation die richtige Vorstellung nicht gemacht habe, das bringt mich noch nicht auf den Irrtum, daß ich das deutsche Volk überschätzt hätte.“ Wie nun? Sind wirklich die bisher gemachten, üblen Erfahrungen der politischen Wahlen nur den verlogenen Wahlagitatoren und den leichtgläubigen Wählern zuzuschreiben? Die Socialdemokraten pflegen den Arbeitern in ihren Wahlreden die Versicherung zu geben, daß die Vertreter des Großkapitals oder der Wissenschaft nicht zugleich auch ihre Vertreter sein können, und daß sie deshalb ihre eigenen Abgeordneten haben müssen. Sind nun etwa die Arbeiter schon darum eines sträflichen Leichtsinns zu zeihen, daß sie diesen Versicherungen Glauben schenken? Und wenn sich Fürst Bismarck über die wüste Agitation der Wahlbewegung beklagt, bei welcher die Wahrheit von der Lüge unterdrückt werde, so hätte ihm ja jeder bibelkundige Christ sagen können, daß seit der Kreuzigung Christi und seit dem Goldschmied zu Ephesus bei der Masse noch niemals Verstand und Urteil gewesen ist. Am auffälligsten aber erscheint das Wort, welches der Reichskanzler an die oben erwähnte Aeußerung angeknüpft hat: „Ich rechne auf den Fortschritt, auf die Entwickelung, auf die Schärfung des Urteils durch die Schule nach ihrer vollständigen Emanzipation“. Nach ihrer vollständigen Emanzipation — was soll das heißen? Dieses Wort kann doch nur dahin verstanden werden, daß Fürst Bismarck die Schule völlig von der Kirche loszulösen gedenkt. Wenn es also der Schule bisher noch nicht gelungen ist, das Volk soweit zu erleuchten, um das Lügengewebe der Wahlagitation zu durchschauen, so trägt niemand anders die Schuld, als die Kirche! Ist jemals wohl ein so unbegründeter Vorwurf gegen die heilige, christliche Kirche erhoben worden, als dieser? Die Kirche der Hemmschuh für die nach freier Entfaltung ringende Schule, die Unterdrückerin des Patriotismus! Und doch beweisen die Thatsachen, daß die Socialdemokratie grade dort am schlechtesten gedeiht, wo die Schule noch in einer festen Verbindung mit der Kirche steht. Wenn Fürst Bismarck eine von der Kirche emanzipierte Schule sehen will, so braucht er nur einmal die Schulen der protestantischen Großstädte zu betrachten. Die bleiben allerdings von der Kirche so gut wie völlig unberührt, weil die wenigen, überbürdeten Geistlichen gar nicht Zeit finden, sich noch um den Unterricht der Jugend zu bekümmern. Nun, und was wäre denn bisher aus diesen absichtslos „emanzipierten“

Schulen in Berlin, in Hamburg, in Breslau, in den leipziger Vororten, obwol sie übrigens sonst auf einer anerkannt hohen Stufe stehen, hervorgegangen? Grade die Kerntruppen der Socialdemokratie. Sollte der Reichskanzler nicht bemerken, daß er sich hier auf der gleichen Färte mit der Socialdemokratie befindet? Denn die Emanzipation der Schule von der Kirche ist eine von denjenigen Forderungen, welche regelmäßig in den Wahlaufrufen der socialdemokratischen Partei wiederkehren.

Wir haben bereits gesehen, daß ebenso socialistisch angehaucht, wie das allgemeine, gleiche Wahlrecht, auch die vom Gesetz geordnete, staatliche Armenpflege sich darstellt. Man erinnert sich, wie die berüchtigte Louise Michel in einem ihrer Vorträge in London offen gestand, daß England an seinem Armengesetz eine gradezu socialistische Einrichtung besitze. Dort nämlich mache der Mittellose nur von seinem unveräußerlichen Bürgerrechte Gebrauch, wenn er die Bestimmungen des Armengesetzes zu seinem Schutze anrufe; das Almosen sei nicht als eine Gnade, sondern als eine Pflicht des Staates zu betrachten. Ebendeshalb ist auch in England die Armenunterstützung mit keinerlei Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verbunden. Gleichwohl macht man dort wie überall die Erfahrung, daß die beschäftigungslosen Arbeiter sich nicht dazu verstehen wollen, die öffentlichen Armenhäuser aufzusuchen oder die Armenkassen in Anspruch zu nehmen; daß sie vielmehr immer und immer wieder ihre stürmischen Forderungen auf Beschäftigung und Lohnregulierung durch den Staat erheben. Hieraus sieht man, daß der allmächtige Schöpfer das Sittengesetz mit unauslöschlichen Zügen in die Seele des Menschen hineingeschrieben hat, mit Schriftzügen, welche keines Staatsmanns oder Gesetzgebers Finger wieder auszulöschen im stande ist. Das sittliche Gefühl des Volkes empfindet es als ein drückendes Unrecht, daß die Fleißigen, Sparsamen und Unbescholtenen durch das Gesetz gezwungen werden, einen Teil ihres Vermögens zu opfern, um diejenigen zu erhalten, die durch Trägheit, Ungehorsam, Trunksucht oder andre Laster in Armut geraten sind. Und wer es über sich gewinnt, ohne eigne Arbeit aus dem Beutel des Staates sein Leben zu fristen, der ist und bleibt ein Lump, gleichviel, ob ihm durch die Gesetze die bürgerlichen Ehrenrecht aberkannt werden oder nicht. Deshalb sträubt sich auch jeder Mensch, der irgendwie noch einen Rest von Ehrgefühl in der Brust trägt, so sehr wie möglich dagegen, die gesetzliche Armenpflege in Anspruch zu nehmen. In demselben Augenblick aber, wo

diese Scheu überwunden ist, in dem Augenblicke, wo der Verarmte die Armenunterstützung nicht mehr als eine Gnade, sondern als ein Recht betrachtet, bricht auch der socialistische Geist unwiderstehlich in sein Herz ein. Er erklärt sich mit der gesetzlich gewährten Armenunterstützung schlechterdings nicht befriedigt, und wäre dieselbe auch noch so hoch bemessen; er verlangt vollkommene Gleichheit aller Staatsbürger. Ebendeshalb sind auch fast alle Insassen der Armenhäuser und alle Empfänger von Almosen mit dem socialistischen Geiste erfüllt, und dieser Geist ergreift mit seiner unheimlichen Macht auch diejenigen Kreise, die mit jenen auf ziemlich gleicher Stufe stehen. Daher kann man das Gesetz aufstellen: je mehr Unterstützung der Arme durch die öffentlichen Armenkassen, desto mehr Socialdemokratie.

Man sieht, daß der Staat auf der abschüssigen Bahn weiter und weiter dem Socialismus entgegenrückt, so bald er einmal die festen und klaren Grundsätze des Christentums verlassen hat. Diese Abweichung ist auch noch in anderen, wichtigen Punkten geschehen, trotzdem die Kirche niemals versäumt hat, ihre warnende Stimme erschallen zu lassen. Man weiß, wie oft das Lotteriespiel der Gegenstand erregter Debatten in den Parlamenten gewesen ist. Es läuft schlechterdings den Grundsätzen des Christentums zuwider, wenn der Staat sich dazu hergiebt, die Gewinnsucht seiner Bürger zu unterstützen, und von derselben seinen Vorteil zu ziehen. Auf ähnliche Gedanken wird derjenige gebracht, welcher in den Zeitungen mit fingerlangen Lettern die Ankündigung von Extrazügen mit ermäßigten Fahrpreisen für die Sonn- und Feiertage seilen der Staatseisenbahnverwaltungen findet. Hier wird unter dem Vorgeben, als müsse die Gelegenheit des Verkehrs möglichst erleichtert und erweitert werden, das Volk seinen religiösen Pflichten entfremdet, zur Unhäuslichkeit verleitet, in den Strudel der Vergnügungen hineingestürzt und um seinen sauer verdienten Arbeitslohn gebracht. Durch diese Extrafarten ist eine solche Unruhe und Unstätigkeit in unser Volk, namentlich das sächsische, hineingetragen worden, daß bereits der einfache Arbeiter die Eisenbahnfart am schönen Sonntage als sein wohlverbrieftes Recht betrachtet. Welchen Umfang dieses Verderben schon erreicht hat, davon kann man sich leicht einen Begriff machen, wenn man die Berichte unserer großstädtischen Blätter über die abgelassenen Sonntagsextrazüge verfolgt. Zu Pfingsten 1887 wurden in den Tagen vom Pfingstsonnabend bis Pfingstdienstag bei sämmtlichen Verkehrsstellen Sachsens 540093 Billets verkauft, womit 869610 Farten gemacht worden sind, d. i. gegen das Vorjahr 85233

mehr; die Einnahme belief sich auf 799033 Mk. = + 4 % gegen 1886. Am Pfingstsonntag betrug die Leistung des sächsischen Personentransportes beinahe das Fünffache des täglichen Durchschnittsverkehrs. Man kann getrost behaupten, daß mindestens die Hälfte dieser Pfingstfahrer die Reise ohne Schaden hätte unterlassen können. Statt aber in diesem Uebermaß von Sonntagsentheiligung, Unruhe und Unstätigkeit einen bedenklichen, sittlichen Rückgang zu erblicken, werden die wachsenden Zahlen des Sonntagsverkehrs von den Zeitungen vielmehr als ein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden Kultur verkündet, und mit Stolz weisen die Eisenbahndirektionen am Jahresschlusse auf die gesteigerten Einnahmen aus dem Personenverkehr der ihnen unterstellten Bahnen hin. Allein es ist unzweifelhaft, daß ein Volk, welches nicht mehr in seiner Kirche und in seinem Hause den süßesten Genuß der Sonntagsruhe findet, auch die Liebe zum Vaterlande allmählich einbüßt; und indem der Staat am Sonntage tausende von Bürgern für das halbe Geld im Lande umherkutschiert, fährt er die Vaterlandsliebe hinaus und die Socialdemokratie herein. Alle christlichen Sittenlehrer stimmen darin überein, daß der christliche Staat die Pflicht habe, an den Sonn- und Festtagen den Eisenbahnverkehr so viel als möglich zu beschränken. Demgemäß fordert z. B. Martensen, daß die Zahl der regelmäßig verkehrenden Züge am Sonntage etwas verringert werde. Das Aeußerste, was die christliche Moral hier zugeben kann, ist dies, daß am Sonntage Extrazüge nur nach Bedarf und dann nur gegen den gewöhnlichen Preis gewährt werden. Was würde man von dem Krämer urteilen, der am Sonntage von dem gewöhnlichen Preise der Waare 20 oder 30 % nachläßt? Hieße das nicht gradezu der Sonntagsschändung eine Prämie aussetzen?

Einen fortwährenden, ärgerlichen Anstoß giebt ferner allen evangelischen Christen die staatliche Regulierung der Prostitution. Seit Luther haben die evangelischen Kirchenlehrer nicht aufgehört zu zeugen, daß ein Staat, welcher die öffentlichen Häuser dulde, auf den Namen des Christentums nicht Anspruch erheben könne. Unter keinen Umständen kann es die Aufgabe des Staates sein, diejenigen, welche ihren zügellosen Fleischeslüsten nachgeben, gegen die bösen Folgen ihrer Sünde zu schützen. Vergebens behauptet jener praktische Jurist in der Schrift: „Die Stellung des Staates zur Prostitution und ihrem Gefolge", daß durch die gesundheitspolizeiliche Kontrole der öffentlichen Dirnen nicht die unschädliche Befriedigung seiner Begierden dem Manne gesichert, sondern vielmehr möglichst Vorsorge getroffen werden soll, daß nicht aus

seinem Thun Gefahren für andere, Unbeteiligte erwachsen; die christliche Kirche kann diese Rechtfertigung des Staates nicht anerkennen. Denn einmal bezeugt sie, daß nach des allgerechten Gottes eigenem Ausspruch die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied — ein Gesetz, welches kein Staat umzustoßen oder aufzuhalten das Recht besitzt; und zum andern ist eben die Furcht, durch die eigene Sünde auch die Unschuld ins Verderben zu stürzen, ein wirksamer Riegel gegen das Laster, welcher durch des Staates eigenmächtige Eingriffe hinweggerissen wird.

Ist es hiernach offenbar, daß der gegenwärtige Staat in hochwichtigen Gebieten des öffentlichen Lebens nicht mehr auf dem Standpunkte des christlichen Sittengesetzes, sondern vielmehr auf demjenigen der praktischen Humanität steht, so wird der christliche Charakter des modernen Staates erst recht fraglich, wenn man die Stellung betrachtet, welche derselbe gegen die Kirche einnimmt. Wollte er sein Christentum durch die That beweisen, so müßte er doch offenbar die Kirche soweit mit moralischen und materiellen Mitteln unterstützen, daß dieselbe ihren Aufgaben auch wirklich gerecht werden kann; und zum andern hätte er auch der Kirche in allen denjenigen Gebieten, welche außerhalb der staatlichen Sphäre liegen, volle Freiheit zu gestatten. Um nun mit dem Letzteren zu beginnen, so weiß jeder, der die Geschichte des sogenannten Kulturkampfes kennt, daß der Staat sich Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Kirche erlaubt hat, welche sich einmal als unnötig und zwecklos erwiesen haben, und zum andern mit keinerlei stichhaltigen Gründen gerechtfertigt werden konnten. Mit schneidiger Logik hat Peter Reichensperger in seiner Abhandlung über den Kulturkampf nachgewiesen, daß die Entscheidung über solche Fragen, welche Vorbildung von den Geistlichen zur Ausübung ihres Amtes gefordert werden müsse und welche Disciplinargewalt den kirchlichen Oberen über den ihnen unterstehenden Klerus einzuräumen sei, keinesfalls dem Staate überlassen werden könne. Die von Reichensperger gegebene Beweisführung ist denn auch so zutreffend, daß sie der Reichskanzler später, als man es für geboten fand, den Kulturkampf zu beenden, sich selber teilweise angeeignet hat. Ja, als wollte er die ganze, verkehrte Anschauung der heutigen Bildungswelt — der er sich übrigens bei einer anderen Gelegenheit doch auch wieder zugeneigt hat — an den Pranger stellen, jene Anschauung, die da meint, durch die Schule aus einem Menschen machen zu können, was ihr beliebt, und welche die Notwendigkeit einer fortgesetzten, religiösen

Belebung und Durchdringung des Volksgeistes durch die Kirche einfach leugnet, und als wäre er selbst der begeisterte Vorkämpfer der nach Selbständigkeit ringenden Kirche, rief der Reichskanzler am 23. März 1887 dem preußischen Herrenhause zu: „Das Verhalten des Priesters hängt von der Erziehung nicht in dem Maße ab, wie von späteren Einwirkungen und von der ganzen, geistigen Witterung, welche in Bezug auf diese Dinge (seine Stellung zu Staat und Kirche) in seiner Umgebung herrscht". Und gleich darauf gab er der von sittlichen Gedanken getragenen Ordnung der Römischen Kirche den Vorzug vor dem von ihm selbst geschaffenen, politischen System nach seiner thatsächlichen Wirkung: „Der Kadavergehorsam unsrer politischen Fraktionen gegen ihre Führer ist viel unwürdiger, als der Klosterorden gegen Rom, auch die propagandistische Tendenz wird von den parlamentarischen Fraktionsorden mit größeren Mitteln betrieben, als von geistlichen Orden". Und schließlich hat der Reichskanzler seine Stellung zu den kirchlichen Fragen mit Worten gekennzeichnet, welche dem evangelischen Geistlichen auch den letzten Rest von Zweifel oder Unsicherheit benehmen müssen: „Meine Stellung zur Sache ist eine wesentlich andere, wie die der hierbei beteiligten Parteien, sie ist keine konfessionelle, keine von irgend welchem Parteistandpunkte beeinflußte, keine juristische, sie ist eine rein politische, und von dieser Stellung aus wünsche ich den Frieden mit der römischen Kurie wie mit jeder auswärtigen Macht; ich stehe also, wenn Sie es so ausdrücken wollen, auf einem Opportunitätsstandpunkte". Dieser rein politische, dieser Opportunitätsstandpunkt ist denn auch vom Staate in den letzten Jahrzehnten niemals verlassen worden. Man hat die katholische Kirche anfangs mit zahllosen Maßregeln beunruhigt, deren Berechtigung später von den Staatsmännern selbst nicht mehr behauptet worden ist; nunmehr aber, nachdem die katholische Kirche ihre außerordentliche, politische Macht bewiesen hat, wird der umgekehrte Weg eingeschlagen, wird sie mit Komplimenten gradezu überschüttet. Die evangelische Kirche aber spielt noch immer die Rolle der armen Magd, und zwar deswegen, weil sie keine augenfällige, politische Macht darstellt. Nicht vom Standpunkte des Bekenntnisses, sondern vom politischen Standpunkte werden beide Kirchen behandelt; und da muß freilich die evangelische Kirche regelmäßig den Kürzeren ziehen. Aus diesem Umstande aber ergiebt sich für sie eine doppelte Folgerung. Einmal muß sie darauf hinarbeiten, daß sie die Leitung ihrer Angelegenheiten einem Staate entziehe, dessen oberste Beamte auch den

kirchlichen Fragen gegenüber nur den rein politischen Standpunkt betonen, und dessen Parlament aus Angehörigen aller Glaubensrichtungen bunt gemischt ist, und zum andern wird sie ihre Forderungen auf Freiheit und Selbständigkeit, so gerecht dieselben auch sein mögen, doch nicht erreichen, sofern sie nicht zugleich eine bedeutende, sociale Macht zu Gunsten derselben in die Waagschale zu werfen hat. Die sociale Wirksamkeit der evangelischen Kirche muß also mit ihren Bestrebungen nach Befreiung von der Staatsgewalt immer parallel gehen.

Wir erwähnten bereits, daß der Staat auch insofern seinen christlichen Standpunkt verleugnet, als er der Kirche die zur wirksamen Ausrichtung ihrer Thätigkeit erforderlichen, moralischen und materiellen Mittel nicht gewährt. Trotzdem, daß er die Angelegenheiten derselben zu leiten sich vermaß, ließ er es doch ruhig geschehen, daß ein geistlicher Notstand in der evangelischen Christenheit eingetreten ist, welchen wir kaum jemals völlig zu heben die Hoffnung haben können. Hätte der Staat für die Fortentwickelung der evangelischen Kirche nur halb so viel Eifer und Opferfreudigkeit bewiesen, als für die Fortbildung seiner Armee, so würden im evangelischen Deutschland jetzt nicht hunderte von Gotteshäusern und Geistlichen fehlen. Auch sieht man, daß der gesetzliche Schutz, welchen die sittlichen Ordnungen der Kirche bisher noch vom Staate erfahren haben, nicht etwa verstärkt, sondern im Gegenteil immer mehr verringert wird. Während z. B. in früheren Zeiten in den meisten deutschen Ländern die Adventszeit ebenso wie die Osterfastenzeit als stille oder geschlossene Zeit behandelt wurde, in welcher weder Tanzlustbarkeiten, noch Hochzeiten gestattet waren, so ist diese stille Zeit im Königreiche Sachsen durch die Verordnung vom 21. Oktober 1843 auf die letzte Woche vor Weihnacht und die Zeit vom Montage nach dem Sonntage Lätare bis zum ersten Osterfeiertage beschränkt worden. Während früher das königliche Hoftheater in Dresden an den ersten Feiertagen der hohen Feste das Spiel auszusetzen hatte, ist diese Beschränkung neuerdings aufgehoben worden. Auch andre Bestimmungen, wie z. B. das an manchen Orten bestehende Verbot der Tanzmusik für diejenigen Sonntage, an welchen öffentliche Communion gehalten wurde, ist wie viele andre dergleichen neuerdings beseitigt. So reißt der Staat einen Schutzwall nach dem andern nieder, womit er die evangelische Kirche ehedem umgeben hatte; und schon genießt sie für ihre Feste und Gottesdienste kaum einen größeren Schutz, als irgend ein beliebiger, freier Verein.

Und fassen wir endlich die kirchliche Stellung der einzelnen Beamten ins Auge, welche im Staate oder in der Gemeindeverwaltung dienen, welche Erfahrung müssen wir da machen? Mit Recht beklagt sich der Hofprediger Stöcker darüber, daß es grade die Herren Beamten sind, welche in Bezug auf den kirchlichen Sinn dem Volke oft ein sehr schlechtes Beispiel geben. Eher findet das Wort des Pfarrers bei dem einfachen Bauern, dem schlichten Handwerker und dem mit Unrecht so oft verrufenen Fabrikarbeiter Eingang, als bei den Herren Beamten, welche vielleicht fürchten, durch einen engeren Anschluß an die Kirche ihrem Ansehen vor dem Volke etwas zu vergeben.

In Erwägung aller dieser Umstände bleibt der Kirche nichts übrig, als sich allgemach aus der Umarmung des Staates loszuringen, um nicht mit ihm zugleich in die Tiefen des einst herrschenden heidnischen Staatsideals hineingezogen zu werden, wonach die höchste Bestimmung des Staates darin aufgeht, einen gesetzmäßigen Ausdruck des Volkswillens dazustellen. Und wie dereinst im römischen Reiche der Staat mit seinen Einrichtungen und Anstalten keinen christlichen Charakter trug, während doch insgeheim viele Staatsmänner dem Christentume anhingen, so wird auch am Ende der Tage der Staat wieder die äußerliche Signatur des Christentums in seinen Ordnungen und Gesetzen abgestreift haben, während sich in allen Klassen des Volkes und also auch unter den Dienern des Staates einzelne finden werden, welche begeisterte Bekenner des christlichen Glaubens und eifrige Freunde ihrer Kirche sind.

Wir wissen wohl, daß wir mit diesen Erwartungen einer fortschreitenden Trennung von Kirche und Staat vielen Theologen sehr anstößig sind; und doch sehen wir zugleich, daß wir uns hier in einer Gesellschaft befinden, deren wir uns wahrlich nicht zu schämen brauchen. Auch Martensen erblickt das Ideal der Zukunft in der von den Fesseln des Staates befreiten Kirche, und Kahnis schließt den Aufsatz über Kirche und Staat in seinen „Innern Gang des deutschen Protestantismus“ mit folgenden Worten:

„Begehrt der Staat für sich Unabhängigkeit, weil er nicht Kirche ist, so liegt darin mit logischer und sittlicher Notwendigkeit die Pflicht, auch die Unabhängigkeit der Kirche anzuerkennen, weil die Kirche nicht Staat ist. — Die christliche Kirche muß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber sie kann sich unmöglich von einem religionslosen Staate regieren lassen. Sie wird den Bund mit dem Staate nicht

leicht lösen. Er hat eine große Vergangenheit, entspricht wesentlichen Zielen der Kirche und ist im Sinne dessen, der da will, daß Kirche und Staat mit vereinten Kräften ihm dienen. Aber die Kirche hat, und zwar nicht blos in Amerika, sondern auch in Europa bewiesen, daß sie auch als Freikirche bestehen kann. Wer mag sagen, was die Zukunft bringen wird? Aber wie die Dinge liegen, weisen die Zeichen der Zeit auf Trennung der Kirche vom Staate hin. Was aber auch kommen mag, unsere Losung wird bleiben: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist".

Um nun die hier gemachten Bemerkungen zu einem Resultate zusammenzufassen, so wird die evangelische Kirche zunächst versuchen, die von dem modernen Geiste bereits in bedenklichem Grade inficirten Staatsordnungen wieder mit dem christlichen Geiste zu erfüllen. Sie wird den Staat darauf hinweisen, daß er notwendigerweise dem Abgrunde des Socialismus zusteuern muß, wenn er den festen Boden des Christentums verläßt. Sie wird sich bemühen, in allen Ordnungen des Staates eine evangelische Reformation vorzunehmen. Zugleich aber wird sie sich die Weissagung des Apostels vor Augen stellen, welche auf das furchtbare Ende hindeutet, wo alle öffentlichen Ordnungen vom Antichrist beherrscht sein werden. Angesichts dieses allgemeinen Abfalls der Endzeit bleibt ihr nichts übrig, als ihr Schifflein von dem Staatsschiffe zu rechter Zeit loszuketten, damit es nicht mit diesem zugleich in den Abgrund des Unglaubens hineingerissen werde. Diese Loslösung vom Staate erfolgt jedoch nur in dem gleichen Maße, wie der Staat von dem Christentume sich entfernt, und bleibt für ihre letzte Vollendung einstweilen noch in eine unabsehbare Ferne gerückt.

5. Die freieren Bildungen des Kulturlebens.

15. Kapitel.

Der Verein.

Wir haben bereits gesehen, daß es gewisse sociale Kreise giebt, welche mit Notwendigkeit aus der menschlichen Natur hervorgehen, und deren ausgeprägte Formen das Zeugniß einer fortgeschrittenen, christlichen Kultur darbieten. Dahin gehören die Gemeinschaften der Familie,

des Standes, des Staates. Neben diesen notwendigen Gestaltungen menschlichen Gemeinlebens giebt es nun noch eine unbegrenzte Anzahl freierer Verbindungen, wie sie durch besondere, ideale Zwecke oder auch nur durch das Spiel menschlicher Laune geschlossen werden. Soweit diese eine höhere Bedeutung in Anspruch nehmen können, werden wir ihnen später noch eine flüchtige Beachtung schenken. Hier handelt es sich um diejenigen Verbindungen, welche eben in der Gegenwart eine größere Wirksamkeit entweder thatsächlich ausüben, oder doch wenigstens in Anspruch nehmen.

Die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, wo die natürlichen Verbindungen des gewerblichen Lebens durch die rasch fortschreitende Entwickelung der Arbeitsformen und der Technik in eine arge Bedrängnis geraten waren. Die mehr und mehr sich ausdehnende Großindustrie und die im Dienste derselben arbeitende Dampfmaschine haben dem Handwerk einen beträchtlichen Teil seines ehemaligen Gebietes entrissen und die gewerblichen Körperschaften, welche der mittelalterliche Korporationsgeist gegründet hatte, mehr und mehr in Verfall geraten lassen. In dieser Zeit der wirtschaftlichen und socialen Auflösung trat die katholische Kirche mit bekannter, rascher Entschlossenheit auf den Plan, indem sie aus den Trümmern der ehemaligen Handwerkerinnungen und andrer Verbindungen jene zahllosen, katholischen Vereine gründete, von denen wir bereits oben gesprochen haben. Welch ungeheuren Umfang dieses Vereinswesen bereits erreicht hat, geht daraus hervor, daß es von den Bauern bis zu den Juristen fast keinen Berufskreis giebt, den nicht die katholische Kirche in ihr Vereinswesen mit hineinzuziehen versucht hätte. In diesen Vereinen hat die römische Kirche den Erwerbsthätigen aller Berufskreise nicht blos einen Mittelpunkt gegeben, welcher dem socialen und sittlichen Verfall Einhalt gebot, sondern sie hat auch eine wohlgerüstete Armee gebildet, deren Dienste ihr bei jedem Wahlfeldzuge wieder in hohem Maße zu statten kommen. Die evangelische Kirche hingegen entbehrte jener festgegliederten Verfassung, wodurch sie befähigt worden wäre, dem verfallenden, socialen Leben des Volkes neue, feste Formen aufzuprägen. Und so ist denn hier vornehmlich zwischen den Trümmern der zusammenstürzenden Berufsgenossenschaften eine Menge sociales Unkraut aufgeschossen, welches jetzt in Form von zahllosen Vereinen das ganze Land überzieht, und nicht blos den naturgemäßen Verbindungen des gewerblichen Lebens, sondern namentlich auch der Kirche die Nahrungskräfte entzieht. Und nach dem von uns bereits ge-

fundenen Gesetze, vermöge dessen jedesmal der festgegliederte Beruf den Sieg über die zerfallenden Berufskreise davonträgt, bildete zu der Zeit der allgemeinen, socialen Auflösung die Armee scheinbar den einzigen, festen Kern der neu zu schaffenden Formationen, zumal seit dem Feldzug des Jahres 1870, welcher dem Heere nicht blos in den Augen des Volkes einen erhöhten Glanz verlieh, sondern auch die vom Felde heimkehrenden Krieger in allen bürgerlichen Kreisen zu begeisterten Propheten der straffen, militärischen Disciplin stempelte. Was Wunder, daß jeder, der in seinem bürgerlichen Berufe keinen festen, sittlichen Halt mehr fand, nun Soldat sein wollte, und derjenige, welcher nicht als ehemaliger Krieger und Soldat einem militärischen Verein sich anschließen konnte, wenigstens als Schütze oder Turner mit einem Scheine militärischen Glanzes sich zu umgeben eilte?

Die höchste Bedeutung beanspruchen allerdings die eigentlichen, militärischen Vereine. Dieselben bestehen teils aus Leuten, welche wirklich an einem Feldzuge teilgenommen haben, und führen aus diesem Grunde den Namen Kriegerverein; teils gehören ihnen solche an, welche nur den harmlosen Kasernendienst zwei oder drei Jahre lang geleistet haben; in diesem Falle hat man den Namen Militärverein gewählt. Dieses Militärvereinswesen hat gegenwärtig eine ungeheure Ausdehnung gewonnen. Allein der Militär-Vereins-Bund des Königreichs Sachsen zählt in den ihm zugehörigen Vereinen mehr als hunderttausend Mitglieder und verfügt über ein Vermögen von über 1 Million Mark. Ueber ganz Deutschland hat sich das Netze der Militärvereine gezogen, und zwar nicht blos über die protestantischen, sondern auch über die katholischen Länder, wiewohl sie hier nicht den gleichen Einfluß entwickeln, wie dort. Es scheint, als ob das ganze, deutsche Reich über kurz oder lang in einzige Kaserne verwandelt werden sollte.

Was nun zunächst die Kriegervereine anbelangt, so soll ihnen hier eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden. Die welterschütternden Ereignisse der ruhmvollen Feldzüge von 1866 und 1870/71, die gemeinsam errungenen Lorbeeren und die gemeinsam bestandenen Gefahren und Abenteuer haben in den Herzen der tapferen Krieger den Wunsch nach einer dauernden Verbindung erweckt, deren Zweck die regelmäßig wiederkehrende Gedenkfeier der ruhmvollen Thaten der großen Kriege, sowie die treue Pflege des Ehrengedächtnisses gefallener Kameraden sein sollte. So hoch wir diese edlen Ab-

sichten anschlagen müssen, so wenig dürfen wir im allgemeinen zweifeln, daß der in mancher Schlacht und Gefahr bewiesene Patriotismus auch nach der Rückkehr ins bürgerliche Leben in den Herzen der mutigen Streiter fortglüht, wenn freilich auch die Beweise nicht fehlen, daß dieses heilige Feuer hier und da doch von dem socialen Sturme ausgelöscht wurde.

Etwas anderes ist es jedoch um die Militärvereine. Die im gefahrlosen Kasernendienst und unter den unblutigen Abenteuern der jährlichen Herbstübungen verbrachten Jahre können unmöglich einen genügenden Anlaß zu einer dauernden Lebensverbindung bieten. Deshalb können wir nicht umhin, die Militärvereine durchaus als eine Fehlbildung zu bezeichnen, obwohl man nicht versäumt hat, auch diese Vereine mit dem Scheine der edelsten Zwecke und der segensreichsten Thätigkeit zu umgeben. Bei Licht besehen beruht indessen der Ruf einer tieferen nationalen und socialen Wirksamkeit, welchen diese Vereine heuzutage noch bei allen Zeitungen und in der Meinung der ganzen Bildungswelt genießen, auf lauter Irrtümern. Der Verfasser hat seine Bedenken gegen das Recht der Militärvereine schon in seiner „Socialen Gefahr in Sachsen" ausgesprochen, und hat deshalb, wie er voraussah, von verschiedenen Seiten heftigen Tadel erfahren, selbst von Männern, denen eine gesunde Entwickelung unsrer socialen Verhältnisse aufrichtig am Herzen liegt. Deshalb sieht er sich gezwungen, seine Abneigung gegen die Militärvereine hier noch näher zu begründen.

Es wurde gesagt, daß der hohe Ruf, den die Militärvereine derzeit genießen, auf lauter logischen Fehlschlüssen beruht. Diese Fehlschlüsse der Reihe nach zu zerstören, soll jetzt unsre Aufgabe sein.

Erster Irrtum: Die Militärvereine dienen dazu, den Geist strenger, militärischer Zucht in ihren Gliedern zu erhalten. — Daß der Soldat in der militärischen Schule zu den Tugenden der Pünktlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, des Gehorsams und des Mutes erzogen wird, davon kann niemand mehr überzeugt sein, als der Verfasser, der selbst die segensreichen Einwirkungen der militärischen Erziehung an sich erfahren hat. Allein wir bitten zu beachten, daß die Mittel, durch welche dieser Geist erweckt wird, auch einzig und allein der Armee zur Verfügung stehen. Dahin gehören die hohe, ernste Aufgabe des Soldaten, die eiserne Zucht, die fleißige Waffenübung, die genaue Lebensordnung, die Abgeschlossenheit von den bürgerlichen Ständen, und endlich die strengen Strafen, womit jeder Durchbruch

der militärischen Disciplin gesühnt wird. Sobald der Soldat den Waffenrock ausgezogen hat und ins bürgerliche Leben zurückgekehrt ist, hören diese Mittel auf zu wirken. Der militärische Geist dagegen lebt noch in dem ehemaligen Soldaten fort, und zwar wird er dann am sichersten bewahrt, wenn die feste, militärische Zucht durch eine ebenso feste, bürgerliche Ordnung fortgesetzt wird. Die militärischen Vereine dagegen sind ganz außer stande, den militärischen Geist zu erhalten. Denn sie sind in Wahrheit gar keine militärischen Verbindungen, sie sind weder Fisch noch Fleisch, ein trauriges Zwitterding zwischen Armee und Bürgertum. Man weiß, daß kein Berufskreis so eifersüchtig sein Arbeitsgebiet wahren kann, als grade die Armee. Sie duldet schlechterdings keine Einmischung der Bürger in ihre Regionen. Sie läßt also den Militärvereinen nicht eine einzige Aufgabe übrig, weder die Führung der Stammrollen, noch die Abnahme der Kontrolversammlungen, noch irgend ein anderes Geschäft der Militärverwaltung. Die Militärvereine haben also bei Licht besehen gar nichts zu thun. Infolge dessen bleibt ihnen fast nur übrig, dem Vergnügen zu huldigen. Dies geschieht denn auch, in kleinen Städten und auf den Dörfern noch ziemlich mäßig, in den großen Städten aber in ausgiebigster Weise. Allein kein Umstand wirkt in dem Grade zerstörend auf den strengen, militärischen Geist ein, als grade diese übermäßige Vergnügungssucht. Der römische Schriftsteller Sallust hat von der Verschwörung des berüchtigten Catilina eine Darstellung gegeben, welche noch heute für die Beurteilung unsrer socialen Verhältnisse von dem größten Interesse ist. Unter anderm erklärt Sallust die Ursachen, welche dazu geführt haben, das römische Heer in bedenklichem Grade zu verweichlichen. Um sich die Soldaten geneigt zu machen, hatte Sulla das Heer, das er nach Asien geführt hatte, gegen den Gebrauch der Vorfahren übermäßig freigebig und üppig gehalten. „Lustige und anmutige Gegenden hatten mit Leichtigkeit die rauhen Krieger verweichlicht. Damals begann das Heer des römischen Volkes Liebeleien zu treiben, zu zechen und hatte sein Vergnügen an Bildwerken, Gemälden und getriebenen Metallarbeiten.“ An diese Stelle jenes lateinischen Geschichtsschreibers wird derjenige erinnert, der da zusieht, wie die tapfern Krieger des deutschen Volkes in den Militärvereinen sich das Leben angenehm zu machen wissen; wie sie fleißig Ausflüge veranstalten, kommersieren, das Liebchen auf den Tanzsälen umschwenken, lebende Bilder stellen und ihren Mitgliedern bei den Weihnachtsfesten kunstvolle Bierseidel verehren. Schon längst ist diese

Vergnügungssucht ernsten Freunden des Volkes ebensowohl wie den Vertretern des ächt militärischen Geistes bedenklich erschienen. Der „Kamerad“, die Zeitung der Militärvereine, hat sich selbst bereits bewogen gefunden, seinen Lesern zu erklären, daß die Pflege des militärischen Geistes nicht durch das Uebermaß der Vergnügungssucht gefördert werden könne. Und in der Gemeinde Werther bei Bielefeld hat sich sogar ein besonderer christlicher Kriegerverein gebildet, welcher im Gegensatze zu den übrigen mehr und mehr zu blosen Vergnügungsvereinen herabsinkenden Kriegervereinen sich die Aufgabe gestellt hat, die militärische Kameradschaft auf christlicher Grundlage zu pflegen. Dieser Gedanke ist von einem berühmten Feldherrn, dem General von der Goltz, und einem berühmten Theologen, dem bekannten Pfarrer von Bodelschwingh lebhaft unterstützt worden; allein wir fürchten, daß beide Herren mit der Zeit sich von der völligen Unmöglichkeit der Reform des Militärvereinswesens überzeugt haben. Durch welches Mittel will man in aller Welt patriotische Tugend pflegen, wenn man keinerlei nützliches Werk zu vollbringen hat? Und wovon soll der Pfarrer bei den alljährlichen Stiftungsfesten des Vereins denn immer wieder reden? Der Verfasser hat schon Dutzende von Ansprachen bei Militärvereinsfesten gehört und gelesen, allein er findet, daß sie nachgerade einander gleichen, wie ein Ei dem andern. Es bleibt also immer wieder nichts andres übrig, als das Vergnügen. Der deutsche Herkules schmachtet in den weichlichen Banden, welche die falsche Omphale, die herrschende Zeitmode, ihm mit trügerischer List übergeworfen, und erzählt die Heldenthaten seiner ehemaligen Kämpfe; und die Frauen und Mägdlein ergötzen sich daran, wie man an einem Ammenmärchen Freude hat. Eine bedenkliche Seite dieser zahlreichen Vergnügungen glauben wir hier noch ganz besonders erwähnen zu müssen. Man darf wohl dreist behaupten, daß der Soldat von jeher unter den Gesetzen zarter Frauenminne eine Ausnahmestellung inne gehabt hat. Je mehr des Dienstes unerbittliche Strenge den tapfern Krieger einschränkt, um so größere Freiheit gewährt ihm Freund Amor in seinem heitren Reiche. Wenn ein Mägdlein ihr Herz an einen schmucken Soldaten verschenkt, so ist sie wie die Stadt, die sich mangels eines rechtmäßigen Herrschers dem siegreich vorrückenden Thronprätendenten ergiebt: sie weiß, daß der fremde Eroberer wieder abziehen muß, wenn der rechte König sich ihrer bemächtigt, um sie zu schützen, zu nähren nnd zu regieren. Der edle Sohn des Mars, der so zuversichtlich dreinschaut, weil er weiß, daß

Feindesburgen und Mädchenherzen sich seinen glänzenden Waffen ergeben müssen, er kann treue Lieb' nicht bewahren, er hat auf Erden kein bleibend Quartier, und lacht der Dirne, die sich schier zergrämen will, wenn der Herzliebste mit seiner Schaar ins andre Städtchen hinwegzieht. Nun, dem Soldaten wird ja eine solche Wankelmütigkeit ein wenig zu gute gehalten, allein mit den soliden Grundsätzen des Bürgertums will sie sich schlechterdings nicht zusammenreimen. Und leider sind die Militärvereine sehr geeignet, sie auch dorthin zu verpflanzen. Uns erzählte einmal ein junger Mann, daß er in einer norddeutschen Stadt einem Tanzvergnügen der Kampfgenossen beigewohnt habe. Da sei er denn baß verwundert gewesen, als die ehemaligen Kämpen, in der Hauptsache gereifte und zum guten Teil beweibte Männer, vom Weine angefeuert die Mägdlein auf den Schoß genommen und tapfer mit ihnen gezecht und gesungen hätten. Unter diesen Umständen muß der Geistliche denn doch ernstlich wünschen, daß derartige militärische Reminiscenzen nicht im Herzen unsrer soliden Bürger künstlich geweckt werden; denn auf der strengen Sittlichkeit des deutschen Hauses und auf der Festigkeit des ehelichen Bundes ruht, wie wir schon dargethan, im letzten Grunde die Wohlfart und Größe des gesammten Vaterlandes. Wenn aber nun vollends ehemalige Soldaten, die niemals feindliches Pulver gerochen, durch solche Eroberungen ihre militärische Unerschrockenheit beweisen wollen, so ist der Verfasser als ein berufener Schützer edler und guter Sitte verpflichtet, kräftig sein Geistesschwert gegen sie auszustrecken. Einen ernsteren Charakter pflegt der Militärverein erst dann anzunehmen, wenn etwa der Geburtstag oder der Tod des Landesfürsten Gelegenheit zu einer Kirchenparade darbietet. Allein diese vom socialen Standpunkte übrigens nicht einmal gerechtfertigten Ausnahmefälle genügen jedenfalls nicht, um das Bestehen besondrer, militärischer Verbindungen mitten im bürgerlichen Leben zu begründen.

Zweiter Irrtum: Durch die Militärvereine wird die Liebe zum Vaterlande gepflegt. — Wie steht es damit? Man hat zuweilen in den Zeitungen davon geschrieben, daß hier und da die Socialdemokratie bereits in die Armee eingedrungen sei. Allein diese Allarmsignale haben sich in der Regel als blinder Lärm bewiesen. So lange ein junger Mann unter der Fahne steht, hat er schwerlich unter socialistischen Anwandlungen zu leiden. Der frische, kräftige Geist der Armee läßt den Geist der Zuchtlosigkeit, der Verlotterung und Blasiertheit, wie er in der Socialdemokratie herrscht, nicht auf-

kommen. Zudem hat der Soldat wirklich keinen Grund, mit seinem Schicksale unzufrieden zu sein. Was er zu seines Lebens Nahrung und Notdurft braucht, das steht ihm alles in ausreichendem Maße zu Gebote. In der Kaserne kennt man keine Sorge um Nahrung, Kleidung, Wohnung und Haushalt. Dabei spielt der Soldat immerhin eine angesehene Person: das zweifarbige Tuch öffnet ihm viele Türen, Herzen und Beutel, die dem einfachen Bürger verschlossen bleiben. Sobald jedoch der ausgediente Soldat in das bürgerliche Leben zurücktritt, ändern sich seine socialen Verhältnisse mit Einem Schlage. Er lebt und arbeitet nun unter genau den gleichen Bedingungen, wie der Handwerksgesell oder der Fabrikarbeiter, der neben ihm steht und niemals die Büchse trug. Was Wunder, daß er selbst bald auch die geistigen und politischen Anschauungen seiner Berufsgenossen annimmt? Vielleicht wird er einmal ungerechter Weise von seinem Brotherrn hart angenommen, vielleicht wird ihm der Lohn verkürzt oder die Arbeit aufgekündigt. Vielleicht läßt sein Weib daheim die ganze Wirtschaft verlottern. Vielleicht muß er sich mit den Seinen in eine elende Kellerwohnung vergraben. In allen diesen Drangsalen ist das ehemalige, militärische Verhältnis völlig belanglos. Ueber alle diese Leiden kann der patriotische Rausch, der je und je einmal durch die Militärvereine hindurchwogt, ganz und gar nicht hinweghelfen; im Gegenteil, wenn der geplagte Mann mit schwerem Kopfe aus dem Kreise der „Kameraden“ heimkehrt, dann fühlt er sein Elend doppelt schwer. Auf jeden Fall wird er geneigt sein, Socialdemokrat zu werden. Demgemäß sind denn auch in den kleinen Städten und in den Dörfern, wo man die eben geschilderten, socialen Mißstände so gut wie nicht kennt und überdies die gute, alte Sitte und der kirchliche Einfluß noch eine gewisse Einfachheit der Lebensweise bewahrt haben, die Militärvereine gut patriotisch. Dort aber, wo die Socialdemokratie in Masse auftritt, sind auch die Militärvereine mit zahlreichen, socialistischen Elementen durchsetzt. Der Verfasser hat sich einmal bei einem Mitgliede eines Militärvereins, der sich hauptsächlich aus großstädtischen Arbeitern rekrutierte, danach erkundigt, ob auch Socialdemokraten im Vereine säßen; man versicherte ihm, daß es deren genug darin gebe. Auch sonst hat man vielfach gefunden, daß socialistische Elemente im Militärvereine vorhanden sein müssen, indem man nämlich die Zahl der stimmberechtigten Bürger eines Ortes, die Zahl der abgegebenen Stimmen und diejenige der Vereinsmitglieder mit einander verglich. Ueberdies läßt sich keineswegs

der Nachweis führen, daß die Militärvereine irgendwo einen merklichen Einfluß auf die sociale Bewegung ausgeübt hätten.

Dritter Irrtum: In den Militärvereinen wird der Geist guter Kameradschaft gepflegt. — Diese Behauptung beruht auf dem Fehlschluß, der überhaupt die ganze, hier behandelte Verirrung erzeugt hat, als ob der Mann, der einmal im Kasernenhofe exerziert hat, nun sein ganzes Leben hindurch Soldat sei. Dagegen müssen wir uns aber ganz entschieden verwahren. Es giebt im Lande nicht blos einen Wehrstand, sondern auch einen Lehrstand und einen Nährstand, und einer ist so gut wie der andre, einer so notwendig wie der andre. Wenn die braven Bürger nicht so fleißig mit ihren Händen arbeiteten, so könnten sie keine Steuern zahlen, und ohne Steuern könnte die Armee nicht erhalten werden. Wenn treue Geistliche und eifrige Lehrer nicht das Volk fleißig im Guten unterweisen wollten, dann würde der Geist der Zuchtlosigkeit die Armee ergreifen und ihre Kraft untergraben, wie es die Geschichte an vielen Beispielen bewiesen hat. Es hat also der Bürger sein gutes Recht neben den Soldaten, und keiner braucht dem andern die Schleppe nachzutragen. So lange der Mann unter den Waffen steht, ist er Soldat; sobald er aber den Waffenrock abgelegt hat, ist er wieder Bürger, und nur Bürger, bis etwa die Kontrolversammlung oder die Reserveübung oder auch die Kriegstrompete das militärische Verhältnis wieder herstellt. Es braucht sich übrigens der Bürger vor dem Soldaten in keiner Beziehung zu schämen. Es ist wahr, daß dieser einen besonders schweren Beruf hat, wenn er zum blutigen Kampfe ausziehen muß. Niemand erträgt solche Anstrengungen, niemand erduldet solche Beschwerden, niemand bringt solche Opfer, wie der Soldat im Felde. Dafür kommt er aber auch ziemlich selten in die Lage, den Beruf der Vaterlandsverteidigung wirklich auszuüben; im übrigen bestrebt er sich nur, sich immer fleißig für diesen Beruf vorzubereiten. Diese Arbeit der Uebung und Vorbereitung belastet indessen den Soldat, namentlich in gewissen Zeiten des Jahres, nicht so schwer, daß man ihm besondere Opfer für das Vaterland nachrühmen könnte. Der Bürger dagegen steht unablässig auf dem Schlachtfelde seines wirtschaftlichen Kampfes. Und wer da beobachtet, wie der Handelsherr oder Fabrikant mit gefalteter Stirn an seinem Schreibpult steht, und unter schweren Sorgen nachrechnet, wie er die immer stärker werdende Konkurrenz bekämpfen mag, wer den Handwerker beobachtet, wie er vor Tagesanbruch schon in der Werkstatt schafft, um seine Kundschaft langsam auszudehnen, wer dem

Bauern zusieht, wie er sich schindet und plagt, damit er die drückenden Schulden von seinem Gütchen allmählich abstoße, dem Arbeiter, wie er Tag für Tag mit Frau und Kind an der rasselnden Maschine steht, wer noch mitten in der Nacht das einsame Studierlämpchen des Gelehrten glühen sieht, der wird zugeben, daß auch der Bürger einen schweren Kampf zu bestehen hat, um dem Vaterlande mit seiner Arbeitskraft treu zu dienen, nur daß die Opfer und die Sorgen dieses Kampfes minder auffällig sind, als diejenigen des Kriegers. Nun haben wir bereits gesehen, daß der Bürger, der eben nicht mit der Waffe eines großen Kapitals zum wirtschaftlichen Ringen auszieht, den Stürmen dieses heißen Daseinskampfes nur dann gewachsen ist, wenn er sich mit den Berufsgenossen, die Schulter an Schulter mit ihm kämpfen, eng zusammenschließt. Dieser feste Zusammenschluß der Handwerker zu geordneten Innungen, der Bauern zu landwirtschaft-schaftlichen Vereinen, der Arbeiter zu evangelischen Arbeitervereinen ꝛc. wird indessen durch die Militärvereine grade am empfindlichsten gehindert. Die Innungen z. B. könnten bereits viel fester gegliedert sein, wenn ihnen nicht allenthalben die Militärvereine im Wege ständen. Es wird also die wahre, ächte Kameradschaft durch die Militärvereine nicht gefördert, sondern gradezu zerstört.

Vierter Irrtum: Die Militärvereine haben eine hohe, sociale Bedeutung. — Bei dieser Behauptung denkt man hauptsächlich an die Kranken- und Begräbnißkassen, welche die meisten dieser Vereine für ihre Mitglieder errichtet haben. Wir sind nicht gewillt, den Militärvereinen hier jedes Verdienst abzusprechen. Zu einer Zeit, wo alle bürgerlichen Ordnungen zerschlagen waren, bot wenigstens der Waffendienst noch ein gewisses Band der Einheit für die auseinander fallenden Bestandteile des Volkes. Und so haben denn die Militärvereine jene socialen Aufgaben, welche oben den Berufsgenossenschaften zugewiesen worden sind, nicht ohne Segen auf sich genommen. Allein jetzt bereits ist ihre Zeit wieder vorüber. Die Socialreform hat den einzig richtigen Gedanken, daß die Versicherungen auf Gegenseitigkeit nur auf der Grundlage des gemeinsamen Berufs durchgeführt werden können, durch die That zur Geltung gebracht. Demgemäß bestehen denn gegenwärtig allenthalben im deutschen Reiche Gemeindekrankenkassen, Ortskrankenkassen, Fabrikkrankenkassen, Unfallversicherungskassen der Berufsgenossenschaften u. s. w. Diese Kassen arbeiten nicht blos ebenso gut, sondern sogar noch viel besser, als die Militärvereinskrankenkassen. Einmal nämlich wird hier die Unterscheidung zwischen

denen, die als Soldat gedient, und denen, die nicht gedient haben — ein Unterschied, welcher für das bürgerliche Leben ganz sinnlos ist — aufgegeben, indem alle Angehörigen eines bestimmten Berufs der Wohlthaten seiner Versicherungskassen teilhaftig werden. Zum andern werden diese Kassen nicht blos von ihren Mitgliedern, sondern auch von den Arbeitgebern gespeist, und zwar in sehr ausgiebigem Maße. Endlich gewähren sie ihre Wohlthaten, ohne zugleich, wie die Kassen der Militärvereine, außer den Krankenkassenbeiträgen irgend welche Opfer zu anderen Zwecken zu fordern. Kluge und besonnene Arbeiter haben denn auch bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß die Vorteile der Militärvereinskassen um die für diese Vereine noch sonst nötigen Ausgaben viel zu teuer erkauft sind. Wenn trotzdem die Militärvereine noch fortwährend im Wachstum begriffen erscheinen, so ist es nur die Macht der Gewohnheit, das herrschende Vorurteil und das lockende Vergnügen, wodurch ihre Mitgliederzahl angeschwellt wird. Aber schon tragen sie das Todeszeichen an der Stirn — wer weiß, wie viel in einem Jahrzehnt noch davon übrig ist.

Fünfter Irrtum: Die Militärvereine knüpfen ein Band der Eintracht zwischen den höheren und den niederen Kreisen, und bilden so eine Brücke über die sociale Kluft. — In diesem Sinne sind sie besonders von der „Gartenlaube" gepriesen worden, welche meint: daß in diesen Vereinen der Geheimrat mit dem Arbeiter auf Einer Bank sitze, sei ein Vorzug, den sie sich niemals rauben lassen sollten. Auch Oechelhäuser redet ihnen aus dem eben angegebenen Grunde das Wort: „Nirgendwo kann wirksamer der Hebel zur Bekämpfung der Socialdemokratie und der durch sie hervorgerufenen Verbitterung angesetzt werden, als indem man ihrer republikanischen, internationalen Vaterlandslosigkeit durch die Betonung der Liebe zum eigenen Vaterlande, zu Kaiser und Reich entgegentritt. In dieser Beziehung bilden namentlich die Kriegervereine ein der höchsten Unterstützung würdiges Band, welches auch da noch seine zusammenhaltende Kraft bewährt, wenn im übrigen die Spannung der socialen, religiösen und politischen Gegensätze ihren höchsten Grad erreicht hat". Diesen Satz kann ein evangelischer Geistlicher nicht unwidersprochen lassen. Erstens sind es nicht die Militärvereine, sondern es ist vielmehr die Kirche, welche die verschiedenen Klassen des Volkes zu einträchtiger Gemeinschaft zusammenbindet. Denn sie lehrt nicht nur alle Unterschiede des Standes, des Vermögens, der Bildung angesichts der durch den Geist Gottes uns geschenkten Einheit in Christo gering achten, sondern sie schlägt

auch thatsächlich die Brücke über die sociale Kluft, indem sie den Hohen Demut und Freundlichkeit, den Niederen Treue und Gehorsam, allen aber die Liebe predigt, und diese Predigt auch durch zahllose, wohlthätige Werke kräftig macht. Dieser Thätigkeit hat der Kiegerverein nichts anderes an die Seite zu stellen, als die Erinnerung an die gemeinsam durchlebten Kämpfe und Siege, welche denn freilich, wie wir schon gesehen haben, den Arbeiter unmöglich über die Leiden seiner gegenwärtigen Stellung hinwegtrösten kann. Wäre der Kriegerverein wirklich die versöhnende Macht, welche die socialen, religiösen und politischen Gegensätze ausgleicht, so müßte man wünschen, daß recht bald die Kriegsfackel in unserm Lande von neuem auflodere, damit die Kriegervereine wieder neuen Zuzug erhalten. Und wenn man diese Vereine den Besitzenden und Vermögenden als eine Gelegenheit aufzeigt, um freundlich mit den Armen zu verkehren, so ist es offenbar, daß die kirchlichen Feste und die religiösen Vereine, namentlich aber die evangelischen Arbeitervereine hierzu eine viel bessere Gelegenheit bieten, indem sie einmal die höchst kränkende und ganz unberechtigte Ausschließung derjenigen Arbeiter, welche eben zufällig zum Kriegsdienste nicht tauglich befunden worden sind, vermeiden, und indem sie zum andern jene gemischten Vergnügungen beiseite lassen, deren Verderblichkeit wir im nächsten Kapitel ausführlicher zu schildern gedenken. Wir gehen aber noch weiter, und behaupten gradezu, daß die Militärvereine die sociale Kluft nicht überbrücken, sondern vielmehr erweitern. Man weiß, daß derjenige, welcher bei der Wahl für den Socialdemokraten gestimmt hat, den Ausschluß aus dem Vereine zu gewärtigen hat. Welche Härte liegt nun darin, einen Soldaten, der tapfer für das Vaterland gekämpft und treu seinem Könige gedient hat, von der Ehre des Militärvereins, auf die er einen wohlberechtigten Anspruch hat, nur um seiner politischen Anschauung willen auszuschließen! Diese Kränkung, welche den socialen Haß immer aufs neue schüren muß, vermeidet die Kirche. Sie schließt keinen Socialdemokraten von ihrer Gemeinschaft aus — wenn sie das thäte, so müßte sie an manchen Orten beinahe die ganze Gemeinde ausschließen. Sie sucht vielmehr den socialistischen Geist innerlich zu überwinden; und auch der evangelische Arbeiterverein bekämpft die Socialdemokratie nicht mit äußerer Gewalt, sondern nur mit moralischen Mitteln. Dafür ist aber auch seine Wirksamkeit um so zuverlässiger. Als der Verfasser in seiner „Socialen Gefahr in Sachsen“ den Zweifel an der unbedingten Aechtheit des militärvereinlichen Patriotis-

mus aussprach, da ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er Oel ins Feuer gegossen hätte. Die vorliegende Untersuchung wird indessen den Beweis geliefert haben, daß es nicht die evangelischen Geistlichen, sondern oft grade die sogenannten, patriotischen Vereine sind, welche die Flamme des politischen Hasses immer von neuem entfachen.

Man könnte es eigentlich unbegreiflich finden, daß die Militärvereine zu der außerordentlichen Ehre gekommen sind, die Pflegestätten des Patriotismus zu sein, während doch kein Vorurteil leichter zu zerstören ist, als grade dieses. Die Ursache der auffälligen Erscheinung liegt indessen sehr nahe. Zu keiner Zeit loht der Patriotismus eines Volkes höher auf, als wenn seine Waffen mit denen des Feindes zusammen klirren. Allein — und da entdecken wir nun die Quelle, der im Grunde alle hier behandelten Irrtümer entflossen sind — der Krieg selbst erweckt nicht erst den Patriotismus, sondern er bringt vielmehr den vorhandenen Patriotismus nur zum deutlichen und lauten Ausdruck. Warum greifen wir überhaupt zum Schwerte? Etwa aus purer Lust am Blutvergießen? Dann würden wir eher wilde Tiere als Menschen zu heißen verdienen. Nein, was uns die Waffen in die Hand drückt, ist vielmehr der Gedanke an das häusliche Glück, an die Früchte unsrer Arbeit, an den Reiz unseres Heimatlandes, an die teuersten Geistesschätze unsres Volkes, welche vom Feinde bedroht sind. Nun aber ist dies alles, das Glück des häuslichen Herdes, der Segen des Ackerbaues und der Aufschwung der Gewerbe, die Blüte der Wissenschaften und Künste nicht eine Schöpfung des Krieges, sondern des Friedens. Der Friede also ist es, welcher die Liebe zum Vaterlande erzeugt, während im Kriege diese Tugend mehr und mehr zerstört wird. Denn im wilden Lagerleben, unter den Wechselfällen und blutigen Abenteuern des Feldzuges, draußen im fremden Lande, vergißt der Mensch allgemach seines häuslichen Herdes, entwöhnt sich seiner bürgerlichen Beschäftigung; ja, wenn der Krieg länger dauert, so wird er zuletzt zum Kriegshandwerk, wird als förmlicher Lebensberuf von denen betrachtet, die sich im engen Kreise des bürgerlichen Lebens nicht mehr wohlfühlen können. Wer aber den Krieg als sein Handwerk betreibt, dem ist es zuletzt völlig gleichgiltig, wem er seine Dienste zur Verfügung stellt — er kämpft nicht mehr um den häuslichen Herd, sondern nur noch um Geld und Ehre. Ein langer Krieg ist gradezu das Grab aller häuslichen und bürgerlichen Tugenden, und also auch der Vaterlandsliebe. Dafür bietet uns z. B. die Geschichte des dreißigjährigen Krieges den unwiderleglichen Beweis.

Und wenn auch im letzten Kriege eine eiserne Manneszucht unsre Soldaten vor einer tierischen Verwilderung bewahrt hat, so kann doch ein aufmerksamer Beobachter bemerken, daß immerhin manche Rohheit und Unsitte aus dem rauhen Kriegerleben in die häuslichen und bürgerlichen Kreise eingedrungen ist. Sehr richtig erscheint uns auch die Bemerkung von Martensen, daß der Krieg nicht blos viel Erhebung und Begeisterung, sondern auch viel Prosa in sich schließe. Von dem Militärvereine kann man nun kühn behaupten, daß er die erstere der Armee zurückgelassen und fast nur die zweite mit hinweggenommen habe. Die genialen Entwürfe der militärischen Operationen, die kunstvollen Bewegungen der Truppen, kurz die ganze Entwickelung des Feldzuges ist von der Mehrzahl der einfachen Soldaten gar nicht verstanden worden. Was dagegen in den Versammlungen der ehemaligen Krieger ausgekramt wird, das sind mehr die kleinen Abenteuer des Lagerlebens und die internen Erlebnisse der Kompagnie. Vollends in denjenigen Vereinen, deren Mitglieder die hochauflohende Begeisterung des Krieges gar nicht kennen gelernt haben, kommt man in der Regel über die mehr oder minder interessanten Alltäglichkeiten des Soldatenlebens nicht hinaus. Und so beherrscht denn anstatt des strengen, kriegerischen Geistes sehr bald das gemütlichste Philistertum diese Vereine. Mehr als einmal haben wir bereits bemerkt, daß die Herren Militärvereinler zur festlichen Parade ganz behaglich ihre Cigarre rauchen. Auf der Rückkehr von dem Begräbnis des Kameraden verschwindet der Troß häufig im Wirtshause. Unter den Bauern führen, wie bei jedem Feste, so auch in der Festsitzung des Militärvereins gern die vier Kartenkönige das Kommando. Ja, wir haben sogar einmal in einem sächsischen Lokalblatt gelesen, daß die Kameraden zum Andenken an die Schlacht bei Königgrätz eine gemütliche Zusammenkunft beim Kameraden X feierten. Und das soll militärisch sein! Die alten Römer begingen den Gedenktag der furchtbaren Niederlage von Cannä als einen Tag düstrer Trauer und schritten in Trauergewändern umher. O nein, es ist nicht der Soldat voll strenger Manneszucht, voll Ernst und Pflichttreue und ausgeprägtem Ehrgefühl, der in den Militärvereinen großgezogen wird, sondern vielmehr der charakterlose, schlottrige Philister, und jener unausstehliche Bramarbas des Plautus, der sich vermißt, die Franzosen, wenn sie etwa wieder Spektakel machen sollten, mit seinem Krautmesser in Kochstücke zu zerhauen, und der im Vollgefühl seiner unwiderstehlichen Tapferkeit vielleicht nicht einmal für nötig findet, daß der Reichskanzler dem Volke

noch ein paar hundert Millionen Steuern aufhalst, um mehr Soldaten zu schaffen!

Wenn eine straffe Konzentration der Kräfte auf die Berufsaufgabe, eine willige Unterordnung unter das Gebot des Vorgesetzten, eine pünktliche Erfüllung aller Pflichten des Tages, ein enger Zusammenschluß mit den Berufsgenossen und eine kräftige Verteidigung der Standesehre das Wesen des militärischen Geistes ausmacht, so giebt es nichts so unmilitärisches, als eben die Militärvereine. Der kleine Handwerker und der Arbeiter, welcher durch diese Vereine von seinen Genossen willkührlich losgerissen und in seiner Lebensordnung gestört wird, verleugnet sein fröhliches Standesbewußtsein, seine Meister- und Arbeiterehre und nährt sich kümmerlich von den Brocken der Gunst, welche der Offizier ihm zuzuwerfen geruht. Dabei soll man nur ja nicht etwa glauben, daß diese Vereine dem Arbeiter irgendwie imponieren können. Neben der Blasiertheit, der Abgelebtheit und Greisenhaftigkeit der „Ehemaligen", die weiter nichts zu thun wissen, als bei einem Glase Bier immer und immer wieder längst vergangene und hundertmal erzählte Soldatengeschichten aufzuwärmen, erscheint ihm die Socialdemokratie als die Partei der Zukunft. Wenn der socialdemokratische Freiheitsapostel mit glühenden Farben die Herrlichkeit des neuen Staates ausmalt, in welchem die ganze Produktion einheitlich geregelt, die Arbeiterlöhne durch große Volksversammlungen festgesetzt und für Vergnügungen von Staatswegen reichlich gesorgt wird, so daß alle Bürger in vollkommener Glückseligkeit und ungetrübtem Frieden bei einander wohnen, dann setzt er die Phantasie des jungen Mannes in helle Flammen. Gegen diesen falschen Idealismus der Socialdemokratie bildet nicht das greisenhafte Hangen an der Vergangenheit und der vielfach hervortretende Servilismus des Militärvereins, sondern allein der wahre Idealismus der Kirche mit seinen freudigen Hoffnungsblicken aufwärts und vorwärts ein siegreiches Gegengewicht. Es ist deshalb aufrichtig zu wünschen, daß diese Vereine, welche weder der Armee noch dem Bürgertume zur Zierde gereichen, von dem erstarkenden Selbstbewußtsein des letzteren baldmöglichst hinweggefegt werden.

Der evangelische Geistliche aber hat noch ganz besondere Gründe, um die Militärvereine zu bekämpfen. Kein Kriegsmann, spricht der Apostel Paulus, mischt sich in Händel der Nahrung. Das notwendige Gegenstück dieses Ausspruches ist dieses, daß sich nun auch kein Bürgersmann in Händel des Krieges mischt. Jeder thue, was seines Amtes

ist. Und wenn der Bürger eine Zeit lang die Waffen tragen muß, so kehre er, sobald der Kriegsrock wieder am Nagel hängt, ganz und voll zu seinem Handwerk zurück, und kümmere sich nicht weiter um die Angelegenheiten der Armee. Denn derselbe Apostel spricht ein andermal: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, was vornen ist. Und: So jemand seine Hand an den Pflug legt, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Ein solcher „Ehemaliger" ist auch im Reiche dieser Welt zu nichts ordentlichem geschickt. Seitdem die ehemaligen Soldaten soviel Ruhm und Ansehen im öffentlichen Leben gewonnen haben, ist die Zahl der Ehemaligen ungeheuer gestiegen. Mit den ehemaligen Soldaten gehen die ehemaligen Schüler Hand in Hand, wie denn auch im Geiste moderner Socialreformer neben der Kaserne gleich die Schule steht. Da fängt es bei dem Verein ehemaliger Korpsstudenten an und geht herunter bis zu dem Verein ehemaliger Volksschüler. Man darf sich nicht wundern, wenn in die Listen der Stadtämter demnächst auch noch ein Verein ehemaliger Kleinkinderschüler eingetragen wird. Und während man in diesen Vereinen und Festen Ehemaliger zecht und tanzt und alte Schulgeschichten auftischt, welche für die Beteiligten oft einen recht unangenehmen Beigeschmack haben, vergißt man die brennenden Aufgaben der Gegenwart und die dringenden Forderungen der Zukunft. Wir würden in der socialen Frage weiter sein, wir würden namentlich nicht einen solchen Rückstand der Kirche zu beklagen haben, wenn die Vereine Ehemaliger nicht unserer Bevölkerung, namentlich der protestantischen, so viel Zeit und Geld kosteten. Im Sommer 1887 unternahmen die sächsischen Kriegervereine einen gemeinsamen Ausflug nach den Reichslanden, um die Stätten ihrer einstigen Lorbeeren wieder einmal in Augenschein zu nehmen. Man kann sich denken, daß diese Reise lorbeergeschmückter Krieger durch die zahllosen Begrüßungen, Feste und Kommerse, von denen sie allerorts begleitet war, sich zu einem förmlichen Triumphzuge gestaltete. In allen Blättern wurde sie als eine hochpatriotische That gepriesen. Dem Verfasser ist es dagegen sehr zweifelhaft geblieben, welchen Gewinn denn nun eigentlich die reiselustigen Kämpfer, von denen man berichtete, daß sie den alten Deutschen gleich immer noch eins getrunken hätten, ehe sie gingen, welchen Gewinn das Vaterland von diesem unblutigen Feldzuge gehabt habe. In der nämlichen Zeit hielten die Katholiken eine Versammlung in Trier. Dabei wurden die wichtigsten, socialen und kirchlichen Fragen behandelt. So sprach z. B. Kaplan Hitze über die

Pflichten des Staates gegenüber der socialen Frage, Freiherr von Heeremann über christliche Kunst, Dechant Dr. Hammer über moderne Frauenerziehung, und rauschender Beifall der versammelten Katholiken wurde allen Vortragenden zu teil. Dazu bemerkt die „Kölnische Zeitung" spöttisch: „Wenn die Katholikenversammlung vorüber ist, wird der Keller des Bürgervereins ein merkliches Loch aufweisen." Also bei den Kriegern gehört das Trinken zum Patriotismus; wenn dagegen der Bürger und nun gar der Katholik ein gutes Wort mit einem guten Tropfen begleitet, so hat man nur Spott dafür. Das ist die Gerechtigkeit dieser Zeitungen. Das Sprichwort sagt: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Vor der Hand ist nun das Lachen augenscheinlich auf Seiten der Katholiken.

In welchem Maße aber die Festerei grade durch die Militärvereine gefördert wird, das entzieht sich aller Berechnung. B. ist ein Dorf der sächsischen Oberlausitz von ca. 2500 Einwohnern. Dort fand im Sommer 1887 die Fahnenweihe des Militärvereins statt, an welcher nicht weniger als fünfzig auswärtige Vereine teilnahmen. Gegen 8000 Menschen waren auf dem Festplatze zusammengeströmt, und das Feuerwerk des Abends hatte die Zahl der Festgäste sogar auf 10000 erhöht. Bedenkt man, daß von allen diesen Festgästen, von denen die Meisten schon am Morgen aufbrechen mußten, um zu rechter Zeit zur Stelle zu sein, daß von allen Bewohnern, die mit dem Schmuck der Häuser, Straßen und Plätze beschäftigt gewesen sind, kaum Einer Zeit gefunden hat, das Gotteshaus zu besuchen, so kann man ermessen, welchen ungeheuren Schaden grade die Kirche von diesen Festen erleidet. Und das alles, um eine Fahne einzuweihen, welche keinen weiteren Zweck hat, als den, bei der nächsten Fahnenweihe wieder im Winde zu flattern. Wie lange werden sich denn die evangelischen Geistlichen noch dazu verstehen, diese Fahnen einzuweihen, welche weder im Kriege, noch im Frieden irgend eine tiefere Bedeutung haben? Wie lange werden sie noch fortfahren, die eigene Kirche zu zerstören, indem sie selbst die Geldopfer und das Interesse ihrer Gemeindeglieder fremden Dingen zulenken? Wann werden sie endlich einmal aufhören, die schönsten Blüten aus dem Ruhmeskranze der Kirche herauszureißen, um sie den Militärvereinen zu präsentieren? Uebrigens kommt doch der Bürger hier und da bereits zu der Einsicht, daß er sich nur selber wegwirft, wenn er sich erst in einen ehemaligen Soldaten verpuppt, um nur als guter Patriot zu gelten. Der Bürger, der seinen bürgerlichen Beruf treu erfüllt, ist der beste

Unterthan seines Königs, der zuverlässigste Freund seines Vaterlandes, und zugleich der treueste Kamerad. Von diesen Gedanken waren jedenfalls die sächsischen Bahnwärter erfüllt, als sie unter sich einen Verein gründeten, mit dem Zwecke: 1. Liebe, Treue und Anhänglichkeit zum König und zur vorgesetzten Dienstbehörde zu beleben und zu fördern. 2. Das Gefühl für gute Kameradschaft anzuregen und wachzuhalten und dieselbe durch gegenseitige Unterstützung in Krankheitsfällen zu bethätigen. 3. Kameradschaftliche und gesellige Unterhaltung zu pflegen. — Ja, es beginnt allgemach im Volke zu tagen. Der starre Bann des Militarismus, der so lange drückend auf unserm socialen Leben lastete, wird gebrochen. Der Bürger besinnt sich wieder auf seine Bürgerpflicht und Bürgerehre. Dies bedeutet einen ungeheuren Fortschritt zum Bessern.

Wer nicht Soldat gewesen ist, der sucht sich wenigstens heute irgendwie einen militärischen Anstrich zu verleihen. Auf jeden Fall gilt es, eine Körperschaft zu bilden, sich einen Kommandanten zu geben, eine Uniform anzulegen und sich öffentlich mit Paraden und Vorstellungen gehörig aufzuspielen. Dazu bietet nun zunächst der Turnverein die beste Gelegenheit. Man weiß, daß dem Vater Jahn das Verdienst gebührt, der Turnerei in Deutschland eine weitere Verbreitung verschafft zu haben. Jahn war ein kräftiger, ehrlicher, gerader Charakter, und dabei ein Mann voll echter Gottesfurcht. Er hoffte nun, die edlen Eigenschaften, die ihn selbst auszierten, durch die Turnkunst dem ganzen, deutschen Volke mitteilen zu können. Allein er übersah, daß eine blos körperliche Uebung, wie es die Turnerei zunächst ja ist, ganz und gar nicht im stande sein könne, tiefere, sittliche Wirkungen zu erzeugen. Die Turnkunst wirkt allerdings, indem sie den Körper des Menschen in Zucht nimmt, zugleich auf seinen Charakter ein. Sie erzieht ihn zur Entschlossenheit, Pünktlichkeit, Gewandtheit, Geistesgegenwart, Ordnung. Allein hierbei gilt als stillschweigende Voraussetzung, daß sie dem System der sittlichen Erziehung, welchem der Einzelne je nach seiner besonderen Stellung unterworfen wird, nicht etwa feindlich gegenübertritt, sondern sich vielmehr in dasselbe mit einfügt. Diese Bedingung wird nun in den geschlossenen Erziehungsanstalten der Schulen, der Gymnasien, der Seminarien, der Kaserne wesentlich erfüllt. Derselbe Geist sittlicher Zucht, welcher die ganze Erziehung dieser Anstalten beherrscht, waltet auch in der Turnstunde. Daher wird denn auch das Werk der Erziehung, welches Schule und Armee an ihren Angehörigen ausüben,

durch die körperlichen Uebungen des Turnens unterstützt. Etwas anderes ist es, wenn die Turnerei ganz außerhalb jeder festen, sittlichen Ordnung steht, wie solches bei allen freien Turnvereinen der Fall ist. Hier haftet ihr ein zwiefacher Nachteil an: einmal nämlich wird die Berufsordnung und Berufszucht durch den daneben stehenden Turnverein nicht selten gradezu durchkreuzt, und zum andern ist die Disciplin des Turnvereins auch eine so lockere, daß alle Unsitten der Zeit ungehindert in denselben einströmen können. Diese Uebelstände haben sich schon damals gezeigt, als Vater Jahn daran ging, seine Ideale zu verwirklichen. Der Pfarrer Gustav Schlosser erzählt in seinen Erinnerungen an die Revolution von 1848, daß Jahn damals im frankfurter Parlament seinen Platz im linken Centrum eingenommen habe, „mit dem langen, grauen Bart und dem umgeschlagenen, weißen Hemdkragen, man sollte meinen: mit dem Ausdruck der Zufriedenheit, da ja hier auch seine Jugendideale der Erfüllung nahe waren, aber er ist auffallend unruhig, offenbar unzufrieden. Es waren doch gar viele andre Geister hier eingezogen, als bei der alten Burschenschaft in ihrer besten Zeit. Er besuchte uns einmal in F., wohin ihn der Turnverein eingeladen, der aber nicht turnte, sondern nur einen Turnplatz mit den gewöhnlichen Gerätschaften unterhielt, im übrigen sich mit der grauen Turnerkleidung, dem bekannten Turnergürtel und Turnerhut, mit Turnerausflügen und Turnerbällen begnügte, fast das Gegenteil von der Turnerlebensweise, wie sie Jahn wollte". Da sieht man, wie es den Idealisten ergeht. Ohne eine tiefere Kenntniß der sittlichen Mächte des Volkslebens schaffen sie irgend eine Form, damit von da neue, sittliche Triebkräfte in das Volk ausgehen, und hernach wundern sie sich, daß diese Form nur zum Sammelplatz der Unsitte geworden ist. Genau so ist es jenen Träumern ergangen, welche in jüngster Zeit das deutsche Volk dadurch mit dem Geiste des Mutes, der Sittenstrenge, der Vaterlandsliebe zu erfüllen dachten, daß sie das ganze Land mit einem dichtmaschigen Netze von Turnvereinen umzogen. Sie haben grade das Gegenteil von dem erreicht, was sie wollten. Diese Turnvereine unternehmen fleißig Turnfarten, lassen manch kräftigen Turnerschoppen in ihren Kehlen verschwinden, stellen Turnerbälle und Turnermaskenbälle an u. s. w., aber von einem Geiste strenger Zucht, Nüchternheit und Sittenreinheit ist manchmal recht wenig zu spüren. Die erwähnte Verirrung ist nun den Propheten der Turnerei selber wieder bedenklich geworden, und sie haben sich bewogen gefunden, ihr

Mißfallen über diese ungehörige Vergnügungssucht auszusprechen. Allein nachdem nun einmal die Vereinssucht mit allen ihren Schäden bis in die untersten Volksklassen verpflanzt worden ist, verhallen solche Warnungsrufe in der Regel ungehört: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los". Auch mit dem Patriotismus würde man manche bedenkliche Erfahrung machen, wenn man im stande wäre, die Wahlen der Herren Turner immer genau zu verfolgen. Das Königreich Sachsen zählte am 1. Januar 1887 572 Turnvereine mit 59834 Mitgliedern, und umschloß also allein den fünften Teil der ganzen Turnerschaft Deutschlands, während ihm der Bevölkerungszahl nach nur etwa der fünfzehnte Teil gebührte. Auf irgend einem Turnfest wurde hier einmal der Beschluß gefaßt, bei der Reichsregierung dahin zu wirken, daß den geübten Turnern eine Verkürzung ihrer militärischen Dienstzeit eingeräumt werde. Man ist hernach verständig genug gewesen, diese Petition nicht abgehen zu lassen. Dagegen konnte ein sächsischer Reichstagsabgeordneter noch immer jene idealen Schwärmereien für die Turnkunst, wie sie die politische Bewegung des Jahres 1848 charakterisieren, nicht vergessen. Er unterbreitete dem Kriegsminister Bronsart von Schellendorf die Bitte, Mitglieder der Turnerschaft aus der Armee bereits nach 2 Jahren als Dispositionsurlauber zu entlassen. Da aber ist er von dem Herrn Kriegsminister belehrt worden, daß eine tüchtige, turnerische Ausbildung noch lange keinen tüchtigen Soldaten mache. Der sächsische Kreisturnrat hat neuerdings die bittre Erfahrung machen müssen, daß keine Stadt sich mehr geneigt findet, die Unruhen und Kosten eines Kreisturnfestes zu übernehmen. Da schlägt er denn vor, daß in jeder der vier Kreishauptmannschaften zum Himmelfartstage des Jahres 1888 eine Kreisturnfart veranstaltet werden möge. Aus diesen Thatsachen können die Vertreter des Staates und der Kirche genugsam ersehen, welches die eigentlichen Pflegestätten jenes Geistes sind, der sich fortwährend versucht fühlt, an den hergebrachten, sittlichen Ordnungen zu rütteln.

Bedenklicher noch, wie dieses bierdurstige und tanzlustige Turnen der Fabrikarbeiter und der Handwerksgesellen ist das Turnen der jungen Mädchen. Wir halten dasselbe nur in den geschlossenen Erziehungsanstalten der Lehrerinnenseminare u. s. w. für zweckmäßig und zulässig. Was soll man aber dazu sagen, wenn in den freien Turnvereinen die jungen Mädchen von achtzehn und zwanzig Jahren sich deckenhoch schwingen, kühne Luftsprünge machen, bei den öffentlichen Turnfesten mit der großen Schärpe neben dem jungen Burschen wie

die Grenadiere aufziehen und schließlich trotz einem Korpsstudenten mit kommersieren und bankettieren? Wie es bei diesen Gelegenheiten leicht zugeht, soll die folgende, kleine Probe zeigen. An eine bekannte, sächsische Zeitung schrieben einmal ein paar junge Mädchen: „Durch flotten Gang des Geschäfts waren wir genötigt, erst spät abends nach Hause gehen zu können. Dabei waren wir Zeugen, wie die Turnerinnen nach Verlassen des Turnlokals von den Mitgliedern des Herrenturnvereins empfangen wurden. Wir nahen uns daher mit folgender Bitte unterthänigst dem Richterstuhle Deiner Weisheit: Wirkt beschriebener Vorgang nicht schädlich auf die Sittlichkeit eines Mädchens? Ist es statthaft, daß vom Herrenturnverein für die Turnerinnen sogenannte Kneipabende veranstaltet werden?" — Und wie lautet nun die Antwort der betreffenden Zeitung? „Sie sind wahrscheinlich alte Jungfern, die der Aerger, weil sie sitzen geblieben sind, bald verzehrt. Was soll denn ein anständiges Verkehren zwischen frisch, fromm, fröhlich, freien jungen Leuten der Sittlichkeit für Abbruch thun?" — Da sieht man, wie es geht. Wenn in unserm armen Volke noch ein schwaches Gefühl für Sitte und Anstand vorhanden ist, so wird es von jenen Zeitungen vollends ertötet, welche nichts eifriger thun, als immer hübsch mit dem Strome zu schwimmen. Nicht die Fabriken sind es, welche unsrer Arbeiterbevölkerung die gute Sitte geraubt und die Socialdemokratie ins Land gebracht haben, sondern die Vereinsgründer sind es, und die unberufenen Volksbildner, welche man eigentlich besser Volksverbildner heißen sollte.

Um den wahren Wert der Turnkunst zu begreifen, dazu gehört schon ein höherer Grad von Bildung. Fabrikarbeiter und Handwerksgesellen, welche sich den ganzen Tag müde gearbeitet haben, verstehen in der Regel nicht recht, wie manche Leute dazu kommen, am Abend noch ganz ohne Not allerlei Luftsprünge und Beinverrenkungen zu machen. Wenn sie trotzdem dem Turnvereine beitreten, so ist es weniger die körperliche Uebung, als vielmehr das Turnerfäßchen und der Turnerball, wodurch sie angezogen werden. Der Bauer aber faßt die ganze Turnerei vollends gar nicht; er erblickt darin weiter nichts, als lauter alberne Seiltänzerkünste; und wenn man die Leistungen der heutigen Turnfeste betrachtet, so kann man ihm auch nicht ganz Unrecht geben. Deshalb sollte man die freien Turnvereine nur auf die gebildeten Kreise beschränken, Gesellen und Arbeiter aber lieber ganz damit verschonen. Und außerdem wäre es notwendig, an die

völlige Beseitigung gewisser öffentlicher, turnerischer Schaustellungen zu denken; denn wer, ohne den Beruf dazu zu haben, vor dem großen Publikum wie toll mit den Armen herumficht und Luftsprünge macht, der unterscheidet sich thatsächlich nicht viel von einem Seiltänzer.

Was vom Turnverein gesagt worden ist, das gilt in noch höheren Grade vom Schützenvereine. Wenn der Schützenverein als Träger und Pfleger des Patriotismus gepriesen wird, so ist dies einfach ein Idealismus. Die blose Schießkunst kann unmöglich eine so edle, geistige Tugend wie die Vaterlandsliebe erwecken; sonst müßten schier die Wildschützen die besten Patrioten sein. Was sich aber sonst noch im Schützenvereine findet, das Zechen, Schmausen und Tanzen, ist vielmehr geeignet, den Ernst des Charakters und die Einfachheit der Sitten und also den strengen, mannhaften Geist zu zerstören, statt ihn zu bewahren. Uebrigens konnte ein feiner Beobachter bereits bemerken, daß die Herren Schützen nicht selten als rechte, socialpolitische Irrlichter erschienen, wenn sie den Versuch machten, sich als gute Patrioten aufzuspielen. Mehr als Ein Mal haben wir gelesen, daß vornehme Herren beim Schützendiner auf den baldigen Untergang der Reichsfeinde oder auf den glänzenden Sieg über die Partei des Umsturzes toastiert haben. Man kann sich leicht vorstellen, welch eine Glut des Hasses im Herzen des Arbeiters auflodert, wenn er liest, wie faullenzende Rentner und übermütige Kapitalisten bei Schleie und Champagner ihm den Tod an den Hals wünschen, und zwar blos darum, weil er sich einer Partei angeschlossen hat, in welcher der verführte Mann eine vollständig berechtigte Vertretung seiner Interessen erblickt. Wer will sich wundern, daß diese Glut mit heimlichem Feuer unaufhörlich in den Schriften und Poesien der Socialdemokratie fortglimmt, und gelegentlich drohend gegen diejenigen emporschlägt, welche im tollen Uebermut ihre grausamen Bannflüche gegen den um seine Existenz ringenden Arbeiter schleudern?

„Und die sich freuen über solchen Fluch,
Der die Enterbten bis ins Leichentuch
Verfolgt und hetzt in namenloser Pein —
Sie preisen ihn beim vollen Glase Wein,
Weil er für sie die Scheuer füllt, das Faß —
Auf diesen Jubel wirf Du Deinen Haß.“

Ebenso zartfühlend zeigte sich übrigens auch einmal ein Turnverein, welcher eine junge Dame von seiner Gemeinschaft ausschloß,

weil ihr Vater als socialdemokratischer Parteiführer bekannt war, und zwar erfolgte diese Ausschließung, nachdem man der Betroffenen zuerst Aufnahme in den Verein gewährt hatte. Hoffentlich kommen die Leiter des öffentlichen Wesens einmal zu der Einsicht, daß es diese social-politischen Stümper sind, welche immer und immer wieder das Oel ins Feuer hineingießen.

Noch etwas tiefer stehen nun die übrigen Vereine, die auch gelegentlich ein wenig in Patriotismus machen, als da sind die Ruderer, die Radfahrer, die Bergfexe, die Kegler, die Kartenspieler u. s. w. Nicht, als ob wir gegen alles, was Sport und Liebhaberei heißt, den Bannstrahl unsres Verwerfungsurteils schleudern wollten. Allein man soll aus einer Sache nicht mehr machen, als sie nach ihrem innern Gehalte verdient. So lange ein junger Mann sich damit begnügt, auf dem Zweirad ein wenig die Straße auf- und abzusegeln, wird niemand gegen sein Vergnügen etwas einzuwenden haben; sobald er aber mit dem Vereinszeichen auftritt und als guter Patriot respektiert sein will, wird er einfach lächerlich. Und wie die Dinge jetzt stehen, so sieht sich die Kirche allen Ernstes gezwungen, die Führer des Volkes zu warnen, daß sie nicht etwa mit dem Gewicht ihrer Stellung die Ansprüche eines lächerlichen Sportes unterstützen. Haben wir es doch erlebt, daß in einer sächsischen Großstadt einmal aus der Stadtkasse für den Wettkampf der Ruderer ein Preis von 300 Mk. ausgeworfen wurde. Sind doch hier und da die versammelten Kegler von dem Herrn Bürgermeister feierlich begrüßt worden. Freilich, als sie einmal auch an den Träger einer deutschen Königskrone sich mit einer Adresse herandrängten, in welcher sie ihre unentwegte Treue und Ergebenheit versicherten, sind sie einer Antwort gar nicht gewürdigt worden. Daran können die Herren Bürgermeister lernen, wie man mit den Sporthelden umzugehen hat. Auch für die Pfarrer erscheint unsre Warnung nicht überflüssig. Wir denken hier an ein Ereigniß, das sich vor kurzem in einer sächsischen Großstadt abgespielt hat. Hier geschah es, daß ein junger Mann bei dem tollen Wettkampfe der Ruderer ums Leben kam. Als er nun zur Erde bestattet wurde, begleiteten die mitschuldigen Genossen seines verderblichen Sportes den Sarg, und einer derselben widmete dem Verunglückten sogar noch einen Nachruf, wofür er nachher im Tageblatte einen gerührten Dank empfing. Die Kirche mag sich wohl in acht nehmen! Wenn sie bei ihren Feierlichkeiten dem Albernen, Lächerlichen und Sündhaften Zutritt gestattet, dann wird sie bald sehen, daß ihre Ordnungen in den

Augen des Volkes die heilige Majestät einbüßen. Ueberhaupt soll die Kirche nichts versäumen, um den Ernst ihrer Handlungen vor der Lächerlichkeit der Vereinsduselei zu bewahren. Hat ein Verein bereits nach dem Herkommen das Recht besessen, die Begleitung der Leichen zu übernehmen, so wird es sich allerdings nicht empfehlen, ihm dasselbe mit Einem Male zu entreißen. Im Allgemeinen aber können auf diese Ehre nur diejenigen Gemeinschaften Anspruch erheben, welche den Berufscharakter ihrer Mitglieder vertreten. Wenn sich aber ein Verein etwa beikommen läßt, an die Leichenbegängnisse eine lustige Zecherei im Wirtshause oder eine andre Taktlosigkeit anzuknüpfen, so soll ihm seine Unart bei Androhung des Ausschlusses vom Gottesacker zunächst ernstlich verwiesen, im Wiederholungsfalle aber die angedrohte Maßregel auch strengstens durchgeführt werden.

Es sei uns jetzt noch gestattet, in aller Kürze diejenigen Vereine zu behandeln, welche unmittelbar fördernd auf die Socialdemokratie einwirken. Dahin gehört zunächst der Naturheilverein. Die Naturheilkunde ist an und für sich ebenso harmlos, wie das Jägersche Wollregime. Etwas anders ist es, wenn es sich um eine förmliche Organisation in Vereinen handelt. Das ist nichts anderes, als ein unmittelbarer Angriff auf einen hochangesehenen Stand im Staate und auf eine altehrwürdige Wissenschaft. Wenn in öffentlichen Vorträgen das hergebrachte Heilverfahren der akademisch gebildeten Aerzte durch das absprechende Urteil der Naturheilkünstler verworfen und dem Volke die Meinung beigebracht wird, daß sich jeder vernünftige Mensch durch Einreibungen, Waschungen und Einpackungen in allen Krankheitsfällen selber kurieren könne, so heißt das Wasser schütten auf die Mühle der Socialdemokraten, welche ja auch behaupten, daß die ganze medicinische Wissenschaft Humbug sei, daß die Aerzte und Apotheker mit ihren teuren Rechnungen und Recepten blos das arme Volk auspressen, und daß jeder Staatsbürger vermöge einer guten Schulbildung das ganze medicinische Geheimniß mit Leichtigkeit zu begreifen im stande wäre. Dazu beobachte man einmal, mit welcher Rohheit diese Naturheilvereine Dinge behandeln, welche die ächte Wissenschaft bisher zu popularisieren gerechtes Bedenken trug. Da wird heute ein Vortrag über die Folgen von Jugendsünden und über Schwächezustände gehalten — und siehe, die lüsterne, junge Männerwelt schlägt sich förmlich um die Plätze. Ein andermal steht wieder Schwangerschaft und Kindbettfieber auf dem Programm — natürlich nur für Damen — und nun haben die jungen Herren wieder das Vergnügen,

zu sehen, wie die Mädchenwelt eilt, Geheimnisse zu erfahren, welche das eheliche Leben selbst ihnen jedenfalls noch zeitig genug offenbaren würde. Wir fragen: wird nicht durch solche Vorträge gradezu das Zartgefühl keuscher Jungfrauen und das holde Glück reiner Bräute mit unverantwortlicher Rohheit zerstört? Wird nicht die Angst und die Aufregung gewaltsam in das Herz der jungen Gattin hineingetragen? Und darf man sich wundern, wenn das gemeine Volk zuletzt überhaupt nichts heiliges und ehrwürdiges mehr kennt, nachdem die sogenannten Gebildeten überall selbst mit dreister Hand den wohlthätigen Schleier von dem geheimnißvollen Bilde zu Sais hinweggerissen haben? Niemand hat mehr Ursache, als die Kirche, den Naturheilvereinen entgegenzutreten; denn nicht nur, daß durch die Frivolität jener dem armen Volke der heilige Schatz seines sittlichen Gefühls aus dem Herzen gerissen wird, so sieht sie bereits auch ihr eigenes Arbeitsgebiet durch die Dreistigkeit derselben bedroht. In einer der sächsischen Großstädte wurden einmal die unglücklichen Ehen zum Gegenstande der naturärztlichen Wissenschaft gemacht. Da erfuhr denn der Geistliche zu seiner größten Ueberraschung, daß in den meisten Fällen das mangelnde Einverständniß der Ehegatten auf einer ungünstigen, körperlichen Disposition beruhe, und daß es demnach die Sache der Naturheilkunde sei, die Harmonie der Seelen wieder herzustellen. Also der Seelsorger ersetzt durch den Naturheilkünstler! Von den Herren Geistlichen werden solche Angriffe auf ihr Rechtsgebiet in der Regel geringschätzig übersehen. Allein wer die große Masse eingehender studiert, der weiß, daß die Minierarbeit der Vereinshelden nicht wirkungslos ist. Mehr und mehr wenden sich die verführten Herden von ihren geistlichen Hirten ab, um den Mietlingen nachzulaufen, die überall mit unerhörter Dreistigkeit in die schlechtbewahrten Hürden eindringen.

Wie die Socialdemokratie in der Naturheilkunde auf naturwissenschaftlichem Gebiete eine ihr verwandte Richtung entdeckt hat, so auf religiösem Gebiete in verschiedenen Sekten, namentlich im Spiritismus. Jeder Vernünftige begreift, daß die Leute gar nicht so erpicht darauf sein würden, mit den Geistern der Toten zu verkehren, wenn sie sich damit nicht den Anschein geben könnten, als wüßten sie durch die Mitteilungen der Abgeschiedenen mehr, als die Pastoren selber, von deren Hirtenstab man eben nicht länger geleitet sein will. Und wer den Inhalt dieser Geisteroffenbarungen betrachtet, der spürt auch sofort den socialdemokratischen Geist heraus. „Unser Gott ist

lauter Liebe, und darum sollen auch die Eltern lauter Liebe gegen ihre Kinder sein, und sie ja nicht mehr schlagen." Ganz recht, so fordert's der Socialismus, welcher das sündige Verderben im Menschen leugnet, und in der ungehemmten Entfaltung aller natürlichen Triebe die Vollendung der Menschheit erblickt. Und dabei nimmt man dieselben, unschuldigen Kinder mit in die spiritistischen Sitzungen hinein und führt ihren Augen bis tief nach Mitternacht den Theaterspuk der Geistererscheinungen vor. Es ist klar, daß diese traurige Finsternis des Aberglaubens einzig und allein durch das Licht des Evangeliums erleuchtet werden kann. Wenn es aber gilt, für die vom Spiritismus angesteckten Gemeinden einen Pfarrer zu finden, dann scheint es das erste Erforderniß, daß es ein Mann von der eisernen Strenge Calvins sei. Dem wird es in der Kürze gelingen, die Geister der Toten zur Ruhe und die Köpfe der Lebenden zu Verstande zu bringen.

Von den übrigen Vereinen, welche da sind wie der Sand am Meere, in allen deutschen Groß- und Kleinstädten und auch schon in vielen Dörfern, wollen wir hier schweigen. Man erkennt in dieser maßlosen Vereinssucht deutlich die lebhafte Sehnsucht des menschlichen Herzens nach einem festen Rückhalt und engen Zusammenschluß mit Seinesgleichen. Die natürliche Erfüllung dieses berechtigten Wunsches findet der Mensch im Schooße seiner Familie, in der Verbindung mit seinen Berufsgenossen, in der Gemeinschaft seiner Kirche. Wir kennen einzelne Bauerndörfer, wo Familienleben, Freundschaft und kirchliche Sitte noch in ungeschwächter Kraft blühen; dort sieht man denn auch nichts von einem Vereine. Es hat zwar auch dort nicht an Versuchen gefehlt, die ehemaligen Soldaten zu einem patriotischen Militärvereine zusammenzufassen, gradeso wie man nach der achtundvierziger Revolution die Bauern mit einem konstitutionellen Vereine beglücken wollte; allein der Bauer läßt sich nun eben schlechterdings nicht zum Vereinsmenschen machen. Dieser natürlichen Zähigkeit verdankt er nicht blos die Erhaltung seiner festgeformten Bauernsitte, das gute Einvernehmen mit seinem Nachbar, sondern auch die verhältnismäßige Selbständigkeit seines Charakters. Die Eigentümlichkeit des bäuerlichen Wesens besteht in dem Schwergewicht der Beharrlichkeit, wobei die sittliche Färbung je nach dem Einfluß der Kirche bald etwas dunkler, bald etwas heller erscheint. Dagegen hat der kleine Handwerker sichtbar unter den unheilvollen Einflüssen des überwuchernden Vereinslebens gelitten. Der ganze Stand ist in tausend Teilchen zersplittert worden. Der von seinen Kollegen durch einen kleinlichen Konkurrenzkampf los-

gerissene Mann fühlt unaufhörlich das Bedürfnis, sich an einen Stärkeren anzulehnen. So irrt er denn ziellos in allen möglichen Vereinen umher. Im Militärvereine hängt er sich dem Offizier an die Schleppe; im Naturheilverein läßt er sich von dem Volksbildner über Einpackungen und Waschungen unterrichten; dann ist es wieder der humane Streber, der vorzüglich aus den kleinen Handwerkern die Gefolgschaft seines wohlthätigen Vereins rekrutiert. Diese leidige, sociale Zersplitterung des Handwerkerstandes hat dann auch seine politische Haltung in bedenklichstem Grade unterwühlt. Der kleine Gewerbtreibende richtet sich in seiner Politik hauptsächlich nach seiner Kundschaft. Wo er vorzüglich Bauern zu seinen Kunden zählt, da ist er gut konservativ, wo er mitten unter den Arbeitern sitzt, und von deren Gunst abhängig ist, da wählt er auch einmal socialdemokratisch. Diese sklavische Abhängigkeit von der Kundschaft ist gradezu das Charakteristikum derjenigen geschäftlichen Kreise, denen es an einer festen, sittlichen Zusammenfassung fehlt. Wenn die Erntefeste und die Kirmessen in den Dörfern gefeiert werden, da macht der kleinstädtische Krämer jedem Gastwirt in dem Umkreis einer Meile seine pflichtschuldige Aufwartung, um die Gunst des einflußreichen Mannes nicht zu verlieren. Lauscht man dann gelegentlich im Wirtshaus der Unterhaltung mit seinen Kollegen, so hört man einen mißmutigen, nörgelnden, unzufriedenen Mann, der über die reichen Fabrikanten schmäht, welche mit ihren donnernden Dampfmaschinen die Kleinen vollends vernichten, und über die vornehmen Leute, die ihre Waaren regelmäßig auswärts kaufen; und der Schluß dieser Jeremiade lautet: „Und wenn ich zehn Söhne hätte, nicht Einen ließ ich Handwerker werden". Daß eben diese Verzweiflung an dem eigenen Stande die Hauptursache von dem Rückgange desselben ist, daran denkt man nicht; der einzige Versuch, der je und je gemacht wird, dem niedergeworfenen Handwerke wieder aufzuhelfen, besteht darin, daß man eine Gewerbeausstellung ins Werk setzt, wozu dann mittelst billiger Extrazüge die ganze Umgegend mit allen Vereinen und Schulen herangeschleppt wird. Vergessene Ladenhüter und sonstige, ungangbare Waaren finden hier noch immer Verwendung, um dem beneideten Gewinner der großen Verloosung eine unangenehme Ueberraschung zu bereiten.

Hier spürt der Volksforscher jenen eigentümlichen Geisteshauch, welcher dem Siegeszuge der Socialdemokratie vorausgeht. Man mag freilich nicht gern für einen Socialdemokraten angesehen werden, weil

die Socialdemokraten doch in gar zu schlechtem Renommee stehen; auch möchte sich der kleine Handwerker und Krämer nicht gerade mit den Fabrikarbeitern und Hausindustriellen in Einen Topf werfen lassen. „Aber so ganz Unrecht haben die Socialdemokraten doch nicht.“ In den großen Städten, wo jeder freier seiner Meinung folgt, sind auch die angedeuteten, zarten Rücksichten nicht mehr im stande, den öffentlichen Ausdruck des geheimen Grolles zu unterdrücken. Mit höhnischem Spotte bemerkte einmal Bebel im Reichstage, daß die Partei auch unter dem Zwangsgesetz sich vorzüglich einzurichten verstanden habe. Wer die zahllosen Vereine der Großstadt betrachtet, die Rauchklubs, Kartenklubs, Kegelklubs, Tanzvereine, Hausmietervereine u. s. w., die ja vorzüglich aus den unteren Schichten der Bevölkerung ihre Mitglieder rekrutieren, der versteht den schlauen Parteiführer. Diese Vereine haben jede Woche mindestens Einmal ihren geselligen Abend, machen jeden Sonntag einen Ausflug und feiern regelmäßig eine Weihnachtsbescheerung. Bei solchen Gelegenheiten kann die neueste Parteiparole immer unvermerkt weiter gegeben werden. So oft einer dieser Vereine von der rastlosen Polizei wegen socialistischer Tendenzen aufgelöst worden ist, taucht er sofort wieder unter einem neuen Namen auf. Unter maßlosen Anstrengungen und mit ungeheuren Opfern kämpft das Gesetz gegen einen Feind, der sich niemals fassen läßt; der wie der Freibeuter im Kriege an allen Orten zugleich auftaucht und in dem Augenblick, wo er fest aufs Korn genommen werden soll, sofort verschwindet.

Und gewiß, der Gegner wird das Feld so lange behaupten, bis die Streiter Gottes ihm in die Seite fallen. Einzig und allein die Kirche ist es, welche den Siegeszug der Socialdemokratie aufzuhalten vermag. Die Geister der Tiefe, welche in der Partei des Umsturzes ihr Wesen treiben, können nur vom Geiste Gottes besiegt werden. Erst dann, wenn durch das Licht von oben Klarheit und Ordnung in die Gedanken und Gefühle des Herzens gekommen ist, kehrt auch in den äußeren Verhältnissen Klarheit und Ordnung zurück; ohne die Hilfe des göttlichen Wortes aber bleiben alle Bemühungen fruchtlos, um die aus Rand und Band gekommenen Geister wieder zur Ruhe zu bringen. Diese Wahrheit ist unumstößlich, und wird überall durch die Thatsachen so laut als möglich bezeugt. Warum hat z. B. die Socialdemokratie bei den Landtagswahlen des Königreichs Sachsen im Jahre 1887 in Leipzig-Land einen so gewaltigen Fortschritt gemacht, während sie im Bezirk Glauchau einen Rückschritt erfahren mußte?

Weil hier die Kirche durch zahlreiche Missionsfeste, Gustav-Adolf-Feste, parochiale Familienabende, christliche Waldfeste u. s. w. eine fast fieberhafte Thätigkeit entfaltete, während dort die wenigen, überbürdeten Geistlichen kaum im stande waren, auch nur die notwendigsten, gottesdienstlichen Formen noch aufrecht zu erhalten. Unsere gelehrten Nationalökonomen, welche die sociale Frage mit hundert fein ausgeklügelten, wirtschaftlichen Experimenten zu lösen gedenken, werden freilich zu dieser unsrer Beweisführung geringschätzig den Kopf schütteln.

Es ist indessen nichts so lächerlich, als jener Idealismus, welcher das Volk durch patriotische oder humanitäre Vereine zur Vaterlandsliebe erziehen will. Wer die socialen Verhältnisse einer Großstadt studiert, der findet, daß die unteren Klassen der Einwohnerschaft nach ihrer ganzen Breite in Vereine zusammengefaßt sind. Man wird kaum noch einen Arbeiter oder Handwerksgesellen finden, der nicht einem Militärvereine, Turnvereine, Arbeiterbildungsvereine, Wohlthätigkeitsvereine angehört. Nur die höheren Kreise ziehen sich von diesem bunten Durcheinander zurück. Wahrhaftig, wenn jene Vereine wirklich die Pflegestätten des Patriotismus wären, dann müßte die ganze Stadt im Patriotismus gradezu ersticken. Und siehe, wenn der Wahltag kommt, dann gelingt es den Ordnungsparteien kaum unter vielen Anstrengungen, die Socialdemokratie niederzuwerfen. Wo sollen denn die Socialdemokraten eigentlich stecken, wenn eben nicht in den Vereinen? In den ächten Bauerndörfern giebt es noch keine Vereine, aber auch noch keine Socialdemokratie.

Im allgemeinen wird heutzutage viel zu viel in den Vereinen gesessen. Es giebt beinahe kein edles oder verwerfliches Ziel mehr, welches nicht durch einen Verein erreicht werden sollte. Durch diese übermäßige Vereinssucht ist selbst in die Kreise der Wohlgesinnten eine Vielgeschäftigkeit hineingetragen worden, welche ihre Kräfte in höchst bedenklicher Weise zersplittert. Man vergißt, daß große Fortschritte immer nur von einzelnen, kraftvollen Persönlichkeiten ausgegangen sind, aber niemals von größeren Vereinigungen. Im socialen Leben vollends können größere Feldzüge erst dann unternommen werden, wenn einzelne kühne Pioniere durch ihre stille Arbeit zuvor Bahn gebrochen haben. Dagegen richtet diese in zahllosen Vereinsexperimenten sich abhaftende Vielgeschäftigkeit herzlich wenig aus. Hier gilt das Wort

Wer etwas tüchtiges leisten will,
Hätt' gern was großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Und jetzt wollen wir noch einer Gemeinschaft zu Leibe zu gehen, welche von den ultramontanen Schriftstellern gradezu als die Mutter der Socialdemokratie angeklagt wird. Dies ist der Freimaurerbund. Wenn die Freimaurer behaupten, daß ihr Geheimbund die Pflegestätte einer ächten Menschlichkeit und der wahren, vollkommenen Bruderliebe sei, so ist dieser Anspruch von dem kopenhagener Professor Nielsen in seinem Buche „Freimaurertum und Christentum“ gründlich zerstört worden. Dabei verfehlt dieser geistvolle Theologe nicht, auf die politische und sociale Gefährlichkeit der Freimaurerei hinzuweisen. Er bemerkt unter anderm, daß in jenen geheimen Bünden, welche alle schönen Tugenden des sittlichen und socialen Lebens zu pflegen behaupten, recht wohl auch einmal die Revolution eine Stätte finden könne, wenn etwa die Politik der Regierung mit derjenigen der Loge nicht übereinstimme. Selbst abgesehen von dieser allerdings wohl denkbaren Möglichkeit steht doch die Freimaurerei nach einer andern Richtung nicht völlig außer Beziehung zur Socialdemokratie. Man weiß, welche üble Nachrede oft genug in christlichen Kreisen, wenn auch nur verstohlen, gegen sie erhoben wird. Der genannte Nielsen scheut sich nicht, derselben einen rückhaltlosen Ausdruck zu verleihen: „Die Loge ist eine Gesellschaft zu gegenseitiger Forthilfe geworden, wogegen sich immer lautere Stimmen erheben. Ein erfahrener Maurer sagt selbst: die brüderliche Liebe befördert die geistige Mittelmäßigkeit und drängt die außerhalb des Bundes stehenden Talente zurück“. Hiernach stellt sich die Maurerei in Wahrheit als eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit dar, begründet unter den einflußreichen Kreisen und mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt. Unter diesen Umständen erscheint es als eine That der Notwehr, wenn die unteren Klassen, welche über Kapital und Einfluß nicht verfügen, gleichfalls einen Geheimbund zu gegenseitiger Förderung eingehen. So ist die Socialdemokratie in einem gewissen Grade das natürliche Gegenstück des Freimaurerbundes. Diese Schlußfolgerung findet übrigens in den Thatsachen eine auffällige Bestätigung. Die meisten Freimaurer zählen die norddeutschen Städte, nämlich Lübeck auf je 10000 Einwohner 82, Hamburg 54, Bremen 45, Berlin 29. Sehr schwach ist dagegen die Maurerei in Süddeutschland vertreten. Die

am meisten von Katholiken bewohnten Gegenden haben die wenigsten Freimaurer. Diese Zahlen geben den ultramontanen Schriftstellern nicht Unrecht, wenn sie die Socialdemokratie als das Kind der Freimaurerei bezeichnen. Unwidersprochen lassen wir auch die katholischen Zeitungen, welche spöttisch bemerken, daß es dermalen der Freimaurerei an Intelligenzen fehle. Die Freimaurerei gehört eben auch zu den überlebten Erscheinungen, von denen die scharf denkenden Köpfe sich mehr und mehr abwenden. Diese Thatsache wird von einem hervorragenden, freimaurerischen Organ, dem „Bundesblatt", selbst kleinlaut zugegeben: die Freimaurerei habe ihre Stellung als Kulturfaktor eingebüßt; alle seien darin einig, daß Reformen dringend notthun. — Ja, wenn sich dergleichen Fehlbildungen nur überhaupt reformieren ließen!

Vielleicht erscheint unsre Abneigung gegen den Freimaurerbund als der Ausdruck einer unliebenswürdigen, religiösen Engherzigkeit. Man weist uns darauf hin, daß selbst Glieder evangelischer Fürstenhäuser den Bestrebungen der Freimaurer aufrichtig zugethan sind, und denselben wiederholt öffentlich ihre volle Anerkennung gezollt haben. Dagegen erlauben wir uns zu bemerken, daß ebenfalls erlauchte Würdenträger evangelischen Bekenntnisses dem Papste bei seinem kürzlich stattgefundenen Jubiläum ihre aufrichtigen Huldigungen dargebracht und ihm eine lange Regierung zum Heile der Völker gewünscht haben. Wenn nun in der That ebensowohl das Papsttum wie die Freimaurerei die Quelle des sittlichen und religiösen Heils für die Menschheit wäre, so ist es doch offenbar, daß zwischen beiden eine gewisse, geistige Harmonie herrschen müßte. Statt dessen sehen wir aber vielmehr das Papsttum in einem scharfen Gegensatz zur Freimaurerei befindlich, einem Gegensatze, welchem Papst Leo XIII. in seiner kürzlich erlassenen Encyklika an die bayrischen Bischöfe einen unmißverständlichen Ausdruck verliehen hat: „Es ist ferner, ehrwürdige Brüder, vom höchsten Werte, von eurer Herde die ihr von den Freimaurern drohende Gefahr sorglich abzuwenden. Die Schliche und Kunstgriffe dieser im Finstern wirkenden Gesellschaft, welche aller Heimtücke voll und dem Staate so ungemein gefährlich sind, haben wir in einer besonderen Encyklika dargelegt und Mittel und Wege gezeigt, wie man ihrer Macht mit Erfolg entgegentreten kann. Doch wird die Ermahnung nie vergeblich sein, es möchten die Christen sich vor der Gemeinschaft mit diesem großen Uebel hüten; denn wiewohl die Gesellschaft von Anbeginn an tiefen Haß gegen die katholische

Kirche gefaßt hat, ihn mit Härte befestigt und tagtäglich neu entflammt, so übt sie ihre Feindseligkeit doch nicht immer offen aus, sondern handelt häufiger noch mit geistiger Verschlagenheit. So konnte sie die Jugend, welche noch unerfahren und unberaten ist, auf bedauerliche Weise verführen, indem sie Frömmigkeit und wohlthätigen Sinn heuchelt". So lautet das Anathema des katholischen Kirchenfürsten über den vielgepriesenen Freimaurerbund. Auch unter den evangelischen Geistlichen sprechen die ernst Gerichteten einstimmig ihr Verwerfungsurteil über die Freimaurerei aus, nur die Mietlinge werfen sich ihr bereitwillig in die Arme, um dort ohne Kampf und Anstrengung die Annehmlichkeiten einer fetten Pfründe zu finden.

Die sociale Frage ist der scharfe Prüfstein, an welchem alles zu schanden wird, was nur einen guten, äußeren Schein und nicht auch einen guten, innern Kern hat. Der Socialpolitiker hat daran festzuhalten, daß die Familie, in welcher wir geboren sind oder die wir selbst begründet haben, die Kirche, der wir durch die heilige Taufe eingepflanzt sind, der Staatsverband, dem wir nach unserm Wohnort zugehören, die natürlichen und notwendigen Formen menschlichen Gemeinwesens sein und bleiben müssen. Daneben bilden die Genossen des gleichen Berufes noch eine Gemeinschaft, welche, bald enger, bald loser geformt, gleichfalls einen fördernden und bewahrenden Einfluß auf den sittlichen Charakter des Menschen ausübt. Im übrigen schließt sich ein jeder mit seinem Nächsten zu freieren Gemeinschaften zusammen, je nachdem die Freundschaft, oder die Kunst, oder die christliche Liebe, oder die Geselligkeit diese Verbindungen knüpft. Allein eine größere, sociale Bedeutung haben diese freieren Vereinigungen nicht, wofern sie sich nicht ausdrücklich in den Dienst eines der großen Kulturfaktoren stellen, und mit sichtbaren Thaten an der Förderung desselben arbeiten. Wie die Dinge nun heute liegen, so handelt es sich darum, das Unkraut von allerlei Fehlbildungen des Vereinswesens aus dem Garten des socialen Lebens auszujäten, um für die natürlichen und notwendigen Verbindungen menschlicher Gemeinschaft Licht und Luft zu schaffen. Dann erst wird die Socialdemokratie überwunden und die sociale Frage gelöst sein, wenn in den Kreis der Menschen jene schöne Ordnung zurückgekehrt sein wird, welche der Dichter begeistert preist:

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,

Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

16. Kapitel.

Die Geselligkeit.

Fast alle jene Vereine, welche wir im vorigen Kapitel besprochen haben, dienen in der Hauptsache der Geselligkeit, wenn auch dieser Zweck unter mancher hochklingenden Phrase der Vereinsstatuten verschleiert wird. In der That aber hat die Geselligkeit gar keinen Grund, in einem erborgten Gewande vor der Oeffentlichkeit zu erscheinen. Sie ist eine vollständig berechtigte und natürliche Aeußerung jenes vom Schöpfer selbst erweckten Triebes, welcher den Menschen zu seines Gleichen hinzieht, und besonders das männliche und das weibliche Element zu einem fröhlichen, gegenseitigen Austausche auffordert. Nur eine gewaltsame und unnatürliche Askese hat den Einsiedler in die Wüste hinausgetrieben oder den Mönch in seiner einsamen Zelle von allem Verkehr mit der Welt abgesperrt. In der evangelischen Christenheit giebt es allerdings weder Mönche noch Einsiedler; um so häufiger taucht vielleicht hier jener lächerliche Sonderling und Weiberfeind auf, welcher die geistvollen Spiele und die edlen Künste frohbewegter Kreise mit Abscheu flieht, weil er das „Süßholzraspeln" und die „Familiensimpelei" vor dem Tod nicht leiden kann. Stolz und einsam sitzt er an seinem besonderen Stammtische im Wirtshause, höchstens mit dem Kreise gleichgesinnter Genossen eine herzlose Gewohnheitsfreundschaft schließend. Dort verzehrt er mit manchem, mißmutigen Tadel das ihm servierte Diner, welches der Koch noch niemals nach seinem Geschmacke zu bereiten das Glück hatte. Sein weibliches Gegenbild residiert dort hinter den mit Gardinen dicht verschlossenen Fenstern, zwischen altväterischen Möbelstücken, verblichenen Jugenderinnerungen und zahllosen Nippsachen. Die Gefürchtete schwingt ein strenges Scepter über Kanarienvögel und Katzen, führt einen unablässigen Krieg gegen Staub und Spinnengewebe und erfreut sich des Rufes, daß es ein Dienstmädchen oder eine Aufwarte-

frau nie länger als höchstens ein Vierteljahr in ihrem Dienste aushält. Der einzige Lichtstrahl fällt in dieses freudlose Dasein durch das Kränzchen, welches den Kreis der Schicksals- und Gesinnungsgenossinnen zu allwöchentlicher Sitzung vereinigt. Dann hört der verschwiegene Kaffee manchen Schrei des Entsetzens über die Sünden der Nachbarhäuser und manchen aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer über die verderbte Welt.

Wer diese fragwürdigen Abfälle der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet, der bedauert aufrichtig, daß wir Protestanten nicht auch die wohlthätige Einrichtung der Klöster haben, um vertrocknete Hagestolze und zeternde, alte Jungfern dort zu einer geregelten Lebensweise und einer nützlichen Beschäftigung anzuhalten. Doch fordert die Gerechtigkeit, zuzugestehen, daß die zuletzt geschilderte Species socialer Abnormitäten noch nicht so bedenklich erscheint, als die erste. Denn selten ziehen sich weibliche Wesen ganz auf ihr eigensüchtiges Ich zurück; sie bilden vielmehr in der Gestalt stets hilfsbereiter, unermüdlich erzählender und heiter spielenden Tanten in der Regel noch immer ein belebendes Element in den Häusern ihrer Verwandtschaft, während die glatzköpfige Tafelrunde der Junggesellen im Wirtshause mit ihren schlüpfrigen Späßen ein rechtes Aergernis für alle feingebildeten, geselligen Kreise darstellt.

Im allgemeinen kann man nicht klagen, daß unsre Zeit die Reize einer heiteren Geselligkeit fliehe. Auf jeden Fall aber müssen wir einen erschreckenden Verfall der geselligen Form bedauern. Dieselbe ist ehedem mit großer Strenge und Vorsicht gewahrt worden, während die gegenwärtige Zeit, welche keine gute, heilsame Ordnung unangetastet gelassen hat, auch die wohlthätigen Schranken des geselligen Lebens allenthalben mit dreister Hand niederzureißen beginnt. Im Namen der allgemeinen Menschenliebe und der fortschreitenden Bildung fordern die Apostel der Humanität, daß die unnatürliche Kluft, welche jetzt noch die verschiedenen Klassen der Gesellschaft scheide, überbrückt werde und vornehm und gering, hoch und niedrig im Rausche der allgemeinen Freude einander in die Arme falle. Allein die socialen Ordnungen stehen fest und unerschütterlich. Sie sind aus der Hand des allweisen Gottes selbst hervorgegangen, und nicht etwa eine Erfindung der Menschen. Deshalb können sie auch nicht durch der Menschen Willkür beseitigt werden, und wer etwa die Scheidung der einzelnen, socialen Gruppen durch den allgemeinen Vergnügungsdusel aufheben will, der arbeitet nur der Partei der socialen Unordnung,

der Socialdemokratie, in die Hände, ohne doch das ein für allemal Geschiedene vereinigen zu können.

Die Geselligkeit entfaltet sich zunächst im häuslichen Kreise, welcher durch die im Hause verkehrenden Freunde eine erweiterte Gestalt annimmt. Hier giebt sich der Mensch ungezwungen und natürlich, in der freien Entfaltung seines menschlichen Wesens. Seine geistigen Kräfte werden nicht mehr durch den Zwang der Berufsarbeit nach einer bestimmten Richtung in strenger Koncentration hingelenkt, noch werden die Regungen seines Gemüts durch die Rücksichten, welche die sociale Stellung im Verkehr mit den Vorgesetzten und den Untergebenen aufnötigt, unterdrückt. Der gestrenge Herr Chef, nach dessen Antlitz den Tag über die scheuen Subalternen nicht minder bedenklich geschaut haben, wie der Bauer nach dem Wetterhimmel, verwandelt sich am Abend in den gemütlichen Wirt, über dessen Lippen ein jovialer Scherz nach dem andern sprudelt. Die engen Räume des Hauses jedoch genügen dem geselligen Bedürfnis nicht unter allen Umständen. Der Kreis der Freunde, mit denen man zu verkehren wünscht, ist zu groß, als daß er sich in dem beschränkten Rahmen einer Familie entfalten könnte. Ebenso verlangen die Unterhaltungen edler Künste, welche die Würze der ächten Geselligkeit bilden, eine weitere Entfaltung des geselligen Kreises. So schließt man einen geselligen Verein. Allein der Zugang zu demselben wird nicht minder ängstlich gehütet, als der Zugang zu dem Heiligtum der Familie. Jeder, welcher an der Geselligkeit jenes geschlossenen Ringes teilnehmen will, hat sich zuvor anzumelden, damit er einer eingehenden Prüfung unterworfen werde, welche sich auf seine sociale Stellung, auf sein Vermögen, auf die Bildung seiner Umgangsformen, vorzüglich aber auf seinen sittlichen Ruf erstreckt. Die geheime Abstimmung aller Mitglieder des Vereins entscheidet darüber, ob die Pforten desselben dem Aufnahmesuchenden in Zukunft geöffnet oder geschlossen sein sollen.

Man begreift, daß hier nur von der Geselligkeit im höchsten und weitesten Sinne gesprochen wird. Wenn zwei Herren einander auf dem Ratskeller treffen, um dort zusammen ein Glas Bier zu trinken, so kann man deshalb eben noch nicht von einem geselligen Verkehr reden. Die Geselligkeit im eigentlichen Sinne schließt vielmehr den Verkehr der Familien in sich, also namentlich auch der Frauen, und erstreckt sich auch auf solche Unterhaltungen, welche den höchsten Grad

von Vertraulichkeit voraussetzen, wie etwa Theaterspiel, Maskenball und Tanz.

Die evangelischen Sittenlehrer sind noch heute darüber in Streit, ob die eben genannten Vergnügungen des Theaterspiels, des Tanzes und der Maskerade als zulässig oder als sündhaft bezeichnet werden müssen. Es hat Theologen gegeben, welche den Tanz kurzweg zu den gottlosen Unterhaltungen der Weltkinder geworfen haben, womit sich ein ernster Christ niemals abgeben dürfe. In diesem Sinne urteilt Löhe über den Tanz; und besonders scharf spricht sich der ebenfalls bereits genannte hermannsburger Pfarrer Ludwig Harms dagegen aus. Andre berühmte Theologen, wie z. B. Martensen, haben dagegen milder geurteilt. Das Richtige trifft jedenfalls Luther, wenn er in seiner Predigt über die Hochzeit zu Kana sich folgendermaßen über den Tanz ausläßt: „Ob's denn Sünde sei, pfeifen und tanzen zur Hochzeit; sintemal man spricht, daß viel Sünde vom Tanzen komme? Ob bei den Jüden Tänze gewesen sind, weiß ich nicht; aber weil es Sitte ist, gleichwie Gäste laden, schmücken, essen und trinken und fröhlich sein, weiß ich's nicht zu verdammen, ohne das Uebermaß, so es unzüchtig oder zu viel ist. Daß aber Sünde da geschehen, ist des Tanzes Schuld nicht allein, sintemal auch wohl über Tisch und in der Kirche dergleichen geschehen; gleichwie es nicht des Essens und Trinkens Schuld ist, daß etliche zu Säuen darüber werden. Wo es aber züchtig zugehet, lasse ich der Hochzeit ihr Recht und tanze immerhin. Der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen und aussitzen, so Du züchtig und mäßig darinnen bist. Die jungen Kinder tanzen ja ohne Sünde; das thue auch und werde ein Kind, so schadet Dir der Tanz nicht. Sonst, wo Tanz an ihm selbst Sünde wäre, müßte man es den Kindern nicht zulassen".

Wenn hier der teure Gottesmann den Tanz als eine hergebrachte Sitte einfach hinnimmt, und nicht versucht, dagegen anzukämpfen, so ist er vollkommen im Recht. Die Allmacht der Sitte wird selbst durch die subtilste Weisheit der gelehrten Theologen niemals untergraben werden. Auch ist das sittliche Urteil des Volkes durch das Christentum soweit geschärft, daß der Tanz nimmermehr eine so weite und allgemeine Verbreitung gefunden hätte, wenn wirklich etwas sündhaftes ihm anhaftete. Allein zwischen dem Tanzen der jungen Kinder und demjenigen der Erwachsenen waltet allerdings ein sehr bedeutsamer Unterschied ob. Bei den Kindern ist es eben nur die Lust an der fröhlichen, harmonischen Bewegung, welche zum Tanzen treibt, bei der

gereiften Jugend dagegen tritt noch die Anziehung der beiden Geschlechter auf einander hinzu. Dazu muß man bedenken, daß die Tanzvergnügungen gewöhnlich während der Nacht stattfinden, wo die bösen Geister ihr Wesen treiben. Und wer unsre heutigen Tänze betrachtet, wie da Männlein und Weiblein einander zärtlich umfassen, und mit einander nach dem Takt der Musik in raschem Tempo im Kreise herumwirbeln, und dies gerade in den Jahren, wo der Zunder des Fleisches am leichtesten Feuer fängt, der wird wohl gestehen müssen, daß wir uns bei diesem Vergnügen immer hart an der Grenze des Erlaubten hinbewegen. Aehnlich steht es nun auch mit dem Theaterspiel der Dilettanten und mit dem Maskenscherz. Solche Vertraulichkeiten sind nur dann erlaubt, wenn sie vom Schutze der strengen, geselligen Form umgeben sind. Eben deswegen können wir die Geselligkeit im weitesten Sinne nur unter der Bedingung gestatten, daß die eben angegebenen Gesetze eines feinen, geselligen Tones streng eingehalten werden.

Man kann nun freilich nicht von den unteren Klassen genau dieselben äußeren Formen zum Schutze ihrer Geselligkeit erwarten, wie bei den oberen. Allein wo ein guter, sittlicher Geist herrscht, wird dieser Schutz dennoch gewissenhaft wahrgenommen. Wenn sich etwa ein Fabrikarbeiter beim Kirmeßtanz unter die Bauern mischt, und sich da mit seinen freien Manieren aufspielen will, so muß er gewärtig sein, alsbald an die Luft gesetzt werden. Die Leute wollen fremde Elemente nicht in ihren Kreis eindringen lassen, damit nicht die guten Sitten verdorben werden durch böse Beispiele. So haben sie auch eine geschlossene Gesellschaft, welche die ganze Gemeinde umfaßt, und ohne geschriebene Statuten doch ihren Zweck vollkommen erfüllt.

Wo jedoch eine solche festgefügte Sitte und das strenge Maß nicht mehr waltet, da tragen die öffentlichen Tanzvergnügungen in bedenklichem Grade dazu bei, um die Sittlichkeit zu verschlechtern. Namentlich sind sie der Förderung der Unzucht äußerst günstig. Auch hilft alle Polizeiaufsicht wenig, um das sündige Verderben einzudämmen. Einzig und allein die Kirche ist noch im stande, einen gewissen Grad von Zucht und Anstand bei den Vergnügungen des niederen Volkes zu erhalten, wenn auch ihr Einfluß nach dieser Richtung von Tag zu Tage schwindet. Deswegen muß man an den Staat die strenge Forderung stellen, daß er das jetzt herrschende Uebermaß der öffentlichen Tanzvergnügungen so viel wie möglich ein-

schränke. Denn wenn er mit diesen Einschränkungen allein auch nicht im stande ist, die Vergnügungssucht überhaupt einzudämmen, so wird er sie wenigstens zwingen, sich mehr und mehr in die Form der geschlossenen Gesellschaft zurückzuziehen, und damit wäre denn schon viel gewonnen. Oeffentliche Maskenbälle sollten jedoch unter keiner Bedingung geduldet werden. Ein wirklich gelungener Maskenscherz bedarf nicht blos einer höheren Bildung, sondern auch einer sorgfältigen Einübung. Beides ist nur in geschlossenen Vereinen zu erwarten. Die öffentlichen Maskenbälle sind im günstigsten Falle die Pflegestätten eines albernen Narrenspiels, wo der Teufel der Eitelkeit das arme Volk zu einer maßlosen und unsinnigen Verschwendung verführt, wofern nicht gar eine rohe Unzucht dort ihre wilden Orgien feiert. Ebensowenig gehört das Liebesspiel des Dilettantentheaters vor die Oeffentlichkeit, obgleich es von einer gedankenlosen Humanität sehr oft dahin gebracht und zum Mittel des Gelderwerbs für gemeinnützige Zwecke gemacht wird. Wie leicht geben lose Zungen das vertraute Verhältnis, welches von diesem Herrn und jener Dame auf dem Theater dargestellt worden ist, für Ernst aus! Wie bald kann es geschehen, daß dem beglückten Papa, wenn er am nächsten Tage wieder als ehrbarer Spießbürger durch die Straßen der Stadt schreitet, von dreisten Buben der Spitzname seiner Theaterrolle nachgerufen wird.

Man sieht, daß ebensowohl die gute Sitte, wie die Verschiedenheit der Bildung, der socialen Stellung und des Vermögens für die Geselligkeit die Form der geschlossenen Vereine fordern. Und so haben wir denn thatsächlich in jeder größeren Stadt mancherlei gesellige Vereine, welche die verschiedenen Sprossen der socialen Stufenleiter kennzeichnen. Im ersten Verein sitzen vielleicht die großen Regierungsräte, die reichen Fabrikanten und die Herren Offiziere. Dieser Verein fordert ziemlich hohe Opfer von seinen Mitgliedern. Denn er erlaubt sich den Luxus, ein eigenes Gesellschaftshaus zu besitzen, öfters giebt er große Tafel, bei welcher der Tisch mit seltenen Weinen und kostbaren Speisen besetzt ist. Das erste Musikkorps der Stadt oder die gefeierte Primadonna der Residenz sorgen für die ästhetischen Genüsse des geselligen Kreises. Einfacher schon gestaltet sich die Geselligkeit in der zweiten Gesellschaft. Dieselbe besteht hauptsächlich aus Beamten und Gelehrten. Die materiellen Genüsse treten hier zurück, um den geistigen den Vorrang zu lassen. Die Gesellschaft stellt aus ihrer eigenen Mitte die tüchtigsten, künstlerischen Kräfte.

Ein ausgewählter Chorgesang, ein kunstvolles Quartett, ein reizendes Lustspiel bilden das belebende Element der geselligen Vereinigungen. Etwas massiver ist die Geselligkeit des dritten Vereins, dem hauptsächlich die Handwerker zugehören. Hier sieht man mächtige Berge von Kuchen um die dickbauchige Kaffeekanne aufgetürmt; hier läßt man sich von den Blechmusikanten einen kräftigen Marsch aufspielen, hier bilden die Posse mit ihrer handgreiflichen Komik und das lebende Bild den Höhepunkt der künstlerischen Leistungen. Im letzten Vereine endlich sitzen die Fabrikarbeiter. Diese zeigen für künstlerische Darbietungen überhaupt wenig Teilnahme — der Kern ihrer Unterhaltungen ist der Tanz und wiederum der Tanz, welcher Leib und Seele in eine fröhliche und harmonische Bewegung versetzt. Daß der Tanz grade für die untern Klassen immer das eigentliche Lebenselement einer lustigen Geselligkeit bleiben wird, das hat jener kraftvolle, von Goethe um seiner reichen Erfahrung und seiner packenden Sprache willen so hoch geschätzte, westfälische Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, Justus Möser, klar erkannt. Wir verdanken ihm eine beredte Apologie des Tanzes, welche durch das donnernde Anathema des kleinen Papstes in der lüneburger Haide bis dato noch nicht widerlegt ist.

Die hier vertretene Scheidung der verschiedenen Volksklassen auf geselligem Gebiete ist nicht blos von jeher von der Weisheit des Volkes ausdrücklich in Schutz genommen worden, sondern sie entspricht auch völlig den Lehren der heiligen Schrift. Mit großen Herren, warnt das Sprichwort den gemeinen Mann, ist nicht gut Kirschen essen, denn sie werfen mit den Stielen nach Dir. Und jener apokryphische Prediger der Weisheit, Jesus Sirach, wendet ein ganzes Kapitel (das dreizehnte) daran, um den Armen zu warnen, daß er ja nicht eine unnatürliche Gemeinschaft mit dem Reichen suchen solle: Geselle Dich nicht zum Gewaltigeren und Reicheren, denn Du bist; Du lädst sonst eine schwere Last auf Dich. Was soll der irdene Topf bei dem ehernen Kessel? Denn wo sie an einander stoßen, so zerbricht er.

Allein die Kinder dieses Geschlechts wollen klüger sein, als der fromme Jude aus Jerusalem. Unaufhörlich rennen sie gegen die heilsamen Schranken der socialen Ordnungen an. Wie in der Schulbildung, so soll es auch in der Geselligkeit keinen Unterschied zwischen vornehm und gering, zwischen hoch und niedrig mehr geben. Mit welcher sittlichen Entrüstung ziehen die Verfechter der Humanität gegen

den hassenswürdigen „Kastengeist" zu Felde, ohne zu bedenken, daß sie hier, wie so manchesmal, sich einer groben Begriffsverfälschung schuldig machen. Was ist eigentlich Kastengeist? Man weiß, daß die Kasten bei den Egyptern und Indern dem Verkehr der verschiedenen Berufskreise unter einander unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. Der Krieger darf nicht mit dem Handwerker Gemeinschaft haben, und der Handwerker nicht mit dem Ackerbauer. So spricht man auch in der civilisierten Gesellschaft von einem Kastengeiste, wenn der Soldat mit dem Bürger schlechterdings nichts zu thun haben will. Dort also, wo Offiziere nur mit Offizieren, Kaufleute nur mit Kaufleuten, Beamte nur mit Beamten geselligen Verkehr pflegen, da herrscht in der That ein verwerflicher, unnatürlicher Kastengeist. Allein die ächte Geselligkeit, deren Gesetze wir oben entwickelt haben, ist grade der ärgste Feind dieses Kastengeistes, indem sie vielmehr die Angehörigen der verschiedenen Berufskreise anmutig durch einander mischt, und nur im Interesse des feinen Anstandes eine gewisse Harmonie der Bildung, der Lebensstellung und des Vermögens fordert.

Wenn in diesem Sinne irgendwo Kastengeist herrscht, dann geschieht es in den Militärvereinen. Wie unnatürlich, den Handwerker vom Handwerker loszureißen, nur darum, weil der Eine Soldat gewesen ist und der Andre nicht. Und ist es erhört, daß vornehme Offiziere die Frauen der Handwerker und die Töchter der Fabrikarbeiter auf dem Tanzsaale umschwenken? Die Herren Offiziere sind doch sonst äußerst peinlich in der Wahl ihres geselligen Umgangs. Sie würden sich kaum dazu verstehen, einem Vereine beizutreten, in welchem auch einfache Volksschullehrer Mitgliedsrechte hätten. Das gemütliche Durcheinander im Militärvereine beruht also auf der schon mehrfach erwähnten Voraussetzung, daß der Soldat, selbst der ehemalige, auf jeden Fall ein paar Stufen höher auf der socialen Leiter steht, wie der Bürger. Allein diese Zurücksetzung müssen wir Bürger uns allen Ernstes verbitten. Und außerdem erlauben wir uns zu bemerken, daß die fidele Kameradschaft zwischen Offizieren und ehemaligen Soldaten im Militärverein selbst im höchsten Grade unmilitärisch ist. Als der Verfasser noch den Waffendienst übte, wurden die Einjährigen einmal von einem der Herren Offiziere beiseite gezogen zu einer vertraulichen Mitteilung. Derselbe riet ihnen, einen engeren, geselligen Verkehr mit den übrigen Soldaten zu unterlassen, auch das gemütliche Du ihnen gegenüber nicht zu brauchen, damit nicht der Respekt derselben denen gegenüber verloren ginge, die

einmal als Reserveoffiziere über sie zu gebieten berufen wären. Nach der Meinung dieses Offiziers hatte sich also die Kameradschaft zwischen den Einjährigen und den übrigen Soldaten durchaus nur auf den Dienst zu beschränken, während in den geselligen Beziehungen die socialen Unterschiede wieder Geltung haben. Welchen Dienst haben nun die Militärvereine auszuüben? Gar keinen. Folglich kann auch das im Dienst bestehende, kameradschaftliche Verhältnis auf diese Vereine keinerlei Anwendung finden.

Ueberall, wo man dem Vergnügen huldigt, ohne die von uns als notwendig bezeichnete Schranke einer vornehmen Geselligkeit aufzurichten, entsteht das, was man „gemischte Gesellschaft" zu nennen pflegt. Diese gemischte Gesellschaft findet sich also nicht blos auf den öffentlichen Tanzböden, sondern auch in allen Vereinen, welche das Vergnügen mit irgend einem Zweck humaner oder künstlerischer Art zu verbinden lieben, also in den Militärvereinen, den Turnvereinen, den tanzenden Wohlthätigkeitsvereinen, den Naturheilvereinen u. s. w. Diese Vereine würfeln Leute jeglichen Schlages zusammen, ohne Rücksicht auf ihre Stellung in der Gesellschaft, und behandeln dann den so entstandenen Verein ohne weiteres als den passenden Rahmen für allerlei vertrauliche Vergnügungen. Allein die socialen Gesetze machen sich doch überall wieder geltend, auch dort, wo man sie mit Gewalt zu zerstören gedenkt. Denn welche Entwickelung nehmen die genannten Vereine in der Regel? Die vornehmen Kreise, welche von dem allgemeinen Idealismus angesteckt anfangs dem Vereine beigetreten waren, ziehen sich alsbald zurück, sobald sie einsehen, daß sie in eine unnatürliche Verbindung mit Leuten gebracht werden sollen, die ihrer socialen Stellung gar nicht angemessen sind. So sinkt der Verein auch seiner gesellschaftlichen Stellung nach immer tiefer und tiefer, bis er endlich auf der untersten Stufe angelangt ist und nicht weiter sinken kann. Dann wird er in der Regel zum Sammelherd der Socialdemokratie. Sein ganzer Weg und sein Ende ist von Unheil begleitet. Denn in der unnatürlichen Gemeinschaft, in welcher vornehm und gering eine Zeit lang gestanden haben, ist dort die freie Sitte, hier der Respekt vor den Höherstehenden und die Einfachheit der Ansprüche verloren gegangen. Man kann sich jeden Augenblick überzeugen, daß die Arbeiter im gemütlichen Verkehr der Schützenfeste und Militärvereine nur die Verschwendung der höheren Kreise, aber nichts von ihren feinen Manieren angenommen haben. Für die Jugend der vornehmen Welt ist der zwanglose Verkehr in dem

„patriotischen" Vereine oft gradezu der Ruin; sie versäumt es, sich die vornehmen Umgangsformen anzueignen, die ihrem Stande geziemen, sie lernt auch nicht, auf eine freundliche Weise mit dem Volke verkehren; nein, sie macht sich nur mit dem Arbeiter gemein, um ihm dann wieder einmal, sehr zur Unzeit, durch eine herausfordernde Verschwendung die vergessenen, socialen Unterschiede vor Augen zu führen.

Durch die unnatürliche Verbindung von Patriotismus, Wohlthätigkeit, Heilkunde, Turnkunst und Geselligkeit wird alles mit einander, Patriotismus, Wohlthätigkeit, Heilkunde, Turnkunst, Geselligkeit recht gründlich verdorben. Für diese Behauptung liefern alle diejenigen Vereine den Beweis, welche irgend einen humanen oder künstlerischen Zweck in möglichst gemütlicher Weise, mit manchem vergnügten Familienabend und dem beliebten Tänzchen zu erreichen dachten. Die Vereinsgründer haben nach dieser Richtung bereits so viele bittre Erfahrungen gemacht, daß sie unaufhörlich aus einer Verlegenheit in die andre geworfen werden. Hier hat man z. B. ein Zeugnis, in welche Sackgasse die vergnügten Wohlthäter der Menschheit, deren wir in unserm Vaterlande Sachsen besonders viele haben, geraten sind. Irgend ein biedrer Kutscher oder Stiefelputzer schrieb einmal an das Zeitungsorakel des sächsischen Philisters: „Wie Sie aus anliegendem Zeitungsabschnitt gütigst zu ersehen belieben, hatten wir in unserm Wohlthätigkeitsverein „Sächsische Fechtschule" eine Generalversammlung mit folgendem Tänzchen, wobei jedes Dienstpersonal ausgeschlossen wurde. Einige von uns, brave und ehrenhafte Leute, welche im Grunde genommen auch nur Dienstboten sind, fühlen sich darüber recht gekränkt, und finden es unrecht, daß man auch in diesen Vereinen den Klassen- und Ranggeist einführt". Wir können die Entrüstung jener braven Leute nur teilen. Wie? Erst nimmt man ihr Geld und nachher schließt man sie vom Vergnügen aus? Ja freilich blieb dem Herrn Vorsitzenden nichts andres übrig, als durch eine aufgerichtete Schranke den Michel und die Christel abzusperren, wenn er nicht wollte, daß die humane Atmosphäre seines schönen Vereins zuletzt vom Stallduft verdrängt wurde. Allein für diesen Schimpf werden sich die entrüsteten Ochsenknechte beim nächsten Wahltage gewiß rächen. Sieht man wohl, wer es eigentlich ist, der immer wieder Oel in den socialen Brand hineingießt?

Nur in Einem Falle gestatten wir eine Abweichung von den Gesetzen, die wir soeben für eine feine Geselligkeit aufgestellt habeu. Die-

jenigen, welche Schulter an Schuler den schweren Kampf des Lebens kämpfen, haben allerdings das Recht, die Reihe der sauren Arbeitstage von Zeit zu Zeit mit einem Tage der Lust zu unterbrechen. Wenn im Hofe des Rittergutsbesitzers das fröhliche Erntefest gefeiert wird, dann tanzt alles bunt durcheinander, vom Herrn herunter bis zur Schweinemagd. Ebenso scheut sich der Fabrikant nicht, mitten unter seinen Arbeitsmädchen zu sitzen, wenn etwa das hundertjährige Jubiläum der Fabrik alles, was zum Hause gehört, zu einer lustigen Feier vereinigt. Beim Kompagniefest schämt sich der Herr Lieutenant nicht, mit dem Schatze seines Burschen zu tanzen, obwohl man beide sonst gewiß nicht in der gleichen Gesellschaft findet. Ein solches Fest ist als der Lohn einer langen, gemeinsamen Arbeit zu betrachten. Daraus folgt aber auch ein doppeltes: erstens darf es nur selten und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten gefeiert werden, und zweitens sind alle, welche nicht an der gemeinsamen Arbeit teilgenommen haben und auch nicht zu den Angehörigen der Feiernden gehören, davon auszuschließen. Wenn es aber in manchen Fabriken bereits Sitte geworden ist, alle Augenblicke ein Fabrikfest zu feiern, so können wir uns darüber nicht lobend aussprechen.

Daß die gesellige Freude nur dann ihren schönen Reiz, ihren vornehmen Charakter und ihre unschuldige Form behält, wenn sie in gewisse, heilsame Schranken eingeschlossen ist, das wollen selbst hochgebildete Kreise der Großstadt nicht einsehen. Man kann in der Zeitung lesen, daß der Maskenball oder der Tanz einer hohen Gesellschaft den neugierigen Blicken des Publikums gegen ein bestimmtes Eintrittsgeld erschlossen gewesen ist. Bankiersfrauen und Schauspielerinnen lassen sich von der Galerie herab durch die Operngucker dreister Reporter mustern und nachher in den Zeitungen von Kopf bis zu Fuß beschreiben, und zwar mit einer Genauigkeit, als ob es sich um die naturgeschichtliche Behandlung irgend eines neu entdeckten, australischen Wundertieres handelte. Wo man eine solche, öffentliche Schaustellung der seidenen Roben und blitzenden Diamanten nicht angängig findet, da sorgt man wenigstens dafür, daß die Zeitung am nächsten Tage mit einer genauen Beschreibung des Gesellschaftssoupers aller Welt den Mund wässerig mache. So oft die Harmonie oder das Kasino in der Residenz einen vergnügten Abend gefeiert hat, bekommt das ganze Land am nächsten Tage in der Zeitung zu lesen, wie die Schleie zubereitet gewesen ist, wie der Champagner geschmeckt hat und welchen Beifall das kunstvolle Arrangement des Herrn „Hof-

traiteurs" allseitig gefunden hat. Der Wildprethändler, der Koch, der Konditor und der Weinlieferant — sie alle bekommen der Reihe nach ihr besonderes Kompliment. Unbegreiflich bleibt unter diesen Umständen, wozu die vornehme Welt heutzutage überhaupt noch geschlossene Gesellschaften bildet. Warum schneidet man da nicht gleich von dem Festsaale ein Stück für den Zuschauerraum ab, und läßt Dienstmann und Droschkenkutscher jede hereingetragene Speise erst einmal beschnüffeln, und jedes getrunkene Glas Wein nachzählen? Der Zweck würde auf diese Weise jedenfalls viel sicherer erreicht werden. Jedermann staunt über die noble Verschwendung, welche die Herren und Damen der Hautevolee sich gestatten dürfen; der Arbeiter setzt Rock und Wams daran, um es ihnen gleichzuthun; und wenn Most von den marmornen Palästen der protzigen Millionäre erzählt, worin goldgefaßte Springbrunnen Champagner speien, dann können die Arbeiter mit einiger Hilfe ihrer Phantasie die ganze teuflische Wollust seines glühenden Hasses nachempfinden.

Die Ordnungslosigkeit und das Uebermaß unsrer Geselligkeit ist eine der Hauptquellen der Socialdemokratie. Diese unaufhörlichen Gesellschaften, Vereinsfeste, Vergnügungen und Lustbarkeiten zerstören die Arbeitskraft, erschlaffen den Charakter, lockern die sittlichen Bande, nähren die Begehrlichkeit, den Neid, die Habsucht, kurz, bereiten allenthalben der socialistischen Aussaat einen empfänglichen Boden. Man fasse z. B. nur einmal die Zahl der Lustbarkeiten und Unterhaltungen ins Auge, welche sich die biedern Leipziger im Jahre 1885 gegönnt haben. In diesem Jahre wurden laut Verwaltungsbericht 7044 (1884 erst 6325) Musikerlaubnißscheine ausgestellt, und zwar 8 zu öffentlichen Volksmaskenbällen, 8 zu Privatmaskenbällen, 3295 zu Gesangsvorträgen, 1893 zu Privatfestlichkeiten, 1213 zu öffentlichen Tanzvergnügungen, 627 zu Instrumentalkonzerten. Man erinnert sich wohl, wie im Jahre 1887 der Klingelbeutel in allen evangelischen Gemeinden des Königreichs Sachsen herumgegangen ist, damit die „arme" Gemeinde Volkmarsdorf bei Leipzig mit ihren 13000 Seelen nur endlich eine Kirche bekomme. Wer ist denn, fragen wir, zunächst verpflichtet, hier für den Kirchenbau zu sorgen? Wir meinen doch, die Leipziger, welche durch den Aufschwung ihres Handels und ihrer Industrie ja erst die Masse der Arbeiter in die Vororte hereingezogen haben. Allein dieses singende, tanzende, spielende und scherzende Leipzig hat sammt Volkmarsdorf für den lieben Gott nicht so viel Geld übrig, daß man ihm endlich das Haus bauen sollte, welches von

Rechts wegen mindestens schon zehn Jahre stehen müßte. Kann man sich unter diesen Umständen wundern, wenn die reiche Bürgerschaft Leipzigs ringsum von einem breiten Gürtel der Socialdemokratie umgeben ist?

Denn wir wiederholen es — einzig und allein aus dem Mangel an Religion und sittlicher Zucht stammt dieser widerspenstige Geist, wie er in der Socialdemokratie eine politische Gestalt gewonnen hat. Wenn also jemand noch einmal mit der abgebrauchten Redensart kommt, es seien die gedrückten Löhne, welche die Socialdemokratie verschuldet hätten, so wollen wir ihm getrost sagen, er solle mit seiner Weisheit nach Haus gehen und sich erst einmal besser unterrichten. Der Volkswohlstand ist in den letzten Jahrzehnten nicht zurückgegangen, sondern immer nur gestiegen. In welcher Richtung wir dagegen einen fortdauernden Rückgang zu verzeichnen haben, das sagt uns die Statistik der Verbrechen und Vergehen im deutschen Reiche aus den letzten Jahren mit Zahlen, die eine unmißverständliche Sprache reden.

Es wurden verurteilt wegen Verbrechen und Vergehen

	gegen Staat, Religion und öffentliche Ordnung	gegen die Person	gegen das Vermögen
1882	51623	107398	169334
1883	51684	112237	164590
1884	56082	125290	162898
1885	56367	127865	157275
1886	60458	134019	156930

Welche Verbrechen zeigen nach dieser Statistik eine fortgehende Abnahme? Diejenigen gegen das Vermögen. Sie ist auch leicht erklärlich. Die Leute verdienen heutzutage so viel, daß wahrlich niemand mehr aus Not zu stehlen braucht. Außerdem ist die Zahl der wohlthätigen Vereine, die jedem Hilfsbedürftigen sofort beizuspringen bereit sind, gradezu Legion. Dagegen haben eben die hohen Löhne verbunden mit einer ungeheuren Zunahme der öffentlichen Lustbarkeiten, sowie mit einem beklagenswerten Rückgange des religiösen Lebens, einen Geist der Frechheit und des Ungehorsams erzeugt, der sich unaufhörlich zu wilden Angriffen auf die Ehre, die Gesundheit und das Leben des Nächsten hinreißen läßt, und keine irdische Autorität mehr achtet, nachdem der Respekt vor der Autorität des göttlichen Gebotes untergraben worden ist. Wir bitten den Leser, einmal eine Zeit lang die Verhandlungen zu verfolgen, welche sich vor den Schranken unsrer Landgerichte abspielen — welche Vergehen betreffen

sie? Wohin führen sie uns zu allermeist? In eine Schenke oder auf einen Tanzsaal. Da hat etwa der Wirt einen lästigen Krakehler an die Luft gesetzt, oder die vom Alkohol erhitzten Köpfe haben eine Flut von rohen Schimpfworten hervorgesprudelt, oder es haben sich zwei Streithähne gegenseitig mit Bierseideln bombardirt, oder die eifersüchtigen Burschen haben mit Messern auf einander losgestochen, oder der Polizeidiener, welcher Ruhe gebot, ist mit beleidigenden Redensarten traktiert worden. In B. in Sachsen war z. B. im Jahre 1887 von einem jungen Burschen ein Mord begangen worden, welcher die ganze, dortige Bevölkerung mit Entsetzen erfüllte. Ein braver Bürger der besagten Gegend schildert die sittlichen Zustände derselben in einer Zuschrift an eine bekannte Zeitung folgendermaßen:

„Es gilt als etwas ganz Natürliches, daß sich die jungen Leute spektakelnd die halbe Nacht herumtreiben, zu Rotten zusammenthun, um den Fusel stamperweise cirkulieren zu lassen, und daß das weibliche Geschlecht dabei in einer Weise vertreten ist, daß man es sehen muß, um es zu glauben. In A. (Stadt von 4300 Einwohnern) giebt es z. B. drei Tanzböden, auf welchen aller vierzehn Tage Tanzmusik gehalten wird, und auf welchen man im Hinblick auf die konsumierten Getränke glauben könnte, daß man in Rußland sich befindet. Bei solchen Zuständen ist es natürlich kein Wunder, wenn die Rohheit üppig gedeiht. Vor einer Woche hat in einem Gasthause ein Sohn den Vater insultiert und dem dazwischen tretenden Wirt ein Stück Fleisch aus dem Handballen gebissen; in der darauf folgenden Nacht hat ein Schlossergeselle völlig unschuldigen, aus dem Gasthause kommenden Leuten aufgelauert und dem Einen einen Hieb mit der Axt in den Hals versetzt, der schon damals, wenn er nicht zum Teil pariert worden wäre, zu einer Durchschneidung der Pulsader, zum Tode geführt hätte. Acht Tage später, ebenfalls an einem Sonntage, ist ein junger Mensch in die Schulter gestochen worden, und am letzten Sonntage endlich hat ein ruhiger, friedlicher Mann, der sich aus den dürftigsten Verhältnissen emporgearbeitet hatte, der, wie allgemein das Urteil lautet, keiner Mücke etwas zu Leide thun konnte, dieser hat unter den heimtückischen Streichen eines ungleich stärkeren Menschen, eines Schurken, sein Leben lassen müssen. Geistlichkeit und Schule können die Arbeit nicht allein bewältigen, unsern Erzgebirglern Gefallen an einem menschenwürdigen Leben beizubringen. — Alles muß dazu beitragen, vor allem auch gerichtliche Strafen, und nicht zu

niedrige, mit denen Ausschreitungen belegt werden, und eine weise Einschränkung der öffentlichen Vergnügungen, die nur zu sehr reizen, über den Strang zu hauen".

Wir unterschreiben das Urteil dieses braven Mannes Wort für Wort, behaupten jedoch, daß die Kirche sich noch fleißiger rühren muß, als sie es bisher gethan hat, um das Unheil einer übermäßigen Genußsucht zu bekämpfen. Zunächst ist es ihre Pflicht, unserm Volke, namentlich auch den höheren Kreisen, die vergessenen Gesetze einer feinen Geselligkeit ins Gedächtniß zurückzurufen. Im weiteren aber muß sie dem Volke selbst Gelegenheit zu einer edlen Geselligkeit bieten. Für den Sommer wird dieses Ziel durch die kirchlichen Feste, Missionsfest, Gustav-Adolf-Fest, christliches Waldfest u. s. w. bereits in erfolgreicher Weise angestrebt. Es gilt nun, diesen Festen etwas ähnliches auch für den Winter an die Seite zu stellen. Im allgemeinen sieht es auf dem Gebiete der christlichen Kunst und Geselligkeit noch recht dürftig aus. Geistliche Konzerte finden bei weitem noch nicht in genügendem Maße statt. Auch Städte von 15000 und 20000 Einwohnern bekommen niemals ein Kirchenkonzert zu hören. Ueberall, wo die Geistlichen das Werk mutig angegriffen haben, wo sie z. B. die Mühe nicht gescheut haben, von Zeit zu Zeit einen öffentlichen Vortrag, einen parochialen Familienabend und dergleichen zu halten, da durften sie auch die Erfahrung machen, daß diese Art geistigen Genusses ebensowohl auf die gesellige Form wie überhaupt auf die sittliche Haltung der Bevölkerung den günstigsten Einfluß ausübte.

17. Kapitel.

Das Volksfest.

Es giebt ächte Volksfeste und künstliche Volksfeste. Ein Volksfest hat nur so lange auf seinen Namen Anspruch, als es von einem idealen Gedanken erfüllt ist, welcher den ganzen Kreis der Mitfeiernden belebt und begeistert. Wenn ein solcher, das Fest beherrschender Gedanke nicht vorhanden ist, oder wenn er nur in dem Herzen weniger Auserwählter lebt, dann kann man nicht von einem Volksfeste reden. Sehr häufig tritt der Fall ein, daß eine Idee, welche ehedem noch in ihrer vollen Kraft bestand, durch den Fortschritt der Zeit ihres Inhalts entleert wird, während die äußeren Formen des

Festes noch fortdauern. In diesem Fall sagen wir, daß das Fest sich überlebt habe.

Zu diesen überlebten Festen gehören die meisten Feste, welche heute noch als sogenannte Volksfeste Jahr für Jahr gefeiert werden. Was war es, wodurch die Schützenfeste ehedem einen solchen Glanz um sich verbreiteten, eine solche Begeisterung erweckten? In den kräftigen Gestalten der Bürger, welche mit prächtigen Uniformen bekleidet und mit blitzenden Waffen geschmückt die Straßen der Stadt durchzogen, stellte sich die Würde und der Glanz des Bürgertums dar, welches nicht blos durch seine vielfältigen Künste den Ruhm der Stadt verbreitete, sondern auch die erworbenen Schätze mit bewaffneter Hand gegen habsüchtige Räuber verteidigte. Heute hat der Waffendienst des friedlichen Bürgers seine Bedeutung verloren, nachdem der Schutz unsrer Städte andern Gewalten übertragen worden ist: gegen den Feind, der lüstern über unsre Grenze schaut, beschützt uns die große Reichsarmee, auf den Räuber aber, der im Finstern schleicht, paßt das nie schlummernde Auge der Sicherheitspolizei. Warum haben die großen Turn- und Sängerfeste noch vor dreißig Jahren eine so hoch wogende Begeisterung in den deutschen Städten erweckt? Damals galten diese Feste, welche die deutschen Männer aus allen deutschen Gauen vereinigten, gewissermaßen als die Bürgschaft für die baldige, politische Einigung. Nunmehr ist das Werk der deutschen Einigung durch Blut und Eisen mit Gottes Hilfe glücklich vollbracht worden; daher sind denn auch die großdeutschen Turner- und Sängerfeste trotz aller Neubelebungsversuche ein für alle mal dem Tode verfallen. Ein Turnerfest, ein Sängerfest, welches vor dreißig Jahren noch ganz Deutschland in Aufregung versetzte, und welches die Teilnehmer noch heute mit leuchtenden Augen in allen seinen Einzelheiten ihren Kindern und Enkeln erzählen, kehrt heute nicht mehr wieder; die Feste der Turner und Sänger von heute sind schon im nächsten Jahre wieder vergessen.

Noch wunderlicher, als die überlebten Volksfeste, nehmen sich die künstlichen Volksfeste aus, womit der Ehrgeiz einer sportlustigen Jugend das deutsche Volk immer und immer wieder beschenkt. Da giebt es große Wettkämpfe der Ruderer, der Radfahrer, der Kegler, der Kartenspieler. Wenn irgend ein Umstand, so sind diese künstlichen Volksfeste die Zeichen einer erschlafften Kultur, die Aeußerungen eines abgelebten, alternden Volksgeistes. Sie erinnern den Socialpolitiker in bedenklichster Weise an die Wettkämpfe des Cirkus, wodurch das

übersättigte, römische Volk seine erschlafften Nerven neu anzustacheln versuchte. Die charakteristische Eigentümlichkeit dieser Feste besteht darin, daß die rohe, körperliche Kraft oder die raffinierte, poesielose Berechnung zum Nachteil der feineren, geistigen Künste über das Maß gebildet und geschätzt wird. Dabei sind diese selben Wettkämpfe gewöhnlich mit einer tiefwogenden Aufregung der Volksmassen verbunden. Alles drängt und eilt nach dem Schauplatz, man schlägt sich förmlich um die Sitze; hohe Wetten, stürmische Beifallssalven begleiten die einzelnen Gänge des Kampfes. Der Größeste unter den alten Kirchenlehrern des Abendlandes, Tertullian, erblickt in dem prunkenden Aufzug, der sich am Tage des Festspiels nach dem Cirkus bewegte, des Teufels Pracht und Hofhaltung; und wenn er schildert, wie der brausende Zuruf oder die heftigen Verwünschungen des dichtgedrängten Publikums die vorüberbrausenden Wagen und Reiter begleitet, wie die Leidenschaft bis zur Raserei wächst und sich in Toben und Gebrüll Luft macht, wie Bänder und Schleifen und Kränze endlich dem Sieger zufliegen, so können wir wenigstens ein schwaches Abbild dieser aufregenden Spiele noch heute bei jedem Pferderennen und in jedem Cirkus wiederfinden. Diese aufregenden Schauspiele werden übrigens dem feinern Kunstgeschmack ebenso verderblich, wie dem ernsten, religiösen Geiste. Die vornehmen Schaubühnen können unter der wachsenden Konkurrenz des Cirkus kaum noch bestehen. Auch in dem Punkte steht die Gegenwart dem verfallenden Rom nicht nach, daß Männer und Frauen aus den höchsten Kreisen sich dazu hergeben, ihre Künste in öffentlichen Schaustellungen von der großen Masse bewundern zu lassen. Man weiß, daß der Kaiser Nero selber auf den Brettern der Bühne um den Beifall des Volkes gebuhlt hat. Träger erlauchter und klangvoller Namen, welche den Lorbeer der Schaubühne und die Beifallsrufe der großen Menge höher achten, als den Lorbeer des Kriegsruhms und die dankbare Verehrung der beglückten Bürger, sind auch heute noch nicht ausgestorben. Doch ist die Aristokratie durch ihre festgefügte Sitte und durch die geistige Erbschaft ihrer berühmten Ahnenreihe vielleicht mehr denn irgend ein andrer Stand vor den Verirrungen der modernen Zeit bewahrt geblieben. Dagegen hat der Strom der Zeittorheiten das social zerklüftete und kirchlich verwaschene, vornehme Bürgertum, namentlich Mitteldeutschlands, breit überflutet. Es giebt heutzutage keine lächerliche Liebhaberei mehr, welche nicht ihre begeisterten Verehrer fände, und zwar grade in den höchsten Kreisen der Gebildeten, und welche

nicht zugleich zum Mittelpunkte eines „Volksfestes“ gestempelt würde. Wer hätte es für möglich gehalten, daß Deutschland noch eine Zeit sehen würde, wo vornehme Beamte, reiche Fabrikanten und wohlstudierte Rechtsgelehrte große nationale und internationale Kongresse berufen würden, um Baumwolle und Wolle in ihren Vorzügen und Schattenseiten für die Bekleidung des Körpers gegen einander abzuwägen, die Wissenschaften und Künste regelrechter Einpackungen des menschlichen Leibes in ausführlichen Vorträgen und wohlpräparierten Modellen zu veranschaulichen, die französische Speisekarte in ein unappetitliches, barbarisches Deutsch zu übersetzen, die subtilen Streitfragen des Kartenkränzchens zu entscheiden, nach sorgsam zuvor entworfenen Schlachtenplänen Massenfeldzüge gegen die hölzernen Könige inmitten ihrer acht Getreuen zu unternehmen und im Volapük einen neuen Turm zu Babel zu bauen? Diese Dinge, welche an und für sich so kleinlich, abgeschmackt und unbedeutend sind, daß der Gesichtskreis ächter Wissenschaft und Kunst gar nicht von ihnen berührt wird, haben doch beinahe über Nacht eine gradezu bedenkliche, sociale Bedeutung gewonnen. Wer die vollgepfropften Eisenbahnzüge, die prunkenden Festhallen, die weit ausgespannten Rennbahnen, die langen Wagenzüge mit ihren buntschillernden, schwankenden Gestalten, die wogenden Menschenmassen betrachtet, der kann nicht anders denken, als daß weltbewegende, neue Gedanken und grundstürzende Umwälzungen unser sonst so ruhiges Volk in Aufregung versetzen. Und in dem Taumel, in welchen man die armen Leute durch solche falsche Volksfeste hineinstürzt, da erwacht leicht von neuem jener blutdürstige Geist, der einst den Kämpfen der Gladiatoren im römischen Cirkus zujubelte. Der Seiltänzer, dessen halsbrecherische Künste jeden Augenblick die Illusion eines furchtbaren Sturzes erzeugen, die dahinsausenden Reiter der Rennbahn, welche in verzweifeltem Sprunge über die aufgestellten Hindernisse hinwegfliegen und gleich darauf im wirren Knäuel sich am Boden wälzen, die Radfahrer, welche unbekümmert um den Sturz ihres unglücklichen Genossen mit weit vorgebeugtem Körper in die Bewegungen und Zuckungen eines Wahnsinnigen hineingeraten — solche Erscheinungen und Schauspiele sind, wie es scheint, allein noch im stande, die erschlafften Nerven dieses blasierten Geschlechts zu neuen Leistungen anzustacheln. Fast die ganze, vornehme Jugend glüht heute in dem unheimlichen Feuer dieses törichten Sportes. Man trägt das teuerste Andenken der verstorbenen Eltern zum Pfandleiher, man bleibt dem Schneider den Rock auf dem Leibe schuldig, um nur das unver-

meidliche Zweirad zu kaufen. Die kostbarsten Luxusgegenstände dienen dazu, den Ehrgeiz der Wettkämpfer in Flammen zu setzen. Wenn die Radfahrer auf ihren stählernen Rossen in die Stadt hineinreiten, dann werden sie von dem Herrn Bürgermeister feierlich begrüßt; wenn die Ruderer an ihrer reichbesetzten Tafel sichs wohl sein lassen, so empfangen sie von hohen und höchsten Kreisen Glückwunschtelegramme. Ueberall begießt man fleißig die Schmarotzerpflanze des Müßigganges und der Torheit, welche dem Ackerboden des socialen Lebens seine Nahrung entzieht. Da kann weder ein gediegener Bürgersinn, noch ein fleißiger, frommer, bescheidener Arbeitergeist mehr gedeihen — neben einer blasierten Bourgeoisie steht das socialdemokratische Proletariat. Die Erscheinungen, welche einst den Niedergang des alten Rom verschuldet haben, kehren überall wieder. Wer da liest und sieht und hört, wie unsre jungen Leute die sauer verdienten Markstücke des Vaters und das Gehalt eines Vierteljahres daran setzen, sich die Ausrüstung ihres kindischen Sportes anzuschaffen, wie sie nachher beim Wettkampf mit einander um die goldenen Uhren und um die Hundertmarkpreise raufen und gelegentlich vielleicht auch einen Griff in die anvertraute Kasse thun, um die wachsenden Ausgaben zu bestreiten, wie sie im Naturheilvereine Vorträge über die schlüpfrigsten Themata anhören und am heiligen Bußtag irgend einen Kongreß veranstalten, der findet alle Züge des Bildes wieder, das einst Sallust von den Spießgesellen eines Catilina entworfen hat: „So drang aus dem Reichtum Luxus und Habsucht Hand in Hand mit der Aufgeblasenheit in die Jugend ein: man raubte und verschwendete, achtete das eigne Gut gering und streckte die Hand nach fremdem aus; über Scham und Keuschheit, über alles, was bei Gott und Menschen ehrwürdig gilt, setzte sie sich sehr rücksichtslos hinweg". Wenn noch ein Rest von Achtung gegen die höheren Kreise in dem Arbeiter zurückgeblieben ist, so wird er durch diese zur Schau getragenen Torheiten der vornehmen Jugend vollends erstickt. Diese künstlich in das Volk hinausgetragenen Anlässe zu Müßiggang, Verschwendung und Vergnügungssucht, welche ein lächerlicher Hochmut der Abenteurer im Verein mit einer liebedienerischen Presse Volksfeste nennt, haben der Socialdemokratie, welche oft genug schon an der Unfähigkeit ihrer Führer zu Grunde zu gehen drohte, immer neue Lebenskräfte zugeführt. Die Zeitungen berichteten im Jahre 1887, daß das große Schützenfest in Frankfurt a. M. habe abgekürzt werden müssen, weil man die Erfahrung machte, daß die Leihhäuser die Masse der Pfandstücke, die ihnen übergeben wurden,

nicht mehr zu fassen vermochten. Welch eine Verwüstung wird durch ein einziges, derartiges Fest in den Haushaltungen angerichtet! Auch in Dresden hat man die Beobachtung gemacht, daß die Einnahmen der Leihhäuser im Monat August um 30000 Mk. durchschnittlich höher sind, als in den übrigen Monaten, und zwar deswegen, weil im August die große Vogelwiese acht Tage lang den Kleinbürger, den Arbeiter und den Dienstboten ausbeutet.

Es scheint beinahe unmöglich, daß unter diesem Wust überlebter, inhaltloser und künstlich gemachter Volksfeste noch ein ächtes, wahres Volksfest gedeihen sollte. Dennoch macht der deutsche Volksgeist allenthalben Anstrengungen, um das verlorne Kleinod wieder zu erobern. Und man darf sagen, daß grade die neueste Zeit wieder einige ächte Volksfeste hervorgebracht hat, welche uns einen Fingerzeig dafür geben, nach welcher Richtung in Zukunft das deutsche Volksfest sich entwickeln wird. Wenn es aber gilt, das Volksfest nach seinem geistigen Charakter in bestimmte Ordnungen einzugliedern, so wird vielleicht die folgende Unterscheidung ungefähr das Richtige treffen.

Auf den Namen eines Volksfestes haben zunächst die religiösen Feste größeren Maßstabes einen berechtigten Anspruch. Wer die heilige Begeisterung des Lutherfestes im Jahre 1883 mit durchlebt hat, der wird gestehen müssen, daß seit einem halben Jahrhundert kein Ereignis das deutsche evangelische Volk dermaßen in seiner ganzen Breite und Tiefe bewegt hat, wie die vierhundertjährige Erinnerungsfeier an den großen Reformator und die durch ihn dem deutschen Volke geschenkten, herrlichen Gottesgnaden. Dieses Fest hat übrigens den Anstoß zu manchem, bemerkenswerten Versuche gegeben, die Begeisterung für den evangelischen Glauben und die Teilnahme an der gesegneten Geschichte unsrer Kirche in die Massen des Volkes hineinzutragen; so verdanken die parochialen Familienabende und die Lutherfestspiele ihre Entstehung vorwiegend dem 10. November des Jahres 1883. Daneben hat die Thatsache, daß das deutsche Reich in jüngster Zeit in die Reihe der kolonisierenden Weltmächte mit eingetreten ist, besonders auch dem Missionsinteresse wesentlich Vorschub geleistet. Wo die evangelischen Pfarrer das Missionsfest fleißig feiern, da gestaltet es sich immer mehr zu einem Volksfeste, welches in die Sitte des Volkes tief einwurzelt und im Ring der kirchlichen Jahresfeste einen ungern vermißten Edelstein bildet. Ebenso kann man von den übrigen religiösen Festen, den Festen für äußere und innere Mission, den Gustav-Adolf-Festen, den Feierlichkeiten bei Einweihung einer Kirche,

neuer Glocken oder bei Einsetzung eines Pfarrers behaupten, daß sie den Charakter ächter Volksfeste tragen, wofern sie nicht durch eine allzu gleichgiltige Behandlung in der Achtung und Wertschätzung des Volkes herabgesetzt worden sind.

An das religiöse Fest schließt sich das vaterländische Volksfest an. Wir bemerken hier sofort, daß wir unter dem Gesichtspunkte des patriotischen Volksfestes nicht etwa die Weihefeierlichkeiten der Militärvereinsfahnen oder die Aufzüge der Schützen mit begreifen; denn diese Festlichkeiten entbehren, wie wir bereits sahen, des tieferen, geistigen Inhalts, welcher den Charakter des ächten Volksfestes ausmacht. Dagegen konnte man die Sedanfeier eine Zeit lang als ächtes Volksfest bezeichnen. Neuerdings treten aber auch bei diesem Feste die Anzeichen des Ueberlebten deutlich hervor. Und ein ernster Christ wird es nicht bedauern, wenn dieses Fest mehr und mehr in Wegfall kommt; denn nicht der Krieg mit seinem Elend und seinen Schrecken und furchtbaren Zerstörungen, sondern vielmehr der Friede mit seinen segensreichen Schöpfungen soll die Herzen des Volkes zu gemeinsamer Festfreude verbinden. Deshalb eignet sich auch der Geburtstag des Landesfürsten viel besser zur Grundlage eines ächten Volksfestes, als der Gedenktag irgend einer blutigen Schlacht. Der Landesfürst ist der Träger der ganzen, vaterländischen Kulturentwickelung, nicht blos der Schützer des Landes, sondern auch der Förderer von Kunst und Wissenschaft und jeder nützlichen Arbeit; sein Lebensgang ist mit den Schicksalen des Vaterlandes unauflöslich verwoben. Deshalb wird auch die fortschreitende Entfaltung des nationalen Geistes und der Gang der vaterländischen Geschichte der Feier des landesherrlichen Geburtsfestes immer neuen Stoff bieten. Es ist ein bedenklicher Fehler der evangelischen Kirche gewesen, daß sie die Feier des kaiserlichen und königlichen Geburtstages bisher fast nur den Militärvereinen und den Schulen überlassen hat. Wenn der evangelische Geistliche zum Geburtstage des Landesfürsten nur im Militärvereine die Festrede hält, oder dem Aktus der Schule thatenlos beiwohnt, oder vielleicht gar an dem Festessen der Honoratioren teil nimmt, ohne irgend eine kirchliche Feier zu veranstalten, dann darf er sich nicht wundern, daß in den Anschauungen der gebildeten Welt nur die Kaserne, die Schule und allenfalls die politischen Kollegien als die Pflegestätten des Patriotismus gepriesen werden, während die evangelische Kirche nach dieser Richtung gar nicht in Frage kommt. Die evangelische Kirche sollte es nicht versäumen, wenigstens in den Großstädten, wo mehrere Geistliche

zur Verfügung stehen, den Geburtstag des Kaisers und des Landesfürsten mit einem regelmäßigen Gottesdienste zu feiern. Und man denke ja nicht, daß es dem Festprediger mit der Zeit an Stoff fehlen werde. Man verfolge die Festreden, welche von den Herren Professoren der Universitäten, der Gymnasien und der Realschulen am Geburtstage des Landesherrn gehalten werden, was behandeln sie? Etwa immer ein vaterländisches, ein geschichtliches oder politisches Thema? Keineswegs. Vielmehr entnimmt jeder Festredner den Stoff seines Vortrags derjenigen Wissenschaft, welche eben sein besonderes Arbeitsgebiet bildet. Und zwar mit vollem Rechte. Denn indem er fleißig seine Wissenschaft fördert, dient er zugleich seinem Könige und seinem Vaterlande. So hat auch der Pfarrer das Recht, in der Festpredigt des landesherrlichen Geburtstages auf die kirchlichen Zustände seines Vaterlandes näher einzugehen und diejenigen kirchlichen Fragen in den Vordergrund zu stellen, welche ihm eben am wichtigsten und am meisten zeitgemäß dünken. Auf diese Weise wird die Kirche auch nach der politischen und socialen Seite zu ihrem Rechte kommen, und die Predigt des Pfarrers wird eine treffende Illustration sein zu dem schönen Schillerschen Worte: „Ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß“.

Schließlich dürfen auch noch diejenigen Feste als wahre Volksfeste bezeichnet werden, welche die Ehre irgend einer wichtigen und nützlichen Berufsarbeit gelten. Dahin gehören die Jubiläen berühmter Bildungsanstalten, die wichtigen Gedenktage wissenschaftlicher oder gewerblicher Körperschaften, die Eröffnung der großen Industrieausstellungen u. s. w. Alle diese wichtigen und bedeutungsvollen Ereignisse dürfen von jedem wahren Freunde des Volkes mit aufrichtiger Freude begrüßt werden, denn sie sind gewissermaßen die Pulsschläge, welche die frische, fröhliche Bewegung des geistigen, wirtschaftlichen und socialen Lebens anzeigen und die Triebkräfte rüstigen Schaffens immer von neuem in das vielverzweigte Geäder des Volkskörpers hineindrängen. Die Arbeit, und wäre sie auch äußerlich noch so bescheiden und geringfügig, ist das Siegel unsrer königlichen Würde auf dieser Erde, die Entfaltung der uns eingehauchten, göttlichen Geisteskraft im Kampfe mit den widerstreitenden Elementen der durch die Sünde zerstörten Welt. Dieser Kampf verursacht dem tapfern Streiter manche schwere Mühsal, schlägt ihm manche schmerzliche Wunde und bereitet ihm manche beschämende Niederlage. Allein er hat auch seine Siege und Triumphe — das sind die eben angeführten, wichtigen Wende-

punkte und Gedenktage in der Arbeitsgeschichte des deutschen Volkes. Diese sollten darum von der evangelischen Kirche niemals vornehm ignoriert, sondern vielmehr mit einer warmen, freudigen Teilnahme begleitet werden. Die evangelischen Pfarrer in Westfalen thun sehr recht daran, daß sie nicht nur die Gründung der Evangelischen Arbeitervereine kräftig fördern, und an den Arbeiten dieser Vereine fleißig teilnehmen, sondern auch die Jahresfeste derselben mit Gottesdiensten und Festreden auszeichnen. Denn diese religiöse Weihe ihres Berufs wird den Fabrikarbeitern ein ähnliches Gefühl der Berufsfreude, des edlen Arbeitsstolzes und des süßen Behagens an ihrem Stande einflößen, wie es die Bauern empfinden, wenn sie Erntefest oder Kirchweih feiern. Geht man nämlich der Bedeutung des Kirchweihfestes auf den Grund, so kann man, wenigstens für Mitteldeutschland behaupten, daß es in der Hauptsache als das Fest der glücklichen Vollendung der bäuerlichen Jahresarbeit begangen wird.

Aus diesen kurzen Betrachtungen des Volksfestes ergiebt sich also für die evangelische Kirche der Gegenwart eine doppelte Aufgabe. Was die überlebten, künstlichen und gemachten Volksfeste anbelangt, so hat sie dieselben nach Kräften zu bekämpfen. Der Feldzugsplan dieses Kampfes fordert jedoch keineswegs unter allen Umständen einen direkten Angriff; es genügt vielmehr, wenn die Kirche den falschen Volksfesten durch ihre kirchlichen Feste eine scharfe Konkurrenz macht, und sich auf jeden Fall strenge hütet, jene durch ihre Mitwirkung irgendwie zu unterstützen, oder auch nur vor ihnen zurückzuweichen. Man hat es in den christlichen Kreisen Frankfurts übel vermerkt, daß der Gottesdienst dort wegen des großen Schützenfestes im Juli 1887 um eine Stunde früher gehalten wurde. Man kann der Kirche nimmermehr zumuten, daß sie ihr heiliges Recht an den Tag des Herrn der weltlichen Lust abtrete. Die ächten und wahren Volksfeste hingegen verdienen von der Kirche jederzeit eine kräftige Unterstützung. Wir hoffen noch die Zeit zu erleben, wo man es selbstverständlich findet, daß die Eröffnung der großen Landesausstellung und die Jubelfeier der Landesuniversität mit einem Gottesdienst begleitet wird. Gewisse Erfahrungen der neuesten Zeit scheinen darauf hinzudeuten, daß man denn doch im öffentlichen Leben den lange vergessenen Weg zur Kirche allmählich wiederfindet. Uebrigens sollen die Geistlichen bei derartigen Gelegenheiten auch nicht bescheiden warten, bis etwa ihre Dienste von den Herren Stadträten u. s. w. in Anspruch genommen werden, sondern vielmehr selbständig, frisch und frei hervortreten. Die Kirche,

die es versteht, die großen Ereignisse und tief greifenden Bewegungen der Gegenwart in freier Weise sich zu eigen zu machen, ist auf jeden Fall Herrin der Situation. In diesem Punkte kann die evangelische Kirche von ihrer Gegnerin noch vieles lernen. Wie klug ist die Politik der katholischen Kirche, daß sie immer zu rechter Stunde mit Glanz und Würde auf dem Plan erscheint, und kein wichtiges Ereignis vorübergehen läßt, ohne in nachdrucksvoller Weise dazu Stellung zu nehmen! Ja muß man nicht die evangelische Kirche, welche bisher in übergroßer Bescheidenheit ihr Licht unter dem Scheffel verborgen gehalten hat, sogar auf solche Erscheinungen hinweisen, wie die Turner und Schützen, die mit ihren patriotischen Festen und ihren phrasenreichen Reden im ganzen Lande herumlärmen, und selbst auf die Socialdemokraten, die jedes Ereignis in Staat und Gemeinde von nur einiger Bedeutung zum Gegenstande ihrer gespreizten Verhandlungen machen und dabei bisher noch immer ihre Rechnung gefunden haben?

18. Kapitel.

Wissenschaft und Kunst.

Bekanntlich hat der berühmte Franzose Rousseau, der übrigens auch zu den Propheten des socialistischen Evangeliums gehört, in seiner im Jahre 1750 erschienenen Abhandlung über die Künste und Wissenschaften die Behauptung ausgeführt, daß ein unverkünsteltes Naturleben die einzige Quelle wahrer Sittlichkeit und vollen Glückes sei, Kultur, Kunst und Wissenschaft dagegen die menschliche Gesellschaft verdorben und ihr jene Uebel und Gebrechen verschafft hätten, an denen sie kranke. Diese Anschauung muß von den Bekennern des Christentums mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Denn sie bedeutet nichts andres, als eine Lästerung des allheiligen Gottes. Aus seinem Geiste stammen ja doch die Gaben und Kräfte, denen wir die bewunderungswürdigen Leistungen der Wissenschaft verdanken. Freilich ist auch in Wissenschaft und Kunst wie in alles menschliche die Sünde eingedrungen, und hat sie mit ihrem Gifte verunreinigt. Allein wenn Wissenschaft und Kunst sich unter den Hauch des Geistes Gottes begeben, dann werden ihnen die lieblichsten und duftigsten Blüten entsprießen, welche den Garten Gottes auf Erden aufs köstlichste ausschmücken sollen.

Wissenschaft und Kunst ist von jeher der Ruhm des deutschen Volkes gewesen. Darum ist aber auch jenes fremde, ganz undeutsche Gewächs der Socialdemokratie zu einer Zeit aufgesproßt, als die Brünnlein Gottes, welche Wassers die Fülle haben, um den Acker des Volkslebens zu befruchten, in Deutschland durch das Eis des Rationalismus verschlossen waren. Man erinnert sich, daß die verderblichen Ideen des Socialismus in Deutschland damals zuerst Wurzel schlugen, als der Hauch der ungläubigen Philosophie durch die deutsche Wissenschaft hindurchwehete. Die Nachwirkungen jener Minierarbeit, wie sie damals von einem David Friedrich Strauß und Andern begonnen wurde, sind jetzt noch allenthalben zu spüren; ja, man kann sagen, daß die Afterweisheit des Unglaubens erst jetzt in die breiten Massen des Volkes mehr und mehr eindringt, nachdem sie in den Höhen der Wissenschaft schon wieder als überwunden gelten kann. Nur selten verhältnismäßig wagt sich heutzutage der Materialismus noch so nackt und schamlos ans Licht hervor, wie etwa in den Schriften von Karl Voigt und Ludwig Büchner. Allein überwunden ist jener Geist der Verneinung noch keineswegs; ja, er hat neuerdings mehr und mehr die blasse Theorie verlassen, um in die Praxis des Lebens einzudringen, wie die in Berlin neu erwachte Begeisterung für die Poesie des Fleisches, für die Werke eines Ibsen, Tolstoi und Zola beweisen mag. Größer, als man glaubt, ist die Zahl der Gebildeten, und namentlich der Halbgebildeten, welche sich mehr oder weniger als Anhänger des praktischen Materialismus bekennen. Und wenn man sich auch scheut, etwa in Zeitungen und öffentlichen Vorträgen die Lehren und Wahrheiten des Christentums anzugreifen, auch wohl derartige Angriffe, wo sie geschehen, ausdrücklich mißbilligt, weil sie ja von den „ungebildeten Leuten" leicht mißverstanden werden können, so lebt man doch thatsächlich ganz ungescheut nach dem Grundsatze: Iß und trink, liebe Seele, denn morgen bist Du tot! Es ist eine gangbare Meinung bei einem großen Teile der gebildeten Protestanten, daß Kirche, Gottesdienst und Religion für das gemeine Volk immerhin ganz nützlich sein mögen; der Mann einer höheren Bildungsstufe bedürfe ihrer jedoch nicht. Die Wissenschaft, die Kunst, die Politik, die Geselligkeit seien völlig genügend, um seinem Geiste die notwendigen Nahrungsstoffe zuzuführen.

Allein alle diese Quellen geistiger Anregung können nur dann eine lautere und heilige Flut hervorströmen, wenn sie innerhalb des Reiches Gottes liegen. Eine Kultur ohne Religion ist nichts andres,

als eine mit dem Firniß eines guten Scheines übertünchte Rohheit. Und selbst die gelehrtesten und begabtesten Geister geraten ohne das Licht der Religion zuletzt doch allemal in die Abwege der Unsittlichkeit und des Irrtums hinein. Jüngst hat ein berliner Arzt, Dr. von Eye, ein Buch über „Wert und Wesen des Daseins“ herausgegeben. Der Verfasser ist offenbar ein nicht unbedeutender Gelehrter; allein er wird durch seinen feinen Materialismus doch zuletzt darauf geführt, den Selbstmord in gewissen Fällen als einzig möglichen Ausweg aus den Engpässen des menschlichen Lebens zu empfehlen. Namentlich aber muß man es den meisten der modernen, protestantischen Socialpolitiker zum Vorwurf machen, daß sie die Weisheit von oben nicht wert geachtet haben, das Dunkel der socialen Frage mit einem Strahl göttlichen Lichtes aufzuhellen. Demzufolge sind denn auch diese Herren nicht selten recht gründlich in die Irre geraten; und es ist nur gut, daß sie ihre Gelehrsamkeit gemeiniglich, eingehüllt in den Mantel unverständlicher Fremdwörter und endloser Schachtelsätze, in die gelehrten Zeitschriften der akademischen Kreise vergraben. Denn wenn man diese Elaborate in ein verständliches Deutsch übersetzen und in einer vielgelesenen Zeitschrift veröffentlichen wollte, so würde der deutsche Fabrikant, Handwerker, Bauer und Arbeiter mit Erstaunen sehen, was für wunderliche Dinge doch zuweilen von den Männern der Wissenschaft verkündigt werden, und wie viel verkappter Socialismus sich in diesen Kreisen findet. Soweit wir auf diesem Gebiete zu urteilen vermögen, so kann man den beiden Socialpolitikern Riehl und Martensen das Zeugnis geben, daß ihre Weisheit in der Feuerprobe des göttlichen Worts sich fast durchweg als lauteres Gold bewährt, während darin so manche andre, weitschichtige Abhandlung wie leeres Stroh hinwegbrennt. Im allgemeinen kann man vielleicht sagen, daß die ultramontanen Socialpolitiker mehr klares Urteil und praktischen Verstand beweisen, als die protestantischen Gelehrten, wenn auch die einseitig kirchliche Richtung jenen noch eine hemmende Fessel anlegt. Es ist darum dringend zu wünschen, daß die sociale Frage auf protestantischer Seite von den Anhängern der positiven Richtung fleißiger bearbeitet wird, als bisher, namentlich von Geistlichen, denen ihr Beruf die Kenntnis von Dingen erschließt, wie sie selbst die bedeutendsten Gelehrten auf dem Katheder nicht haben können.

Die kirchliche Gleichgiltigkeit, welche leider einen großen Teil der protestantischen Bildungswelt beherrscht, trägt die Hauptschuld daran, daß auf dem socialen Gebiete die oberen und die unteren Schichten

nicht zu einer gegenseitigen Verständigung gelangen können. Es ist eine vollständig berechtigte Klage Stöckers, daß die heute gangbare Methode der Erziehung auf den höheren Schulen sehr wenig geeignet ist, den gebildeten Klassen Liebe und Interesse für ihre Kirche einzuflößen. Die berühmten Gelehrten der Universität, die akademisch gebildeten Lehrer der Gymnasien und Realschulen, die höheren Beamten und einflußreichen Kaufleute stehen der Kirche vielfach ziemlich kühl gegenüber. Auf dem Gymnasium tritt der Religionsunterricht vor dem Unterricht in den klassischen Sprachen völlig in den Hintergrund. Und die Begeisterung für die Herrlichkeit der alten, klassischen Welt wird dort so reichlich genährt, daß die Flamme heiliger Jesusliebe daneben oft nur noch in der frommen Sitte des Vaterhauses eine schwache Nahrung findet. Auf der Universität wird die gebildete Jugend, abgesehen von den Theologen, nicht selten vollends der Kirche entfremdet. Und grade diese Kreise sind es ja doch, aus denen später die Träger der wichtigsten Aemter im Staate und in der Kirche hervorgehen. Man prüfe einmal unsre Herren Professoren, Juristen, Doktoren und Beamten, und stelle den Procentsatz derjenigen fest, bei welchen noch der regelmäßige Besuch des Gotteshauses und die regelmäßige Feier des heiligen Abendmahles zur festen Lebensordnung gehört — er wird sich über die Maßen niedrig erweisen. Aus diesem Grunde ist es wünschenswert, daß der Religionsunterricht auf den höheren Schulen nur solchen Theologen anvertraut werde, welche ein gründliches und gediegenes Wissen mit einer anziehenden, imponierenden Persönlichkeit und einem tiefen, sittlichen Ernst vereinigen. Was aber die religiöse Beeinflussung der Studenten anlangt, so hat der Verfasser jener kleinen Schrift, welche eine förmliche, akademische Seelsorge fordert, nicht Unrecht. Es würde sich das aufgestellte Problem übrigens verhältnismäßig leicht lösen, wenn die theologischen Professoren der Universität sich dazu verstehen wollten, von Zeit zu Zeit einen besonderen Gottesdienst für Studenten zu halten, und die gemeinsame, wöchentliche Arbeit mit einer kurzen Andacht einzuleiten. Mit dieser kirchlichen Thätigkeit würde sich dann auch die Seelsorge an den Angehörigen der Universität ganz ungezwungen verbinden. Was aber die Bekehrung der Herren Fabrikanten und Kaufleute von ihrer kirchlichen Gleichgiltigkeit anbetrifft, so wird diese ganz von selbst in Angriff genommen werden, sobald die evangelischen Geistlichen daran gehen, die socialen Fragen in Schrift und Wort mit demjenigen Fleiße zu behandeln, der ihnen gebührt.

Man weiß, wie emsig eine Zeit lang die materialistische Literatur bemüht gewesen ist, ihre zersetzenden Lehren in die untersten Schichten des Volkes hineinzutragen. Allein es ist viel weniger der wissenschaftliche und künstlerische, als der praktische Materialismus gewesen, bei hoch und niedrig, wodurch dem Evangelium des Fleisches, wie es die Socialdemokratie verkündet, Eingang in den Herzen des Volkes verschafft wurde. Deshalb hat auch Riehl vollkommen recht, wenn er behauptet, daß der gemeine Mann schwerlich durch nützliche Bücher oder fromme Schriften glücklich gemacht werden könne. Wir sind weit entfernt, hier etwa den Segen einer guten Volksbibliothek oder einer christlichen Kolportage leugnen zu wollen. Allein man soll sich immer vor Augen halten, daß die Traktätchen, die gedruckten Predigten und die christlichen Zeitschriften im großen Kampfe gegen die Heeresmassen des Unglaubens höchstens die Rolle des Kleingewehrfeuers spielen. Die Festungen aber, die dem Feinde den Einbruch ins Land wehren, oder den bedrängten Streitern Schutz und Schirm bieten, um sich zu neuen Angriffen und Vorstößen zu rüsten, das sind und bleiben die christlichen Gotteshäuser. Dort ertönt das lautschallende Zeugnis von der göttlichen Wahrheit wie die Schläge eines schweren Geschützes, wodurch die schwachen Schutzwälle des Unglaubens niedergelegt werden. Deshalb soll man nur nicht meinen, daß es gelingen werde, durch die Masse der ins Volk geschleuderten, christlichen Schriften eine allgemeine Bekehrung zu erzielen. Die Hauptsache bleibt für die Erziehung des Volkes die geordnete Thätigkeit der Kirche in Predigt, Seelsorge und Kirchenzucht. Wenn die Kirche nur in diesen Punkten redlich ihre Pflicht thut, so wird sie in den meisten Fällen von den außerordentlichen Mitteln der christlichen Kolportage absehen können, wenn auch die Pflege einer guten, christlichen Volksliteratur immer einen wichtigen Teil ihrer socialen Wirksamkeit ausmachen wird.

Dagegen muß der Einfluß der Lokalpresse auf die Stimmung des Volkes jedenfalls sehr hoch angeschlagen werden. Denn dies ist die Vorratskammer, aus welcher ein großer Teil der Durchschnittsmenschen seine tägliche, aber auch zugleich seine einzige geistige Nahrung schöpft. Auch bleibt das Tageblatt auf jeden Fall das wichtigste Blatt für den kleinen Mann; denn alle politischen Nachrichten und alle Urteile über sociale und kirchliche Fragen gewinnen erst dann für ihn den wahren Wert, wenn sie ihm in Verbindung mit den kleinen Ereignissen des Tages und mit den Geschäftsanzeigen von Gevatter Schneider und Handschuhmacher dargeboten werden. Wenn die christ-

lichen Blätter daher die Hoffnung hegen, durch ihren Einfluß nach und nach die politischen Tagesblätter aus dem Felde schlagen zu können, so sind sie sehr im Irrtum. Viel klüger wird die Kirche thun, wenn sie sich bemüht, die Tagespresse einigermaßen zu beeinflussen. Es wird dies auch nicht allzuschwer sein; denn gern öffnen die Redakteure ihre Spalten einem wissenschaftlichen Aufsatz über irgend eine kirchliche oder religiöse Frage, wofern derselbe nur in gutem, volkstümlichen Deutsch verfaßt wird. Andrerseits darf der Pfarrer nicht versäumen, gelegentlich, es sei in der Predigt oder in einem öffentlichen Vortrage, offenbar falsche Urteile, welche in der Zeitungspresse enthalten gewesen sind, zu berichtigen. Ein Mann, wie der stuttgarter Prediger Kapff, hat den ungeheuren Einfluß der Tagespresse recht wohl zu schätzen gewußt; deshalb hat er in der bewegten Zeit der Revolution regelmäßige Zeitungsstunden gehalten, um die in der Tagespresse aufgestellten Behauptungen zu erläutern oder zu berichtigen. Und hat nicht der Hofprediger Stöcker in Berlin dadurch der herrschenden, vom Judentum geleiteten, kirchenfeindlichen Richtung gradezu die Spitze abgebrochen, daß er von den berliner Judenblättern eines nach dem andern hergenommen hat, um es in seinen Vorträgen recht gründlich zu zerzausen? Es ist gewiß nicht geraten, diese Taktik, welche für Berlin passend sein mochte, anderswo ohne weiteres nachzuahmen; es wird vielmehr in den meisten Fällen besser sein, in einer freundlichen, ruhigen Weise offenbare Irrtümer der Tagespresse zu berichtigen. Auch sollten sich die Geistlichen hüten, einen allzu strengen Maßstab an die politischen Zeitungen zu legen. Ein politisches Blatt ist eben kein kirchliches Blatt, und hat darum auch nicht die Aufgabe, gradezu das Interesse der Kirche zu vertreten. Soweit es sich um die Wahrnehmung der kirchlichen Interessen handelt, so ist es eben die Pflicht jeder Landeskirche, für eine entsprechende, kirchliche Zeitungsliteratur zu sorgen. Auch darf man nicht vergessen, daß eine politische Zeitung ohne Unterschied alles zu berichten hat, was grade in den Kreis des öffentlichen Interesses hereintritt, und daß sie allenthalben weniger den sittlichen, als vielmehr den geschäftlichen Standpunkt zu wahren bemüht sein wird. Nach dieser Beschränkung sind es nur die groben Unsittlichkeiten, die Angriffe auf die christliche Religion und die offenbar falschen Urteile über die Kirche, welche eine ernste Zurückweisung oder eine sachgemäße Richtigstellung seiten des Geistlichen verdienen. Es giebt freilich Geistliche genug, welche meinen, daß es auf jeden Fall unter ihrer Würde sei, sich mit

dem „Zeitungsgewäsch" zu befassen. Solche Leute aber schweben über dem Volke, statt mitten darin zu stehen, und dürfen sich nicht wundern, wenn die Kluft zwischen ihrer Anschauungsweise und den Gedanken des gemeinen Mannes immer breiter aufgerissen wird. Das vornehme Hinwegsehen der evangelischen Geistlichen über die Tagespresse hat sich schon heute bitter gerächt. Wer die katholische und die protestantische Presse mit einander vergleicht, dem wird bald ein bemerkenswerter Unterschied aufstoßen; dort ein lebhaftes Interesse für alle kirchlichen Fragen verbunden mit einem in der Regel wohlbegründeten Urteil, hier dagegen eine auffällige Gleichgiltigkeit gegen die Kirche, welche durch die flüchtigen, nicht selten gradezu törichten Bemerkungen über kirchliche Fragen nur bestätigt wird.

Ueber die Stellung der Kunst zur Kirche äußert sich Martensen folgendermaßen: „Wenn die Forderung ausgesprochen wird, alle moderne Kunst müsse als solche christliche Kunst sein, so kann vom Standpunkte des Protestantismus aus die Meinung nicht sein, daß die Kunst ausschließlich religiös sein müsse, und sich unmittelbar in den Dienst der Religion, ja der Kirche zu stellen habe. Freilich giebt es eine durch das Christentum ins Leben gerufene, heilige Kunst, als dienender Bestandteil des christlichen Gottesdienstes, und keineswegs gehört dieselbe ausschließlich der katholischen Kirche an, in welcher sie mit mancherlei weltlichem Beiwerk vermengt ist. Auch der Protestantismus besitzt seine heilige Kunst, was sich besonders in der protestantischen Liederdichtung und Kirchenmusik offenbart. Aber durch den Protestantismus wurde die Kunst zu freier Selbständigkeit emancipiert, in relativer Unabhängigkeit von der Religion und Kirche, und trat auf als weltliche Kunst." Indem wir diesen Sätzen in allen Punkten beipflichten, so bemerken wir doch, daß für den gemeinen Mann die Kirche ein für allemal die Durchgangspforte zum Verständnisse der wahren Kunst, ja die Hauptstätte aller Kunst überhaupt sein muß. Wer da glaubt, den Arbeiter mit höheren Idealen erfüllen zu können, indem man ihm die Museen unentgeltlich eröffnet, die klassischen Werke unsrer großen Dichter für den halben Preis vorführt und die Tonstücke der berühmtesten Meister in Freikonzerten darbietet, der ist sehr im Irrtum. Wenn die Kunst nicht im Glorienschein der religiösen Weihe auftritt, so wird sie für die große Masse bald nichts weiter sein, als ein Reizmittel des sinnlichen Vergnügens. Und die Einrichtung volkstümlicher Theatervorstellungen mit Preisherabsetzung ist jedenfalls ein sehr zweifelhaftes Geschenk für die Kunst sowohl wie für das Volk. Der

Zwang, in zwei bis drei Stunden eines der dramatischen Meisterwerke über die Bühne laufen zu lassen, veranlaßt die Theaterregisseure, die Bleifeder fleißig zum Streichen zu gebrauchen; und wenn die Schauspieler „volkstümlich“ spielen, so verstehen sie darunter ungefähr das Gegenteil von klassisch. Dem Arbeiter sind zudem die Dramen von Shakespeare, Molière, Göthe doch ein für allemal zu hoch, man mag dagegen sagen, was man will. Man begnüge sich also damit, sein Kunstverständnis vor allem durch ein edles, stilvolles, würdiges Gotteshaus, durch einen guten Choralgesang, durch eine schlichte Gabe der kirchlichen Tonkunst an den hohen Festtagen, durch eine würdige Gestalt der kirchlichen Gerätschaften und Bekleidungen, durch gute Illustrationen in den christlichen Volksblättern zu wecken, und überlasse es dann seinem eigenen Ermessen, sich je nach seinem Vermögen auch einmal einen weltlichen Kunstgenuß zu verschaffen. Die Herstellung würdiger Gotteshäuser ist und bleibt darum immer wieder die wichtigste Aufgabe unsrer Zeit. Die durch die Kirche vermittelte Kunst genügt in der Hauptsache allen idealen Bedürfnissen der Arbeiterwelt, während man sicher sein darf, daß die Arbeiter ohne die Kirche trotz klassischer Theatervorstellungen und Freikonzerte allmählich in Rohheit und Barbarei versinken werden.

Neuerdings sind wiederholte Versuche gemacht worden, durch Aufführung religiöser Schauspiele das kirchliche Interesse im Volke zu beleben. Man weiß, mit welcher Begeisterung namentlich akademische Kreise die Lutherfestspiele von Herrig, Devrient und Trümpelmann in Scene gesetzt haben; ja, die schwärmerischen Reformer dieser Zeit hegen sogar die Hoffnung, daß durch diese Lutherfestspiele eine ganz neue Aera der bisher vergeblich angestrebten, volkstümlichen Schauspielkunst eingeleitet werden müsse. Es thut uns leid, daß wir uns auch in diesem Punkte als ungläubige Ketzer bekennen müssen. Auf der einen Seite begrüßen wir allerdings in den Lutherfestspielen die erfreulichen Anzeigen eines neu erwachenden, religiösen Geistes; auf der andern aber müssen wir zugleich darin eine Verirrung dieser an sich so erfreulichen Bewegung beklagen. Die größten Theologen, wie z. B. Martensen und Kahnis, sind darüber einig, daß die Person unsers Reformators viel zu hoch, zu erhaben, zu heilig und dabei zu vielseitig sei, als daß sie von der Kunst des Dichters und des Schauspielers jemals erreicht werden könne. Es kann also nicht fehlen, daß durch die Versuche, Luther dramatisch darzustellen, nur der Nimbus zerstört wird, welchen die wunderbaren Geschichten des großen Gottes-

werkes der Reformation und die fromme Verehrung evangelischer Christen um den teuren Gottesmann gewoben haben. Und wenn man bedenkt, daß die Rollen der Lutherdramen in der Hauptsache mit Dilettanten besetzt werden, so kann man leicht den Schluß ziehen, daß bei der Aufführung des Lutherspiels doch manche Ungeschicklichkeit mit unterläuft, welche dem Auge des Kenners durch die Begeisterung der Darsteller nicht ausgeglichen werden kann. Auch halten wir es unter allen Umständen für eine Profanation, wenn die heiligen Klänge des Lutherliedes an einem Orte erschallen, wo vielleicht am nächsten Tage die Balletmädchen wieder ihre tollen Sprünge machen. Nach protestantischem Gefühl sind Religion und Theater zwei Dinge, welche mit einander nichts zu thun haben, wo nicht gar in scharfem Gegensatze zu einander stehen. Wenn der gemeine Mann ins Theater geht, so thut er es, um dort eine amüsante Liebesgeschichte vor seinen Augen abspinnen zu lassen, und über die Torheiten der Welt zu lachen; hudigt er einer ersteren Richtung, dann sind es die wilden Kriegsscenen oder die furchtbaren Greuelthaten der Tragödie, die seine Aufmerksamkeit fesseln. Der Doktor Luther aber gehört nach seiner Meinung sammt der ganzen, heiligen Reformationsgeschichte in die Kirche, und nicht in die Komödie, abgesehen davon, daß die schauspielerische Nachahmung der Bußkämpfe und Gebete des teuren Gottesmannes gradezu eine Verleugnung der christlichen Aufrichtigkeit und Wahrheit und einen Mißbrauch des heiligen Namens Gottes in sich schließt. Man mag ein keusch gehaltenes Lutherspiel allenfalls in einem Gymnasium oder einem Seminar aufführen; das Gefühl des Volkes dagegen wird an religiösen Schauspielen stets einen Anstoß nehmen, weil es nicht im stande ist, die künstlerische Idee von der profanen Wirklichkeit genügend zu scheiden.

Soweit sich daher die dramatische Kunst mit der socialen Frage berührt, würde es unsers Erachtens die Aufgabe der Gegenwart sein, vor allem an der Weiterbildung des deutschen Lustspieles zu arbeiten. Mit Recht macht Riehl darauf aufmerksam, daß sich in der Person des socialen Philisters ein vorzüglicher Stoff für den modernen Lustspieldichter biete, welcher freilich nicht zu kleinlichem Spaß ausgebeutet werden müßte, sondern zu aristophanischem Spott mit großartigem, sittlichem Hintergrunde. Neben den von Riehl angedeuteten Karrikaturen sind es heutzutage besonders der Allerweltsreformator, der Vereinsmeier, der Humanitätsapostel und der Bildungsschwärmer, die sich für das feinere Lustspiel benutzen ließen, wie denn z. B. Adolf L'Arronge in seinen „Wohl-

thätigen Frauen" nach dieser Richtung bereits einen anerkennenswerten Anlauf genommen hat. Derartige Stoffe würden sich auch allenfalls für die Dilettantenbühne bearbeiten lassen, welche heutzutage leider noch mehr als wünschenswert von der berliner Posse und der pariser Ehebruchsgeschichte beherrscht wird. Vielleicht erweckt der Genius der Kunst demnächst einen Dichter, welcher die herrschenden Zeittorheiten in feinem Charakterlustspiel kräftig und plastisch darstellt und unserm blasierten Geschlechte eine Speise vorsetzt, die reichlich mit attischem Salze gewürzt ist.

Wenn wir also wünschen, daß die Versuche, eine allgemeine Volksbühne zu schaffen, zur Zeit noch unterlassen werden, so sind wir zugleich der Meinung, daß der einfache Mann in Deutschland sich überhaupt nicht dazu eignet, die dramatische Kunst selbstthätig auszuüben. Auch das kleine, einaktige Lustspiel soll auf die Dilettantenbühne der gebildeten Kreise beschränkt bleiben. Wenn erst einmal Bauer und Fabrikarbeiter anfangen, Theater zu spielen, dann weiß man nicht, wer von beiden mehr zu bedauern ist: die armen Leute, welche ihr sauer verdientes Geld an Dinge setzen, die nun einmal über ihren Horizont hinausgehen, oder der Lustspieldichter, welcher unter solchen Umständen wahre Märthyrerfoltern ausstehen muß. Wer die schwierige Aufgabe unternehmen will, unser Volk zu künstlerischem Schaffen anzuleiten, der soll sich die Pflege des Volksgesanges in Gesangvereinen ernstlich angelegen sein lassen. Hier öffnet sich ein weites Feld, wo noch ächte Lorbeeren zu pflücken sind.

Was man aber vor allem wünschen muß, ist dies, daß die höheren Kreise endlich einmal aufhören, sich ihrerseits mit läppischen und abgeschmackten Dingen abzugeben. Es ist heutzutage leider die Beobachtung zu machen, daß Leute, die in dem Geruch einer vornehmen Bildung stehen, an den tollsten Possen Gefallen finden. Auf den berliner Bühnen zweiten Ranges taucht der bekannte „Ulk" und „Mumpitz" in immer neuen Variationen auf, und je unsinniger sich die zur Megäre herabgesunkene Theatermuse geberdet, um so toller und wilder brausen die Beifallswogen in der dichtgedrängten Menge der berliner Weißbierphilister. Mit gewandter Hand werden von unternehmungslustigen Regisseuren Schauerromane zu Schauertragödien zurecht geschneidert. Daneben ist es besonders die lüsterne Operette, welche in den norddeutschen Großstädten den „kunstsinnigen" Teil der vornehmen Roués und leider auch der Kleinbürger und Arbeiter anzieht. In Sachsen dagegen bilden die Schöpfungen eines „Bliemchen"

und „Meisgen“ das Entzücken der Stammtische. Ueberhaupt schießt jene bürgerliche Dialektik, welcher Riehl den Duft der Aepfelwein- und Weißbierschenke anmerkt, heutzutage ganz bedenklich ins Kraut. Man soll die Gefährlichkeit aller dieser socialen Krankheitssymptome ja nicht unterschätzen. Wer unsern gegenwärtigen Kulturzustand betrachtet, der bemerkt allenthalben Züge, welche ihn an das Bild des verfallenden Roms erinnern. Die Oberflächlichkeit, die Blasiertheit, die Manier und das Haschen nach äußeren Effekten verbunden mit einem verächtlichen Servilismus den Zeittorheiten gegenüber sind die traurigen Charakterzüge einer Literatur und Kunst, deren Jüngern es mehr um den raschen, klingenden Gewinn, als um die Lorbeerkränze der Nachwelt zu thun ist. Die große Masse aber ist in eine gedankenlose, wilde Genußsucht versunken. Brot und Spiele! so tönt es wieder durch die Menge wie in den Tagen der römischen Kaiser. Eine Unzahl schmutziger Literaten und Proletarier der Kunst ist heute, wie damals bemüht, die letzten Reste frommer, ererbter Sitte in Trümmer zu stürzen. Wie an die Stelle der blutigen Gladiatorenkämpfe im altrömischen Cirkus heutzutage Pferderennen, Radwettfarten und halsbrecherische Seiltänzerkünste getreten sind, in denen das verlebte Geschlecht einen neuen Nervenreiz sucht, so nehmen Magnetiseure und Hypnotiseure die Wahrsagerkünste der chaldäischen Zauberer wieder auf. Wenn aber die vornehme Welt von heute sogar dazu fortschreitet, mit dem ganzen Aufwand des unsrer Zeit zur Verfügung stehenden Apparates von äußeren Formen Kegelkongresse und Kartenwettkämpfe in Scene zu setzen, so glauben wir, daß selbst die vornehmen Römer diese Dinge für Kindereien erklärt haben würden.

In seiner Schrift „Katholicismus und Protestantismus gegenüber der socialen Frage“ bemerkt Uhlhorn einmal: „Der Gothe oder Vandale, der den Zeus des Phidias zertrümmerte, arbeitete auch damit am Fortschritt der Menschheit, denn er vollzog ein Gottesgericht an einer Welt, welche die Menge des Volkes nur als Kulturdünger anzusehen gewohnt war, bis sie selbst mit all ihrer Herrlichkeit, mit ihren Tragödien und Zeusbildern sittlich verfaulte“. Wir glauben indeß, daß sich ein frommer Christ aufrichtig über den Untergang des Heidentums freuen und eifrig bemüht sein kann, die Siegesfahnen des Lammes von Land zu Land weiter zu tragen, ohne doch den an einem edlen Meisterwerke der klassischen Welt ausgeübten Vandalismus jenes Barbaren zu billigen. Auch der modernen, in das Heidentum vielfach zurückgesunkenen Kunst gegenüber würde die blose Zerstörung und Zer-

trümmerung nur ein geringes Verdienst bedeuten. Es würde wahrlich der Kirche heutzutage wenig Ruhm und wenig Liebe eintragen, wollte sie ihre Hauptstärke darin suchen, daß sie gegen die anstößigen Nacktheiten in den Museen, die gewagten Toiletten und die lüsternen Tänze auf dem Theater, die Schaustellungen entblößter, weiblicher Reize in den Kunsthandlungen, die Schlüpfrigkeiten in den Romanbibliotheken einen stürmischen Krieg führt. Ihre Aufgabe ist vielmehr vorwiegend aufbauender Art. Und so lange die Tempel ihrer Gottesverehrung noch zur Wohnstätte jener zarten, heiligen Schönheit dienen, wie sie fromme Jesusliebe in Wort und Lied, in Bild und Bauwerk, in Gefäß und Gewand, wir möchten sagen, fast unwillkürlich hineinlegt, wird auch von der Kirche ein Hauch edlen, heiligen Kunstsinnes ausströmen, welcher die weltliche Kunst mehr und mehr von der Verunreinigung heidnischer Fleischeslust frei machen wird.

Schlußwort.

Alle socialistischen Systeme, welche seit Plato aufgetaucht sind, beweisen einstimmig, daß der Socialismus schlechterdings keinen positiven Gedanken, keine schöpferische und bildende Kraft in sich trägt. Er ist nur ein Produkt des Geistes, der stets verneint. Er ist die Richtung, welche jeden organischen Aufbau der menschlichen Gesellschaft leugnet, und gegen jede sittliche Macht, wie sie die geschichtliche Entwickelung hervorgebracht hat, seine zerstörenden Waffen wendet. Er vereinigt demzufolge in seinem Heerlager in bunter Mischung alle diejenigen Elemente, die aus den sittlichen Grenzen menschlicher Gemeinschaft gewichen und von den natürlichen Gebilden der socialen Gruppirung des Volkes abgesplittert sind. Die pflichtvergessenen Väter und die treulosen Söhne ihrer Familien, die mißvergnügten und zerfahrenen Genossen irgend eines Berufskreises, die abtrünnigen Kinder der christlichen Kirche und die ungehorsamen Unterthanen des Staates — sie alle finden sich innerhalb der socialdemokratischen Partei vereinigt, um den Kampf gegen die bestehenden Ordnungen gemeinsam zu führen. Und wären die beschriebenen Elemente auch noch nicht eben namentlich in den Listen der socialdemokratischen Parteisektionen angeführt, so sind sie doch sämmtlich, um mit Riehl zu reden, bereits Kandidaten des vierten Standes. Es ist nur irgend ein äußerer Umstand, welcher sie vielleicht verhindert, förmlich der socialdemokratischen Partei beizutreten; dem Geiste nach sind sie mit ihr bereits völlig eins. Der Kampf gegen die bestehenden, sittlichen Ordnungen ist das einzige Band, welches die verschiedenartigen Bestandteile der socialdemokratischen Partei vereinigt. Wenn auf den socialdemokratischen Parteitagen hier und da der Versuch gemacht worden ist, ein förmliches Parteiprogramm aufzustellen und die Forderungen der Partei in bestimmten Punkten zu formulieren, so ist das weiter nichts, als Komödie, nur dazu bestimmt, die Bewegung im Fluß zu erhalten. In der Praxis

fällt es gar keinem Socialdemokraten ein, sich nach diesen Beschlüssen irgendwie zu richten. Kampf gegen die bestehenden, sittlichen Ordnungen ist die einzige Aufgabe der Agitatoren, welche unsre Arbeiter fortwährend beunruhigen. Im übrigen ist einem jeden Volksredner in der Wahl der Leimruten, womit er die Gimpel fangen will, volle Freiheit gelassen. Er darf also dreist heute das Gegenteil von dem sagen, was er gestern verkündet hat — wenn es ihm nur gelingt, Stimmen zu fangen. Dieser Zusammenhang der Dinge scheint denjenigen Politikern noch nicht klar geworden zu sein, welche die Forderungen der socialdemokratischen Programme noch immer ernst nehmen. Und doch haben die Socialdemokraten nicht versäumt, den Schleier des Geheimnisses von ihrer Kunst hinwegzuziehen. Als hervorragende Führer der socialdemokratischen Partei im Juli 1886 vor dem Landgericht in Freiberg sich gegen die Anklage auf Unterhaltung einer geheimen, politischen Verbindung verantworten mußten, verteidigte sich Bebel mit folgenden Worten:

„Wie hätten wir auf dem Kongreß zu Kopenhagen etwas strafbares unternehmen können, ohne Gefahr zu laufen, verraten zu werden? Ich garantiere z. B. keineswegs für die volle Biederkeit der 60 Delegierten auf dem kopenhagener Kongreß, ja ich möchte kaum für alle neun Angeklagte die volle Garantie übernehmen. Ich weiß nicht genau, war es Palmerston oder Beust, der einmal sagte: Käuflich ist jeder Mensch, es kommt blos auf den Preis an, der geboten wird“.

Also die Socialdemokraten gestehen selber ganz offen, daß sie einander nicht über die Schnur trauen. Sie sind wie die Wölfe, die mit einander auf Raub ausgehen; die Raubgier ist das einzige, was sie zusammentreibt und zusammenhält. Gelegentlich fallen sie dann einer über den andern her, um sich gegenseitig zu zerfleischen. Als man einmal einen Arbeiter frug, warum er denn immer wieder socialdemokratisch wähle, da doch die Ideen dieser Partei niemals in Erfüllung gehen könnten, antwortete er: das wisse er recht wohl, aber es käme nur darauf an, dem Staate zu zeigen, daß die Arbeiter eine Macht darstellten. Diese Antwort beweist, daß es unter den Arbeitern selbst viele giebt, welche die „Arbeiterfreunde“ recht wohl durchschaut haben; sie giebt überhaupt über den Charakter der socialen Bewegung eine bessere Belehrung, als dickleibige, wissenschaftliche Untersuchungen. Die socialdemokratische Richtung unsrer Arbeiterschaft ist eben weiter nichts, als die Aeußerung jener krankhaften Störung, welche die Harmonie ihrer Lebensverhältnisse erlitten hat. Man hat dem Arbeiter

die Ehre und Würde geraubt, welche ihm in seiner Familie und in seinem Berufe von Gottes- und Rechtswegen zukommt, man hat ihm die Segensströme seiner Kirche abgesperrt, und nun sucht er diesen schmerzlichen Verlust durch einen um so größeren, politischen Einfluß zu decken. Und nachdem der Mann in wirtschaftlicher, sittlicher und socialer Beziehung für unreif erklärt worden ist, beruft man ihn zugleich dazu, am Wahltage über die wichtigsten, politischen Fragen zu entscheiden, und seine Stimme gegen die Stimme der stolzen Bürger abzuwägen, die ihn eben noch für ein unmündiges Kind erklärt haben. Wahrlich, ein ausgesprochener Feind der staatlichen Ordnung hätte kein besseres Mittel finden können, um die Arbeiter für die Socialdemokratie mürbe zu machen. Wer will sich wundern, daß der gekränkte Mann am Wahltage die Gelegenheit mit Freuden benutzt, um dem stolzen Bourgeois aus sicherm Hinterhalte einen Fußtritt zu versetzen?

Daß dieser Geist der Verneinung, wie er in der Socialdemokratie lebt, so ungeheuer groß geworden ist im deutschen Lande, das ist allerdings ein Armutszeugniß sowohl für die Kraft des deutschen Nationalbewußtseins, wie für die Energie des kirchlichen Lebens. Die Socialdemokratie lebt niemals von der Kraftfülle der ihr innewohnenden Gedanken, weil sie einen solchen Inhalt überhaupt nicht besitzt; sie fristet ihr Dasein nur durch die Fehler ihrer Gegner. Ihr überraschend schnelles Anwachsen ist also ein sichtbares Zeugnis dafür, daß die Träger und Schützer der sittlichen Ideen, vornehmlich die leitenden weltlichen und geistlichen Mächte ihren Pflichten nicht völlig gewachsen waren.

In seinen „Erinnerungen alter und neuer Zeit" bezeugt Graf Eckbert Dürkheim, daß die Wahlen in Elsaß-Lothringen, welche bisher immer und immer wieder franzosenfreundlich ausfielen, nur das Resultat des falschen Verwaltungssystems darstellen, welches bisher bei unsern wiedergewonnenen, deutschen Brüdern beliebt worden sei. So muß auch der Socialpolitiker sagen, daß der rasche Fortschritt der socialdemokratischen Partei sowohl dem Staate, wie der Kirche und den höheren Kreisen die Quittung ausstellt über die bei der Behandlung des Arbeiters bisher begangenen Fehler.

Der Fürst Bismarck hat einmal das Ziel seines Lebens und Strebens in diese Worte zusammengefaßt: „Die Monarchie, und die Monarchie allein mächtig nach außen, mächtig im innern, getragen von einem dem Kaiser unbedingt botmäßigen Heerwesen und von den starken, vor allem materielle Wohlfart fordernden Volksinstinkten, das

ist der einzige, unverrückbare Grundpfeiler meiner politischen Ueberzeugungen. Alles übrige von überkommenen, politischen Glaubens- und Grundsätzen ist gleichgiltig, nebensächlich, je nach Zeit und Umständen zweckdienlich oder verwerflich".

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Grundsätze in der That die sociale Politik des Staates bisher wesentlich geleitet haben. Man hat sich auf die vor allem materielle Wohlfart fordernden Volksinstinkte gestützt, und nicht unterlassen, den materiellen Fortschritt durch alle möglichen Mittel, Eisenbahnen, Kanäle, Straßen, Handelsverträge, Zölle u. s. w. zu befördern. An die sittliche Bildung des Volkes dagegen ist wenig gedacht worden, eben deswegen, weil man sich auf die Volksinstinkte verließ, die man durch jene materiellen Unterstützungen zu befriedigen hoffte. Allein man mußte die Erfahrung machen, daß die Instinkte des Volkes, das ist doch nichts andres als die natürliche Habsucht und Zügellosigkeit, viel eher in der fleischlichen Predigt der Socialdemokratie ein Genügen finden, als in der Versicherung, daß die Monarchie des Volkes Kraft und Heil bedeute. Mit den natürlichen Volksinstinkten läßt sich niemals ein Volk regieren. Der natürliche, fleischliche Geist muß gebeugt, aber nicht geweckt und gefördert werden; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Selbst der höchste, materielle Aufschwung ist nicht im stande, ein Volk ruhig, gehorsam und zufrieden zu machen. Die blose Förderung der materiellen Interessen kann nichts anderes erzeugen, als jene Jagd nach Reichtum und Genuß, welche den Arm des Besitzlosen gegen den Besitzenden bewaffnet, welche zwischen den verschiedenen Klassen des Volkes eine tiefe, unüberbrückbare Kluft reißt und zuletzt einen allgemeinen Kampf gegen jede Autorität entfesselt. Wo jedoch die Fahne eines heiligen Ideals hochgehalten wird, da wird man sehen, daß sich auch die materielle Wohlfart ganz von selbst einstellt. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches alles zufallen.

Andrerseits ist auch das Streben, die Monarchie einzig und allein auf das Heer zu stützen, ein politischer Irrtum. Das Volk besteht nicht blos aus Soldaten, sondern aus verschiedenen Ständen, von denen keiner für die breite Grundlage der Monarchie entbehrt werden kann. Ueberdies geht die Armee, wie jedermann weiß, ihrer breiten Masse nach fortwährend aus dem Bürgertum hervor, um ihre Glieder jedes mal nach einer kurzen Dienstzeit demselben auch wieder

zurückzugeben. Wenn also die Treue gegen Kaiser und Reich im Bürgertume zum Wanken käme, so würde sie auch in der Armee alsbald untergraben sein. Der Versuch, durch die Militärvereine das militärische Verhältnis auch innerhalb des Bürgertums aufrecht zu erhalten, und so das ganze deutsche Reich in eine einzige Kaserne zu verwandeln, muß, wie wir zur Genüge dargethan zu haben glauben, gradezu als ein absonderlicher Fehlgriff bezeichnet werden. Ja, es haben grade die bedeutendsten Socialpolitiker offen anerkannt, daß eben die Vereinigung der verschiedenartigen Bestandteile des Volkes, wie sie durch die allgemeine Wehrpflicht in Verbindung mit der allgemeinen Schulpflicht herbeigeführt wird, dem socialistischen Gedanken der allgemeinen Ausgleichung in gewissem Grade vorarbeite. So schreibt selbst Schäffle: „Alles, was die Masse als Ganzes abrichtet, was zentralisiert, was öffentliche Zusammenfassung der Einzelkräfte im größten Maßstabe in sich schließt, das hat etwas dem Socialismus durchaus verwandtes. Möge man also ihm gegenüber vor allem nicht ruhig auf die Bajonette und jene politische Zentralisation rechnen, die grade der Socialismus eventuell am allermeisten und ausgiebigsten als Mittel seiner ersten Einführung zu benutzen gezwungen ist“.

Der Fehler ist also dieser, daß die socialen und sittlichen Aufgaben bisher vom Staate hinter den rein politischen ungebührlich zurückgesetzt worden sind. Nach ihrer politischen Kraftentfaltung sind denn auch die beiden Kirchen bisher vom Staate geschätzt worden, eine Stellung, die keine andre Folge haben konnte, als daß die evangelische Kirche in kränkender Weise hinter ihre katholische Gegnerin zurückgesetzt wurde. Diese Vernachlässigung aber hat die heilsame Thätigkeit der ersteren in bedauerlichster Weise lahm gelegt, weil ihr loser Verfassungsbau eines festen Rückhaltes in den weltlichen Monarchien nicht wohl entraten kann. Hätte der Staat der evangelischen Kirche auch nur den vierten Teil desjenigen Interesses und derjenigen Opfer zugewendet, womit die Armee fort und fort bedacht worden ist, wahrhaftig, wir wären nicht so tief in die Kirchennot und die Socialdemokratie hineingeraten.

Allein auch die evangelische Kirche ist von schweren Vorwürfen nicht frei zu sprechen. Sie ist des Wortes uneingedenk gewesen: Euer Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Nur allzuoft hat sie Fleisch zu ihrem Arm gemacht. In dem Bestreben, irgendwo einen festen Stützpunkt zu finden, den sie in ihrem eignen, lockeren Verfassungsbau nicht finden konnte, ließ sie sich oft verleiten, um die

Gunst der weltlichen Mächte zu buhlen. Nach allen Seiten machte sie ihre Komplimente, je nachdem ihr die Freundschaft dieses oder jenes Gönners von Nutzen zu sein schien. Diese Schwäche ist dem Scharfblick unsrer Gegner nicht verborgen geblieben. Auf der Allgemeinen Lutherischen Konferenz in Hamburg, welche im Oktober 1887 standfand, bemerkte der Pfarrer Wacker aus Flensburg: „Ich habe in letzter Zeit mit gebildeten Katholiken zu verkehren Gelegenheit gehabt, von denen ich annehme, daß sie die Strömung ihrer Kirche kennen. Die sagten mir: Eure Kirche geht zu Grunde am Strebertum. Wir Katholiken streben auch, aber all unser Streben ist eingefaßt in die Kirche, während Euer Streben vom Außerkirchlichen bedingt ist: Staat, Publikum, theologische Wissenschaft. Vor dem Luthertum hat man dort noch den meisten Respekt. Aber, sagte man mir, das wird ja bei Euch an die Wand gedrückt". Dieses treffende Urteil jenes scharfblickenden Katholiken findet durch die Thatsachen allenthalben seine Bestätigung. In Norddeutschland ist es besonders die freie Wissenschaft, mit welcher die evangelische Kirche geliebäugelt hat; anderswo dagegen ein zuweilen ein wenig nach Omnipotenz schielendes Staatswesen, eine sittlich schlaffe, bildungsstolze Bourgeoisie und gelegentlich auch einmal eine begehrliche und leichtsinnige Volksmasse. Durch diese Mißachtung ihrer selbst hat denn die Kirche die Achtung des Volkes in bedauerlichem Grade eingebüßt. Sie, welche sich jedermann als gefällige Freundin erweisen wollte, ist jedermanns gehorsame Magd geworden. Und wenn einmal ein fester Lutheraner seine Stimme erhebt, um für die sittliche und sociale Selbstständigkeit seiner Kirche zu kämpfen, dann sind jene Behutsamen und Vorsichtigen unter seinen Kollegen die Ersten, die ihn verleugnen. Denn dies ist eben das Betrübende, daß es unter den evangelischen Theologen selber viele giebt, welche den wahren Grund unsrer Schwäche immer noch nicht erkennen. So fand sich in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" gelegentlich die Behauptung, daß die Hauptmacht der römischen Kirche nicht etwa in ihrer äußeren Stellung, ihrer festen Organisation und Einheit beruhe, sondern in ihren kräftigen, mit Wahrheit durchsetzten Irrtümern, welche dem religionsbedürftigen Menschen Beruhigung bieten, ohne das Schwerste, aber zum wirklichen Heil Unerläßlichste, die Buße im biblischen Sinne, ihm zuzumuten. Dieses Urteil ist entschieden unrichtig. Als protestantischer Geistlicher verdammt der Verfasser mit allem Ernst den Abfall von dem klaren Grunde der heiligen Schrift, welchen die katholische Kirche sich hat zu

schulden kommen lassen. Allein wenn die katholische Kirche in jüngster Zeit einen glänzenden Sieg über die evangelische Kirche davon getragen hat, so verdankt sie diesen nicht ihren kräftigen Irrtümern, sondern vielmehr ihren unleugbaren Vorzügen. Die eherne Festigkeit, welche sie in dem großen Kulturkampfe dem Staate gegenüber bewiesen hat, der hohe Märtyrermut ihrer Kleriker und die unzerstörbare Einigkeit der Laien sind die wahren Ursachen ihrer politischen Größe. Irrtümer dagegen können höchstens einen vorübergehenden Schein von Größe erzeugen, wie bei der Socialdemokratie. Dazu kommt, daß die katholische Kirche die brennendste Frage der Zeit, die sociale, mit einer Klugheit und mit einer Energie sich zu eigen gemacht hat, wodurch die bisherige, sociale Thätigkeit der evangelischen Kirche bedenklich in Schatten gestellt wird. Wo die katholische Kirche diese Tugenden nicht entfaltet, z. B. in Belgien, da leistet sie auch auf socialem Gebiete nichts. Und was die Predigt der Buße anlangt, so scheint diese auch in der evangelischen Kirche neuerdings hier und da recht stumm geworden zu sein. Man konnte es erleben, daß namhafte, kirchliche Würdenträger sich den Laien gegenüber öffentlich sehr befriedigt über die Zustände der evangelischen Kirche aussprachen, und zwar an Orten, wo die herrschende Kirchennot, der traurige Mangel an Geistlichen und die sittliche Verlotterung des Volkes zu solcher Befriedigung wahrlich wenig Anlaß gaben. Auch werden oft Erscheinungen religiösen Charakters, welche zum großen Teil nur eine Sache der Zeitmode sind, mit hochklingenden Worten als die erfreulichsten Zeichen des religiösen Aufschwunges im evangelischen Volke hingestellt. Grade den Lutherspielen kann man den Vorwurf machen, daß sie der herrschenden Scheu vor aufrichtiger Buße und ernster Selbsteinkehr recht gefällig entgegen kommen, indem sie die erschütternden Kämpfe und mächtigen Glaubenszeugnisse unsrer Kirche in eine objektive Ferne rücken und die heiligen Dinge der Religion zum Gegenstande eines rein ästhetischen Behagens machen. Als Johannes in der Wüste auftrat, da liefen auch die Leute aus dem ganzen, jüdischen Lande hinaus, um ihre Augen an der sonderbaren Gestalt des merkwürdigen Propheten zu weiden; als er aber nachher seine scharfe und schneidende Bußpredigt hielt, da waren es nur wenige, die ihre Sünden bekannten und sich taufen ließen. Wer diese modernen Lutherspiele in aller Behaglichkeit anschaut und nachher auch den großen Schlußkommers mit feiert, der findet, daß es neuerdings sehr bequem geworden ist, fromm zu sein.

Der erste Hauptfehler der evangelischen Kirche ist also ihre unselbständige Stellung, ihre Liebedienerei einflußreichen, weltlichen Faktoren gegenüber; der andre ist ihr eigentümliches Ungeschick in weltlichen Dingen. Die evangelische Kirche versteht noch allzuwenig, ihre äußere Würde zu repräsentieren. In einer falschen Uebergeistlichkeit schenkt sie der äußeren Erscheinung ein zu geringes Maß von Aufmerksamkeit und läßt sich zu leicht von wichtigen Gebieten des öffentlichen Lebens hinwegdrängen, um nachher zu unwürdigen Dingen gebraucht zu werden. Mit einer nicht verzeihlichen Leichtigkeit giebt sie oft wichtige äußere Rechte preis. Man weiß, daß der Grund ihrer Notlage hauptsächlich in dem Mangel an Geldmitteln beruht. Warum besitzt nun die Kirche nicht das Vermögen, dessen sie bedarf, da sie doch mit einem anerkennenswerten Eifer arbeitet? Darum, weil man sie schnöde um die Frucht ihrer Arbeit bringt. Wo noch Kirchenvermögen vorhanden ist, da wird es oft von fremden Gewalten ausgenutzt; die Quellen, welche goldne Ströme in den Schoß der Kirche sprudeln sollten, hat man fast ohne Kampf anderen überlassen. Unablässig ruft die Kirche den Staat an, ihr für gewisse Arbeiten eine feste Ablösung zuzuerkennen, wiewohl sie dort, wo diese Ablösung schon durchgeführt wurde, in empfindlichster Weise verkürzt worden ist. Schließlich hilft die Kirche auch noch den humanen Leuten dazu, die öffentliche Wohlthätigkeit in ihrem unkirchlichen Interesse auszubeuten; wenn sie dann einmal zaghaft die eigene Hand vorstreckt, so bleibt diese natürlich leer. Wer so nicht einmal seine eigene, sociale Stellung zu wahren weiß, der kann freilich nicht daran denken, an der Lösung der allgemeinen, socialen Frage mitzuarbeiten.

Sollen wir unser Urteil über die ganze bisherige Behandlung der socialen Frage kurz zusammenfassen, so bemerken wir, daß die einseitige, volkswirtschaftliche Auffassung derselben ihrer Lösung am meisten entgegengestanden hat. Die wirtschaftliche Seite dieser Frage ist eine ganz nebensächliche. Die Armut macht den Socialdemokraten wahrhaftig nicht. Ob der Arbeiter seine Steuern direkt oder indirekt bezahlt, das ist ihm im Grunde sehr gleichgiltig. Und wegen eines schlechten Geschäftsganges wird niemand gleich Socialdemokrat; sonst müßten die Bauern bei einer schlechten Ernte und die Beamten bei einem verschleppten Avancement auch jedesmal Socialdemokraten werden. Der Schwerpunkt der socialen Frage liegt in ihrem sittlichen Kerne. Ob das Kind des Arbeiters seine ersten Lebensjahre im Elternhause oder in der Erziehungsanstalt verbringt oder auf der Gasse aufwächst,

ob der Mann am Sonntagmorgen zur Kirche oder ins Wirtshaus geht, das sind Fragen, welche für seine politische Stellung viel wichtiger erscheinen, als die Frage nach der Höhe des Arbeitslohnes oder nach dem eingeforderten Steuerbetrage.

Mit sittlichen Mitteln muß daher auch die Lösung der socialen Frage versucht werden. Diese aber besteht nicht darin, daß alle Staatsbürger möglichst gleich gemacht werden — denn das wäre die Anbahnung des socialistischen Staates — aber auch nicht darin, daß einem jeden einzelnen seine besonderen, irdischen Wünsche möglichst erfüllt werden — denn der Mensch ist in seiner ungebändigten Natur ein habsüchtiges, begehrliches und unersättliches Wesen. Es kommt vielmehr darauf an, daß ein jeder für die Aufgabe, die ihm Gott selbst durch seine Geburt, seine Anlagen u. s. w. gewiesen hat, möglichst tüchtig gemacht werde, und daß ihm jener Geist des Gehorsams, der Geduld, der Ausdauer und der Liebe eingepflanzt werde, der allein ein einträchtiges Leben der Menschen unter einander ermöglicht. Die sittliche Erziehung des Volkes wird denn auch von den berühmtesten Nationalökonomen als die Vorbedingung der socialen Reform anerkannt. „Ich meinerseits — bemerkt Wilhelm Roscher — bin überzeugt, daß alle unsre heutigen Pläne socialer Reform, so klug sie ausgedacht und so großartig sie angefaßt werden mögen, keine Hoffnung des Gelingens haben, wenn nicht eine Wiederbelebung ächter Religiosität im Volke ihre Unterlage bildet.“ Das Ziel aber, wohin die Religion den Menschen weist, ist der Himmel. Wir können uns über die Leiden dieser stets unvollkommenen Welt nur mit der Hoffnung auf die künftige Herrlichkeit trösten. Und so sei es denn erlaubt, mit jenem gläubigen Bekenntnis zu schließen, worein der reichste und berühmteste unsrer deutschen Großindustriellen, der vor kurzem verstorbene Kanonenkönig Alfred Krupp, die Summe seines langen, thatenreichen Lebens zusammengefaßt hat:

Der Mensch findet erst dann seine Ruhe, seine Rast,
Wenn die Seele frei von der leiblichen Last.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Von demselben Verfasser erschien in der Buchhandlung von **Arno Peschke** in Glauchau:

Die sociale Gefahr in Sachsen

von

Guido Wächter,

Diakonus.

92 Seiten. gr. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf.